





Paed. Th.

5630

Stier











# Schulreden und Vorträge

aus der Zeit seit 1862.

---

Teils zur Erinnerung, teils als Proben

dargeboten

von

Schulrat **G. Stier,**

Gymnasialdirektor a. D.

---

Neue bedeutend vermehrte Ausgabe.

---

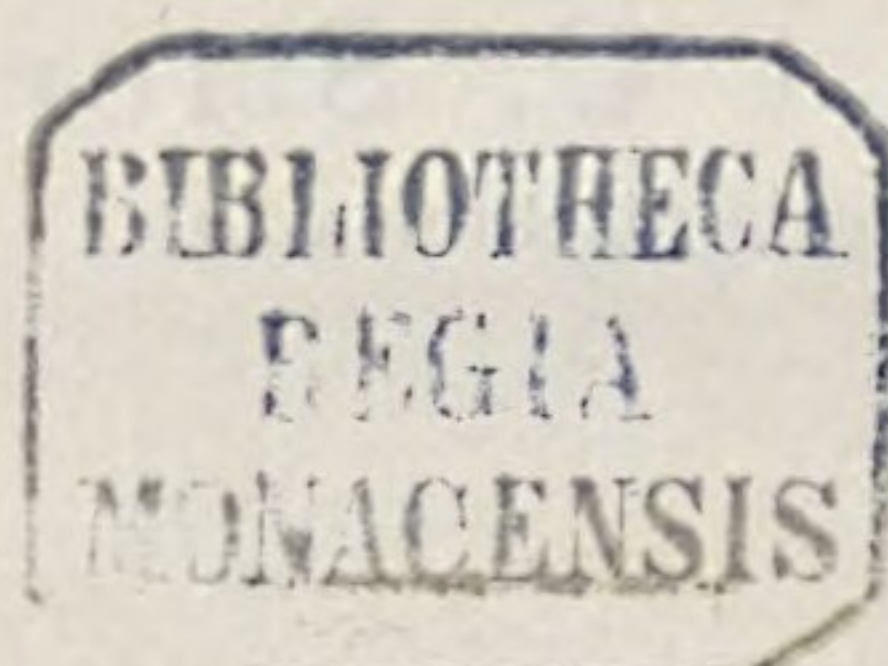
Dessau und Leipzig,

**Rich. Kahle's Verlag**

Inhaber: Hermann Oesterwitz.

1894.







## Vorwort.

---

Als Dr. Hermann Schmidt (den Philologen vornehmlich als Platoniker bekannt) nach 32jähriger Leitung deutscher Gelehrten-schulen (Friedland, dann Wittenberg) 1868 in den Ruhestand trat, seine Platonstudien zunächst in Zerbst fortzusetzen, widmete ich gemeinsam mit meinem seit 1845 mir eng verbundenen Freunde Dr. Fr. Wentrup dem hochverehrten Manne, unter dem wir 9 Jahre als Wittenberger Amtsgenossen gestanden, ein 8(9) Schulreden enthaltendes Heftchen. Mein Freund (damals in Salzwedel Direktor) starb später als Rektor der Klosterschule zu Rofsleben. Unterzeichneter war 1862—68 Direktor des Domgymnasiums und der Realschule in Colberg, und trat dann in Herz. Anhaltische Dienste als Leiter des Francisceums und des 1892 suspendierten Pädagogiums in Zerbst.

Von den hier in Auswahl gebotenen Reden und Vorträgen sind vier aus Abt. I bereits im obengenannten Heftchen veröffentlicht, Z. 7—11 dann durch Abdruck im Programm 1882 einem engern Kreise bekannt geworden, von den übrigen 15. und 16. durch die *Zerbster Zeitung*. Nachträgliche Änderungen bez. Zusätze haben sie nur wenige erfahren, am meisten der auf Wittenberg bezügliche Vortrag Z. 12 durch Anmerkungen und Anhang. Zu den eigentlichen Schulreden bemerke ich noch folgendes.

Ein dem Colberger etwa entsprechendes öffentliches Scheidewort nach dem so dankenswert gefeierten Amtsjubiläum vom 21. April hat für Zerbst nicht stattgefunden. Nur im engern Kreise waren 29. September 1893 einige Realsekundaner als reif zu entlassen, öffentlich dagegen Ostern vorher einige Gymnasial-Abiturienten. Diese Feierlichkeit ist mir Anlaß zu kurzer Rede gewesen, welche einerseits nach alter Gepflogenheit den Säkular-Erinnerungen gerecht zu werden suchte: Ludwigs XVI. schmachvoller Hinrichtung 21. Januar und dem in Luxemburg 3. März 1793 erfolgten Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, Bruders der Kaiserin Katharina II. Hauptsächlich aber empfahl sie den Scheidenden die Lehren aus alter und neuer Geschichte mit besondrer Rücksicht auf den neuentdeckten *Athenerstaat* des Aristoteles und das nun so veränderte Bild Solons, mit dessen mir seit lange wertem Halbverse ich schloß:

*Bleichet das Haar auch — noch lern' ich von Tage zu Tag.*

Dessau, März 1894.

G. Stier.



# Inhaltsverzeichnis.

| Abteilung I.                                                                                    | Seite |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Antrittsrede in Colberg, 29. April 1862 . . . . .                                            | 1     |
| 2. Entlassung der Abiturienten und Königs Geburtstag, 21. März 1864 . . . . .                   | 13    |
| 3. Rede zur Entlassung der Abiturienten, 20. September 1864 . . . . .                           | 22    |
| 4. Stiftungsrede am Dorotheentage, 6. Februar 1866 . . . . .                                    | 34    |
| 5. Zur Jahresfeier des Ramlerschen Geburtstages, 25. Februar 1867 . . . . .                     | 45    |
| 6. Entlassungs- und Abschiedsrede, 2. April 1868 . . . . .                                      | 52    |
| Abteilung II.                                                                                   |       |
| 7. Antrittsrede in Zerbst, 21. April 1868 . . . . .                                             | 60    |
| 8. Am Sedantage 1873 . . . . .                                                                  | 72    |
| 9. Schulschluß und Aulaweihe, 25. März 1874 . . . . .                                           | 77    |
| 10. Kaisers Geburtstag, 22. März 1876 . . . . .                                                 | 84    |
| 11. Zum Landesherrlichen Geburtstage, 29. April 1879 . . . . .                                  | 92    |
| Abteilung III.                                                                                  |       |
| 12. Denkwürdigkeiten Wittenbergs. Vortrag in Dessau. 20. Februar 1873 . . . . .                 | 104   |
| 13. Hektors Gang vom Lager zur Stadt, Litteraria-Vortrag. Zerbst, 26. April 1881 . . . . .      | 134   |
| 14. Der 18. Oktober (Kaiser Friedrichs Gedächtnis). Zerbst, 1888 . . . . .                      | 154   |
| 15. Gr. Wilhelm Nitzsch, einst Oberlehrer in Zerbst. Säkularrede, 22. November 1890 . . . . .   | 170   |
| 16. Karl Theodor Körner, Denkrede bei der Abiturienten-Entlassung. 24. September 1891 . . . . . | 183   |
| 17. Amos Komenius, Säkularrede (Abiturienten-Entlassung.) Zerbst, 28. März 1892 . . . . .       | 193   |

## Druckfehler:

- S. 20 Z. 4 v. u. schiebe ist ein nach *fest*.  
 „ 21 „ 4 v. o. setze Bayervolkes statt *Baierv*.  
 „ 22 „ 1 v. u. „ 1857 statt 1859.  
 „ 24 „ 22 v. o. „ verblühte statt *verblüht*.  
 „ 28 „ 10 v. u. „ lebten statt *leben*.  
 „ 82 „ 19, 20 v. o. setze *Anfangs*, *Ach* statt anfangs, ach.  
 „ 86 „ 16 v. u. setze der Nebel statt *die N*.  
 „ 108 „ 4 Anm. „ Elisabeth statt *Elisabet*.  
 „ 112 „ 11 v. u. „ (der 14ten D.) statt *D. 14ter*.  
 „ 137 „ 7 v. o. „ Äneas statt *Aneas*.  
 „ 142 „ 11 v. o. „ Frau'n statt *Frauen*.  
 „ 143 „ 17 v. o. „ warte, bis statt *warte bis*.  
 „ 150 „ 7 v. o. „ gestaltete statt *gestaltet*.  
 „ 160 „ 12 v. o. „ ausschl.) waren statt *ausschl. waren*.  
 „ 160 „ 8 v. u. „ Gegenseite, und statt *Gegenseite uns und*.



## Abteilung I.

---

### 1.

## Antrittsrede in Colberg.

29. April 1862.

Hochverehrte Anwesende u. s. f. Nach den eindringenden und warmen Worten des Herrn Provinzialschulrats, die wir alle gehört haben, ist es nach der Sitte und der auch für heute getroffenen Anordnung gemäß mir, dem jene noch in besonderem Sinne galten, vergönnt, in schlichter Rede die Gedanken auszusprechen, welche mich bei dem Eintritte in dies durchaus neue Amt bewegen. — Und wer möchte nicht an einem solchen Tage, wo er (den meisten auch von Angesicht fremd, andern höchstens äußerlich bekannt, keinem eigentlich vertraut) in einen neuen Kreis tritt, das Recht solcher Ansprache sich erbitten, selbst wenn die Sitte nicht bestünde!

Man kann in einem mehr untergeordneten Lehramte infolge langjähriger Thätigkeit ganz heimisch und voller Mutes geworden sein, und doch plötzlich zagen, wenn es gilt, eine höhere Stufe zu ersteigen, von der aus eine weitere Überschau zum Teil ungewohnter Gebiete nicht nur gestattet, sondern mit vielseitiger ernster Verantwortung geboten ist. — Da gilt es denn vor allem gleich anfangs sich zu erinnern, woher uns der wahre Mut kommt, aus welchem ewigsprudelnden Quelle zu allen Zeiten neue Kraft zu schöpfen ist, und auch bisher dem danach dürstenden zugeflossen; — es gilt auf Grund solcher persönlichen Erfahrungen mit den neuen Arbeitsgenossen über die letzten und tiefsten Gründe aller Erziehung (wenigstens durch Andeutungen) sich zu verständigen und ihr Vertrauen zu erbitten, auf welches das eigne Vertrauen das meiste Anrecht verleiht. Es gilt dadurch endlich den Schülern



zu zeigen, daß der Wechsel der Person wohl in äußern Dingen hie und da Wechsel nach sich zieht, im Grunde aber die Forderungen aller Lehrer an sie ein' und dieselben sind.

Ja, alle Zeugen der heutigen Feier — mögen Sie nun als Freunde der echten Jugendbildung überhaupt, oder näher als Eltern und Pfleger der uns übergebenen Zöglinge, oder als insonderheit berufene Kuratoren dieser Anstalt und Behörden ein warmes Interesse nehmen — Sie alle, meine Hochverehrten, verlangen mit Fug und Recht irgend einen Anhalt, um daran die Berechtigung des Vertrauens zu dem persönlich unbekannten bemessen zu können, der ein Fremdling in Ihre Thore getreten ist, um darin (so Gott will und durch Ihre Unterstützung) heimisch zu werden.

Bunte Bilder der Vergangenheit ziehen im raschen Wechsel vor der Seele dessen vorüber, der schon oft im Leben (wenn auch nicht die Heimat im eigentlichen Sinne, denn diese bleibt, so doch) Wohnort und Kreis der Thätigkeit gewechselt hat; aber in den Vorgrund der Erinnerung treten sicherlich überall die theuern Männer, zu denen er als Kind und Knabe aufschaute, die Männer, deren Worten der Jüngling — ja auch der Mann noch lauschte, um zu lernen in und für des Lebens nie auslernende Schule.

Einer vor allen schwebt mir in diesen Tagen vor, dessen treue Gewissenhaftigkeit im Amte — dessen gewinnende Herzlichkeit wenige ohne ihn im Leben gesehen zu haben sich recht vorstellen mögen, mag auch seine nicht minder gewissenhafte Forschung im Gebiete der Wissenschaft überall im deutschen Vaterlande hohe Achtung und Anerkennung ihm erworben haben — ich meine jenen kürzlich dahingeschiedenen, theologisch gebildeten Philologen, der selbst nur ein Schulmann sein wollte, aber durch seine geistvollen Forschungen über das Suchen des klassischen Heidentumes nach der Erkenntnis des unbekannten Gottes — vor einigen zwanzig Jahren zuerst die Augen der Gelehrten auf sich zog: Karl Friedrich Nägelsbach.

Als ich diesem am Ende meines leider so kurzen bairischen Studienjahres mit der Bitte um ein Gedenkblatt nahete, wählte er, jene mit gewohnter Freundlichkeit erfüllend, einen wenig beachteten Vers des von ihm selbst hochgeschätzten Dichters Euripides; einen zweiten fügte er wohl selbst bei. Auf ihre Mahnung möchte ich besonders heute an dieser Stätte meinen Blick heften, sie lauten schlicht und einfach:



*Zusammenhangendes Thun erreichte stets das Ziel —  
denn solchem Werke stehet Gott auch selber bei.\*)*

Betrachten wir zunächst die Begriffe einzeln, um uns dann daraus den ganzen Gedanken aufzubauen, und die Mahnung, welche in der ausgesprochenen Erfahrung zugleich enthalten ist, nach verschiedenen Seiten klar zu machen.

Der Ausdruck *zusammenhangendes Thun* kann in zwiefacher Weise gemeint sein; einmal in sich zusammenhangend, was unsre logische Schuldisziplin stetig nennt, andererseits kann er auf die einander unterstützende Thätigkeit mehrerer hinweisen.

Es schließt aber die Wissenschaft Euklids vom Begriffe der Stetigkeit allen merkbaren Übergang vom kleineren zum größeren, vom schnelleren zum langsameren, — alle Unterbrechung unbedingt aus, und findet jenen demgemäß sowohl bei Raum- als bei Zeitgrößen.

Wie ein stetig sich fortbewegender Punkt die Linie erzeugt, — wie die Ebene aus stetiger Fortbewegung der Linie hervorgehend gedacht wird: so können wir auch dem Landmanne stete Bewegung zuschreiben, der den Pflug gleichmäßig von West nach Osten ziehen läßt, und in der einen Stunde ebensoviel des Ackers brächt als in der andern.

Thut er das nicht, lenkt er bald in dieser bald in jener Richtung, treibt er die Pferde, nachdem er sie etwa langsamer gehen lassen, alsbald wiederum zu hastigem Laufe an, — verplaudert er wohl gar manch Weilchen, das der Arbeitszeit angehörte: nun so schelten wir ihn träge und leichtsinnig, und verweigern ihm das Lob stetiger anhaltender Arbeit. Und so treten wir sofort ins sittliche Gebiet über: Zusammenhang im Thun setzt einen einheitlichen Willen voraus; sein Gegenstück ist die zusammenhanglose Flatterhaftigkeit des Leichtsinns, wie er sich auf andern Gebieten so erschreckend zeigt. Wem es in seinem Bewußtsein am klaren und festen Mittelpunkte fehlt —, wer dazu neigt, mit Sinn und Gedanken im Genusse des Augenblicks aufzugehen, statt bei allen Lockungen und Reizen desselben das Ziel unverrückt im Auge zu behalten, — wer dies über dem einzelnen zu vergessen geneigt ist und daher von Zeit zu Zeit gar nicht bei sich selbst ist: nun

---

\*) *Τὸ συνεχές ἔργον παντὸς εὐρίσκει τέλος.  
τῷ γὰρ πονοῦντι καὶ θεὸς συλλαμβάνει.*



den nennen wir ausgelassen und leichtsinnig, weil eben sein Thun zusammenhanglos ist, und versehen uns von ihm, da er der festen Ordnung widerstrebt, auch keines Fleißes, erwarten also auch keine oder doch nur lücken- und mangelhafte Ergebnisse seiner Thätigkeit. Diese kann uns nur ein fester Wille verbürgen, dessen frühe Bildung (wie uns neuerdings wieder eine beredte Feder geschildert hat) das  $\mathcal{A}$  und  $\Omega$  aller erziehenden Thätigkeit ist.

Wird von mehreren Reformatoren sogar das höchste Ziel des evangelischen Christen, der Glaube, als ein lebendiger Wille im Innern unsrer Seele definiert, der durch seine Thatkraft die entgegenstehenden Hemmnisse zu überwinden hat: so ist es klar, daß der Mensch vor allem schlafe Willenlosigkeit zu meiden und zu fliehen hat. Von ihr aber unterscheidet sich nur wenig jener Geisteszustand, wo zwar einzelne Willensakte bald diesen bald jenen Gegenstand ergreifen, aber keine einheitliche sie beherrschende Idee, kein Gesamtwille leitend eintritt und zum Ausdauern bei dem einmal ergriffenen nötigt.

An der Frucht wird man's erkennen. Kann wohl das Weizenfeld voll gelber Ähren flutengleich wogen, wenn nicht die anhaltende Arbeit des Pflügers wie des Säemanns vorangegangen ist? So wird man auch im Gebiete des Geistes eine stetige Arbeit an den Früchten erkennen.

Als der Augustinermönch Martinus im Kloster zu Erfurt an Stelle der draußen gelassenen Juristen und Klassiker ein geistliches Buch verlangte und man ihm jene rot eingebundene Quartbibel gab, deren er später in den Tischreden so manchmal gedachte: da las er Tag und Nacht mit also unablässigem Eifer darin, daß er bald alles beim ersten Griffe finden konnte und das meiste dem Gedächtnisse unverlierbar eingeprägt hatte. Sieben Jahre lang war die Heilige Schrift nicht von seiner Seite gewichen — da nötigte man ihm den Eid auf, ihre Lehren treulich und lauter zu predigen; und weil er solchem Schwure getreu gehandelt ein halbes Menschenleben hindurch ohne zu ermatten: darum dürfen wir heute frei und offen ein jeglicher mit eigem Auge im Bibelbuche den Trost suchen, den Christi Verdienst uns spendet. Als zur gleichen Zeit in der Nachbarstadt unseres Colberg der jugendliche Rektor der dortigen Schule Luthers Buch von der Babylonischen Gefängnis als litterarische Neuigkeit zum ersten Male durchblättert: da wandte er sich freilich davon ab mit jenen heftig zürnenden Worten: *Seit Christi*



*Leiden haben wohl viele Ketzer die Kirche angegriffen und hart angefochten, — aber keiner ist noch erstanden, der verderblicher wäre als dieser!* Aber bald, eingedenk der innern Mahnung, daß nichts in rascher Oberflächlichkeit abgethan werden dürfe, daß gerade seine Zeit die sorgfältigste Prüfung aller Heilversuche auf kirchlichem Gebiete erheischte — prüfte er das verhängnisvolle Buch in unablässiger eifriger Lesung und Vergleichung mit dem Buche der Bücher, — erkannte den Geist göttlicher Wahrheit, der dasselbe durchwehte, und ruhte nicht, bis er nach Wittenberg gepilgert und des Mannes Schüler geworden, der nach seiner festen Überzeugung das ewige Licht in die Kimmerische Finsternis hineinbringen sollte. Er selbst aber, Johannes Bugenhagen, ist es, dessen rastloser Evangelistenthätigkeit mit andern nordischen Ländern auch sein Heimatland Pommern die Segnungen reformatorischer Ordnung in letzter Instanz verdankt.

Lassen wir uns an diesen kurzen Erinnerungen an die rastlose Thätigkeit zweier reichbegnadigten Männer genügen, welche Gottes deutlicher Beistand zum Ziele führte: es bedarf (mein' ich) weder einer ins einzelne malenden Ausführung dieser — noch einer weiteren Aufsuchung und Aufzählung anderer Beispiele.

Nur eines Einwandes sei noch gedacht, den ich doch im allgemeinen nicht für unmöglich halte. „Wie?“ (könnte einer sagen) „die Stetigkeit des Thuns allein ist von nöten, um sich den göttlichen Beistand und durch ihn die Erlangung des Zieles zu sichern? Kann nicht auch der Böse sein gottloses Thun unterbrechungslos fortsetzen, und so ein verwerfliches Ziel erreichen, das ihm am Ende der Tage die Verdammung bereitet? Wir sind ja allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen; muß also nicht ein Unterschied gemacht werden, etwa daß wir die oben hingestellten Worte anders ordnen und sagen: *„Ein stetiges Thun, welches allezeit den göttlichen Beistand anruft, erreicht auch stets sein Ziel.“*

Niemand wird diese Wahrheit bestreiten, und allerdings werden wir hier zur Notwendigkeit gedrängt, zu unterscheiden zwischen der heidnischen und der christlichen Auffassung jener Euripideischen Worte. Schon der Begriff der Sünde ist bei uns Christen, welche oft aus Selbstgerechtigkeit sündigen, ein anderer als bei den alten Griechen; diese vermochten ein Verschmähen göttlicher Liebe und Gnade sich nicht zu denken. Der Dichter unseres Spruches konnte



nur ahnen, daß er eine späterhin geltende Wahrheit ausspreche — das klare Bewußtsein dazu mangelte ihm; ja es wurde auch manches, das uns entschieden als unsittlich gilt, bei dem sonst so reich bevorzugten Griechenvolke ganz harmlos als nebensächlich, wo nicht als erlaubt, angesehen. Dennoch haben seine Edelsten allezeit und mit rühmenswerter Ausdauer nach Wahrheit gesucht; und als die Fülle der Zeiten erschienen war, da waren es vor allem die Griechengstädte diesseit und jenseit des Archipel, in denen sich Christenhäuflein um die Apostel scharten — da war unter göttlichem Beistande das Ziel des unablässigen Suchens erreicht. Anders noch stehn nunmehr wir innerhalb der seit Jahrhunderten gewordenen christlichen Kirche: wie verhalten wir uns nun zum obengenannten Spruche und dem gegen seine Wahrheit erhobenen Einwande?

Wer weder einerseits in methodistenartigen Irrtümern befangen ist, noch andererseits eine falsche Stellung zum Bibelworte einnimmt, wird eine relative natürliche Unschuld des Kindes anerkennen müssen, in welchem die Sünde zwar vorhanden ist, aber als *accidens* — nicht als Substanz, geschweige denn als eine zum Gesetze des ganzen Lebens erhobene Macht. Es ist ein beachtenswerter Ausspruch eines Pädagogen, daß unsre Taufe (welche dem Kinde ein Anrecht auf christliche Erziehung gibt, den Erzieher aber dazu verpflichtet) der erste Akt der Erziehung, gewissermaßen das Programm derselben sei: der Kern der Sache ist, daß wir von der ersten Lebenszeit des Kindes an eine Reihe (anfangs gar nicht — auch später uns oft nur spärlich) sichtbarer Wirkungen des göttlichen Geistes in der Seele jenes glauben, welche die Thätigkeit der Erzieher unterstützend mit ihnen auf das Ziel der Gotteskindschaft hinarbeiten.

Wo gar keine — auch nicht die geringste Spur erziehlicher Thätigkeit ist, vielleicht nicht einmal die äußere Taufe stattfindet, wie in manchen Bevölkerungsschichten unserer modernen großen Weltstädte: da ist kein Christentum — da ist das Heidentum in der schreckenerregendsten Gestalt wieder lebendig geworden. Davon aber können wir hier nicht reden: wir leben (Gott sei Dank) alle im Genusse der Wohlthaten christlicher Kirche, und die Kinder vor unseren Augen, die Knaben und Jünglinge, sind ohne Ausnahme Gegenstände erziehender Bemühungen, teils christlicher Eltern, teils (in Gemeinschaft mit ihnen) besonders dazu berufener Männer.

Darum mag uns auch der wahrhaft furchtbare Gedanke fern bleiben, als sei hier unter uns ein unablässiges Thun des Bösen



möglich, das nicht (wenigstens von Zeit zu Zeit) durchbrochen werde von guten Regungen, von Willensäußerungen, die sich an die Gebote der Erzieher und der Kirche anschließen.

Dann aber kann der Begriff der *Stetigkeit im thun*, nach seinem höchsten Ziele gefaßt, nur den Sinn unablässiger Ausführung des göttlichen Willens haben, ein erhabenes und eben nur durch den göttlichen Beistand zu erreichendes Ziel, nach welchem ein jeglicher von uns zu streben hat und strebt, ohne daß einer behaupten dürfte, es schon erreicht zu haben.

Indem wir nun aus den gegebenen Andeutungen die Summa ziehen, wende ich mich zunächst an euch, geliebte Schüler, die ihr in Vertretung der gesamten Zahl hier zugegen seid.

Mag die Zeit, seit ihr die Räume dieses stattlichen Schulhauses besucht, eine längere oder kürzere sein: ihr habts seit dem Tage eurer Aufnahme schon oft gehört, daß der vom Gehorsam nie zu trennende Fleiß die Grundtugend des Schülers ist; und schwerlich hat einer von euch gemeint, es könne darin nun eine Änderung — eine neue Ära eintreten!

Unablässigkeit des Fleißes ist es, was ich vor allem euch ans Herz lege — im kleinen wie im großen: von zwei aufgegebenen Arbeiten werde erst die eine vollendet, dann die andere, beide mit gleicher Sorgfalt und Ausdauer; hütet euch, wenn ihr einen Tag — eine Woche fleißig gewesen, nun den folgenden Zeitraum der Trägheit zu opfern — etwa um den einen Lehrgegenstand zu bevorzugen, den andern ungebührlich hintanzusetzen. Gewiß haben manche von euch es schon an sich oder andern erfahren, wie nachteilig dies in Beziehung auf den Fortschritt der Gesamtbildung wirkt; und wenn nicht, so glaubt es uns älteren, uns Lehrern, daß die schädlichen Folgen nicht ausbleiben werden.

Dem natürlichen Verlangen nach Abwechslung ist hinreichende Nahrung geboten durch die Mannigfaltigkeit von Unterrichtsgegenständen — auch für Spiel und Erholung sind Zeiten festgesetzt, denn Körper und Geist verlangen in gleicher Weise einen Wechsel der Anspannung mit der Erfrischung; aber ihr wißt ja, daß die bestehende Schulordnung dafür hinlänglich gesorgt hat, und daß es Ungehorsam wäre, solche Ordnung eigenmächtig zu erweitern oder zu ändern.

Die reiferen unter euch werden bei solchem Thun das Bewußtsein haben, für ihr eigenes Bestes zu sorgen, die jüngeren vor-



zugsweise daran denken, sich die Zufriedenheit der Eltern und Lehrer zu erwerben. Und es ist ja diese Verschiedenheit der Betrachtungsweise eine sehr natürliche, im Wesen der Sache begründete, die Erziehung soll eben erst nach und nach zur sittlichen Selbstbestimmung führen. Alle aber werden es wohlthätig empfinden, daß die Stetigkeit des Fleißes zugleich eine Stetigkeit im Gehorsam ist, und daß dies auch auf die sittliche Führung überhaupt wirkt.

Denn vor allem wichtig ist und bleibt es ja, unablässig zu halten an Gottes Geboten. An Mustern fehlt es euch nicht. Ihr kennt sie (wenn sie sonst fehlen sollten) aus der Geschichte der Völker — insbesondere unseres eigenen; strebt ihnen nach, den höchsten zuerst und am eifrigsten, denn der Mensch soll nicht bloß *fleißig* sein zu guten Werken, er soll geradezu vollkommen sein — zu allem guten Werke geschickt.

Zur Vollkommenheit aber (die wir auf Erden nur erstreben, ohne sie diesseits des Grabes zu erlangen) gehört eben Stetigkeit im Kampfe gegen das Böse; je ernstlicher wir ihn kämpfen, desto gewisser werden wir des göttlichen Beistandes.

Aber auch menschlicher Unterstützung und Förderung bedarf der ringende, vor allem das Kind — der Knabe — der mündigkeitsbegierige Jüngling: ich biete sie euch in gleicher Weise an, wie ihr sie bisher gewohnt gewesen.

Vertraut euch meiner Leitung, wie ihr euch bisher leiten ließt von dem verehrten Manne, dessen Stelle ich heute zum ersten Male vor euch einnehme; übertragt (ich bitt' euch) einen Teil der Liebe, die ihr (wenn nicht alle Zeichen trügen) ihm zugewendet habt, nunmehr auf mich, und denkt daran, daß auch wir Lehrer euch lieben wollen, freilich allerdings mit der Liebe sittlichen d. i. göttlichen Ernstes, welche dem fleißigen und gehorsamen freundlich ist, welche gern Geduld hat mit den schwachen — doch ernstlich an sich arbeitenden, Trägheit aber und ungehorsames Widerstreben zu eurem eigenen Besten nie ungeahndet lassen kann.

In dieser Weise nun (das glaub' ich zu wissen) wird mein Thun in anderem Sinne ein zusammenhängendes sein, nämlich mit gleichgesinnten Genossen; und das ist eine im hohen Grade tröstende Aufmunterung für mich, da die Unvollkommenheit unsrer irdischen Natur eben so selten wirklich anhaltende, in sich zusammenhängende Arbeit zuläßt, vielmehr den Menschen auf den Menschen,



den einen auf des andern Ergänzung anweist. Lehrt es doch die Geschichte auf allen Blättern — lehrt es die tägliche Erfahrung doch, welcher Segen auf gemeinsamer Arbeit ruht. Kaum brauchen wir über die oben schon der Weltgeschichte entlehnten Beispiele hinauszugehn: sie liegen uns alle nahe genug.

*Non sine numine*, nicht ohne höhere Schickung geschah es, daß dem obengedachten kühnen Reformator, den das mittlere Deutschland geboren, schon im Jahre 1518 ein Gehülfe aus den Marken des Südens zugeführt wurde, um sein Wirken von Seiten der gelehrten Wissenschaft und Formgewandtheit zu ergänzen, — beiden aber nur drei Jahre später im *Dr. Pommer* ein Mann sich zugesellte, der die Organisation der neuen Kirche verstand wie keiner, der Ambrosius und Bischof des Evangeliums. Herrliches berichten die Geschichtschreiber jener Zeiten von der einander so schön ergänzenden engen Freundschaft namentlich der beiden älteren jener drei: wie Bugenhagen das große Bibelwerk des größern Genossen (dem er sein neues geistiges Leben verdankte) neidlos förderte, ohne seinen Ruhm zu teilen; — während Luther, so oft sein Freund ins Ausland berufen ward, um lutherische Kirchen und Ordnungen zu gründen, dessen wichtigste Arbeiten, namentlich die verwaiste Wittenberger Kanzel übernahm (gewissermaßen als dessen Unterpfarrer, wie er sich scherzend nannte) — also daß allezeit der eine fortsetzte, was der andere begonnen, die Lücken, die jener gelassen, ergänzte, — beide aber an ihrem Teile das harmonische Gedeihen des ganzen Werkes ermöglichten und bedingten.

Sie verzeihen es wohl, hochverehrte Anwesende, dem Ankömmling, wenn er bei der Wahl eines Beispiels für einträchtig zusammenhaltendes Thun zunächst an seiner bisherigen Heimat haftete; er weiß wohl, daß die nunmehrige wahrlich nicht zurücksteht. Zwar weniger an geistige Kämpfe, mehr an die eigentliche männertötende Feldschlacht und vergeblich umstürmte Mauerzinnen mahnt uns der blutgetränkte Boden Colbergs und seiner vom alten deutschen Arndt besungenen *grünen Au*: um so herrlicher tritt da die Kameradschaft hervor, die bis in den gräfslichen Tod getreue. Ich schweige von den andern, deren Namen man in ganz Deutschland mit dem von Colberg verknüpft, deren Züge ein hiesiges Denkmal tragen wird: nur Gneisenaus gedenk' ich heute weiter-eilend, des herrlichen Helden, der noch jung und wenig gekannt hier zuerst im treuesten Zusammenstehen mit den wackersten Bürgern



den Grund legte zum späteren Ruhme, welchen er als Waffengenosse des *Marschall Vorwärts* bewähren sollte — in schöner Vereinigung von Rat und That, von rasch fördernder Entschiedenheit und heilsam zügelnder Besonnenheit.

Nun das Feld der Schlachten ist gottlob nicht das unsere, sondern auf geistigem Gebiete haben wir fein still und besonnen zu säen, und durch allerlei Arbeit zu fördern, zugleich nach Kräften ungünstige Einflüsse abzuwehren. Aber das Gebiet ist groß, zu groß für die Kraft des einzelnen, daher ist es in Felder geschieden, die den einzelnen zugeteilt sind, um von ihnen nach einem gemeinsamen Plane bearbeitet zu werden, so daß die Erträgnisse zusammenstimmen. Der Boden mag nicht durchweg der gleiche sein, mancher sandig oder steinig, anderer dagegen hoffnungweckend und fruchtbar. Da könnte denn die Entmutigung bei dem einen bald sich einstellen, bei dem andern scheinbar geringere Mühe günstigen Ertrag erzielen — da bedarfs gegenseitiger Beratung, Mitteilung der Erfahrungen, Verwertung und Weiterführung der von anderen errungenen, auf daß von allen draußen stehenden Beurteilern erkannt werde: hier ist Zusammenhang in der Arbeit vieler, alles schließt in einander und zu einem Ganzen sich zusammen.

In diesem Sinne, meine teuren Herrn Kollegen, die ich von nun an in freudiger Hoffnung und besonderer Wortbedeutung so nenne, die wir zusammen erlesen sind, die Jugend dieser Stadt anzuleiten zu praktischer Bildung für das tägliche Leben, zur Forschung in den Geistesschachten des klassischen Altertums, zu einem Wachsen im Geiste der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet — in diesem Sinne nehmen Sie mich zu Ihrem ferneren Arbeitsgenossen an. Wenn hiebei ich für meine Person es lebhaft beklage, daß ich den Beirat eines der ältesten Lehrer der Anstalt hinfort entbehren soll: so gereicht es mir andererseits, sobald ich weder das Wohl unserer Anstalt noch mein eigenes ins Auge fasse, sondern das Ihrige, verehrter Herr Professor Dr. Wagler, zur außerordentlichen Freude, Ihnen namens unserer Schule, deren Blüte Sie (wie ich weiß) nicht wenig gefördert haben, den Dank und Wunsch derselben für eine segensreiche Wirksamkeit in der neuen Heimat aussprechen zu dürfen. Gott geleite Sie zu seiner Zeit und sei auch dort mit Ihnen! Mehr als andere wohl darf ich die Gefühle zu verstehen meinen, mit denen Sie ihr Leiter-Amt in Guben antreten werden, um in den Kreis eines neuen Lehrerkollegiums eintretend,



die Freude des Gelingens und das Leid des Mißlingens mit ihm fortan zu teilen. Dort wie hier wird aus gegenseitigem Vertrauen (des bin ich sicher) die notwendige Einheit des Unterrichts- und Erziehungszweckes unzweifelhaft hervorgehen.

Ich sage des Unterrichts und der Erziehung. Viele schreiben nur den ersteren der Schule zu, die Erziehung verlangen sie von der Familie, — höchstens von den diese ersetzenden Alumnaten oder geschlossenen Schulanstalten. Und allerdings kann eine Anstalt wie die unsere, welche nur für einen Teil des Tages die Ihrigen versammelt, unmöglich das ganze schwere Werk der Erziehung allein vollbringen; aber ebenso nimmt sie andererseits mit Entschiedenheit das Recht und die Pflicht in Anspruch, während der Schulzeit nicht bloß unterrichtend und im engeren Sinne bildend, sondern recht eigentlich erziehend auf die ihrer Pflege anbefohlenen einzuwirken.

Um so notwendiger ist es, daß die Arbeit des ganzen Tages ein zusammenhängendes Ganzes bilde, daß Schule und Familie mit gegenseitiger Unterstützung ineinander greife und ebenfalls eine in sich zusammenhängende Einwirkung auf die jugendlichen Herzen ausübe. So bitte ich denn die verehrten Eltern und Pfleger unserer Zöglinge, ihre Leiter und älteren Freunde, alle werten Bewohner Colbergs um freundliche Förderung unserer Bestrebungen, die nun auch die meinen werden.

Seit das heidnische Colberg den ersten christlichen Bischof, den am Salzmeere Eislebens geborenen ehrwürdigen Reinbern, in seine Thore einließ — seit neunthalb Jahrhunderten ist diese Stadt gewohnt, Fremdlingen (namentlich auch aus sächsischen und thüringischen Gauen) eine wohnliche Stätte zu bereiten, und gleiches Recht mit den eigenen Bürgern zu gönnen.

Daß noch heute (und nun recht eigentlich) christliche Bildung bei Ihnen Ehre genießt, beweist diese neue Anstalt, deren Äußeres schon vielen Städten zum Muster dienen kann — erwidern Sie (ich bitte herzlich darum) auch meinen dargebotenen Handschlag im Geiste.

Ihre Vertreter haben mir schon in die Ferne ein Vertrauen entgegengebracht, das ich nun erst verdienen muß. Damit mir dies einigermaßen gelinge, bedarf ich wiederum zur allseitigen Fruchtbarmachung des eigenen Strebens der Fortdauer Ihres freundlichen Wohlwollens, hochverehrte Herren und Mitglieder der städti-



schen Behörden, insonderheit des Kuratoriums, an dessen Spitze wir mit allgemeinem Schmerze (so würdig auch inzwischen seine Stelle ausgefüllt ist) den Herrn Oberbürgermeister vermissen, mög' er der Stadt bald wieder ganz geschenkt werden! — und bitte Sie daher, Ihre allseitig vorsorgende Thätigkeit auch mir zugute kommen zu lassen, dessen redlicher Wille Ihren Wünschen stets entgegenkommen wird, so sehr ich mir bewußt bin, meinem wertgeschätzten Amtsvorgänger wie in anderem so auch in pädagogischer Erfahrung nachzustehen.

Nicht geringen Trost gewährt es dabei, in der Ferne wie in der Nähe Männer zu wissen, deren Weisheit und Humanität den Neuling auf ungewohntem Pfade zu leiten bereit ist. Von Tage zu Tage werde ich mehr hier erfahren, wieviel auch diese Provinz den vorgesetzten königlichen Schulbehörden von jeher verdankt, und namentlich, seit Sie, hochverehrter Herr Provinzialschulrat, jenem Kollegium angehören. Wie ich mich Ihnen nicht bloß für die heute erteilten Winke, welche neben der Auferlegung amtlicher Verpflichtungen mir zugleich die Aussicht auf reichen Segen unablässiger Arbeit eröffneten, dankbarst verpflichtet fühle: so wage ich die Bitte, ferner mit Ihrem Rate voll weiten Umblickes mich leiten zu wollen; ich werde voraussichtlich oft an Ihre Güte mich zu wenden haben.

Fern aber ist es von uns allen, über Menschenrat — und wäre es der weiseste — zu vergessen den Rat des allweisen Vaters im Himmel, der den Zusammenhang mit seinen irrenden Kindern auf Erden neugeschaffen und geordnet hat durch seinen Sohn. In Christo dem Weltheilande, der von sich sagen durfte *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben* ist gegeben was wir suchen; wie vermöchten wir sittliches und dauerndes zu wirken, ohne den Lebenszusammenhang mit ihm zu haben, der die Rebe dem Weinstocke, die Glieder dem Leibe vereinigt.

So erflehe ich denn zuletzt, Herr und Heiland, Deinen Segen und Beistand, den Du dieser teuren Anstalt sichtlich bisher bezeugt hast — verleih ihn fernerhin uns allen! Amen.



## Entlassung der Abiturienten und Königs Geburtstag.

Colberg, den 21. März 1864.

Hochverehrte Anwesende u. s. f. Mit einem Teile ihres sonst enger beschränkten Treibens ist die Anstalt heute und vorgestern an die Öffentlichkeit getreten. Sie haben diesen (schon um der Befangenheit willen nicht überall genügenden) Leistungen Ihre Gegenwart und (wie wir hoffen) nachsichtig wohlwollende Beurteilung zugewandt. Eine solche müssen wir freilich auch für die eben gehörten Vorträge nachträglich erbitten, in welchen Ihnen neben jüngeren und jüngsten Vertretern unsrer jungen Schar auch eigene Redeversuche von den Jünglingen geboten wurden, welche (nachdem der Staat ihr Anrecht auf Mündigkeitssprechung geprüft und begründet gefunden hat) zum letzten Male heut als Schüler in diese Räume getreten sind. Schwerlich haben die gewählten Themata Sie überrascht, sie berühren im Herzen eines jeden verwandte Saiten\*). Wem unter uns — wem in Preußen — in Deutschland liegen jetzt Gedanken fern an das Blutvergießen des männermordenden Krieges, seitdem die Ahnen jener Dänensieger von

---

\*) Die Vorträge enthielten u. a. eine Rede über das *Dulce et decorum est pro patria mori*, Zimmermanns Gedicht *Graf Eberhard im Bart*, Meinholds *Karl XII in Bender* (Bauer Müsebäk), *Habsburgs Mauern* von Simrock, *Fehrbellin* von Minding, *De Slacht bi Hemmingsted* (17. Febr. 1500) von Groth, *An den König Wilhelm* von K. E. Das letztgenannte, Januar 1861 gedichtete, in der Spenerschen Zeitung veröffentlichte Gedicht glaube ich hier vollständig wiederholen zu dürfen; es lautet:

*Wer sieht — o Zollernerbe — wer sieht auf Erden zu, Dafs Deutschland nicht verderbe — Wer, König, wenn nicht Du? Wer hilft dem wunden Schiffe, dem Well' auf Welle droht, Wenn Du mit festem Griffe Es nicht befreist vom Riffe, Du fürstlicher Pilot?*



Hemmingsted (deren trauliche Sprache sogar Sie vorhin vernommen haben) ihre teure Heimat, einen ansehnlichen Teil unseres deutschen Gesamt Vaterlandes, durch preußische Krieger von übermütigen Feinden gesäubert — gegen die bitter uns hassenden Dänen verteidigt sehen? Ja, was vor wenigen Wochen noch als Übertreibung erschienen wäre: die letzten Tage haben es zur nüchternen Thatsache erhoben, daß selbst der Donner der einander messenden Geschütze am Colberger Strande gehört wird. Gott walte über den Seelen der Gefallenen, über den Sterbenden und Verwundeten: schon zählt unter letzteren auch die Colberger Schule einen einstigen Zögling\*).

Bald scheint das Land, dessen Söhne zum Schutze eines stammverwandten edlen Volkes in die Ferne gezogen sind, deren auch zum eignen Schutze zu bedürfen. Wohl ihm, wenn ihr Erbteil jene unerschütterliche Festigkeit ist, welche den sichersten Halt wie im lebendigen Gottvertrauen einerseits, so andererseits in der Treue gegen Führer und Fürsten findet. Mannentreue schirmte einst besser als Schanz' und Wall das feste Stammschloß der (später so hoch erhobenen) Habsburger, deren kaiserlicher Enkel heute dem preußischen Heere wie der jungen Flotte Preußens Streitgenossen zugesandt hat. Die zweifellose Liebe der Unterthanen

---

*Der Britte traut dem Meere, Der Wüstensohn dem Ross, Der Skythe seinem Speere, Der Schweizer dem Geschoss. Wem sollen wir vertrauen In Gottes weiter Welt? Wenn wir in Deine blauen Luisen-Augen schauen, Dann wissen wir's, Du Held!*

*Wir haben Friedensfürsten Genug im Deutschen Land, Wir schmachten und wir dürsten Nach einer Eisenhand. Uns ward die wackre Sage Von jenem Schmied bewahrt, Der seufzte Nächst' und Tage Bei jedem Hammerschlage: „O Landgraf, werde hart!“*

*Hart, König Wilhelm, werde! Der Däne — dulde es nicht — Er speit auf deutscher Erde dem Deutschen ins Gesicht. Der Welsche knotet Netze — Barbarenhorden hat Gekoppelt er zur Hetze, Daß ihre Wut zerfetze Den alten Kaiserstaat.*

*Mit Eisen mach zunichte Den Trug — was thut es, wenn Dich einst die Weltgeschichte Benennt den „Eisernen“? Der Name ziemt dem Sprossen Vom großen Heldenstamm, Der ganz aus Erz gegossen Zum Riesenwerk entschlossen Vom Hohenzollern kam.*

*Auf! stoß den Skandinaven Weit in sein Meer hinaus! Vor Welschen, Hunnen, Slaven Behüt das deutsche Haus! Längst harren alle Guten Des, der zum Kampf sie führt, Und in des Sieges Gluten Die fünfunddreißig Ruten Zu Einem Bündel schnürt!*

\*) Leutnant zur See Wilh. Berger, 1846 Zögling der höheren Bürgerschule.



wußte jener schwäbische Eberhard seinen deutschen Mitfürsten als sein höchstes Kleinod zu rühmen. Opferfreudige Hingebung gegen ihren König übten jene pommerschen Bauern lange ehe sie einen deutschen Fürsten aus Hohenzollernstamm den ihrigen nannten, einen Sproß jenes großen Kurfürsten, der zuerst den Fuß auf pommerschen Grund und Boden gesetzt hat — Friedrich Wilhelms des Großen, der nicht bloß bei Fehrbellin sich als Gebieter eines mit begeisterter Treue ihm anhängenden Volkes empfand. Wahrlich auch Gedanken, die uns nahe treten dürfen an einem Tage, wie der heutige mitten inne liegt zwischen dem Wiegenfeste des erhabenen Herrschers unsrer Monarchie und dem Geburtstage eines vom Heere fast vergötterten tapfern Prinzen, welcher zum ersten Male dies Fest im Feldlager begeht —, es vielleicht schon durch siegreichen Angriff auf die einzig noch nicht gewonnene Zwingburg des Feindes feiert.

Was ist es aber, das von jeher Männer in Schlachten und Tod getrieben hat? Es war (von unedleren Beweggründen reden wir nicht) das Bewußtsein, daß die Erfüllung der Pflicht — die Durchsetzung des Rechtes selbst nicht vor Schmerzen und Gefahren zurückweichen dürfe, bei den Führern der feste Wille, dem als Recht erkannten Geltung zu verschaffen —, bei denen, die ihnen folgten, der unerschütterliche Entschluß, den einmal gelobten Gehorsam zu üben mit Verachtung der Gefahren selbst des Todes. Wie singt der römische Dichter, von dem der erste unsrer jugendlichen Redner heute ausging?

*Den gerechten, den beharrlich festen Mann  
macht nicht des Pöbels blinde Wut erzittern;  
den Felsensinn im Herzen kann  
kein drohender Tyrannenblick erschüttern,  
Der Süd nicht (jener stürmische Despot  
der Fluten Adrias), nicht Jovis Flammen;  
bräch' auch des Himmels Bau zusammen:  
er fänd' in Trümmern sonder Furcht den Tod.*

Festigkeit und Konsequenz hat man von jeher am Manne gelobt, die theoretische so gut wie die praktische. Zwar die erstere, welche darauf beruht, daß beim Denken des einzelnen ein aufgestellter Grundsatz logisch zu anderen führt und so eine Kette von Sätzen bildet, die genau miteinander übereinstimmen, geht uns hier nur insofern an, als sie die natürliche (wenn auch nicht



überall in gleicher Form ausgebildete) Grundlage für die praktische Konsequenz ist, derzufolge jene bestimmten Grundsätze zur Richtschnur und Regel des Willens und als Prüfstein für alle Mittel, Zwecke und Arten der Thätigkeit dienen. Die konsequente Handlungsweise wird sich auf nichts einlassen dürfen, was dem aufgestellten Grundsatz in irgend etwas widerstreiten könnte; es mag uns nun als Versuchung oder als Nötigung entgegentreten. Je schwerer diese sind, desto höher werden wir die Festigkeit des handelnden anschlagen, desto mehr Achtung seinem Charakter zollen.

Tadel andererseits, ja Geringachtung bis zur Verachtung wird dem inkonsequenten Verfahren — dem schwankenden Handeln, der notorischen Untreue gegen sich und andre zu teil, bei keinem Volke mehr als bei dem deutschen. Trotz all des Schlechten, das auch bei uns sich eingenistet hat, oder einstmals vom eindringenden Christentum nicht mit vollem Erfolge zurückgedrängt worden, bekkennt ein jeder, der längere Zeit unter einem fremden Volke gelebt hat, gern und freudig, daß das deutsche Volk in seinem Kerne noch immer zu den zähesten, festesten, treuesten gerechnet werden muß.

Gleichwohl ist Konsequenz weder im Denken noch im Handeln unter allen Umständen lobenswert; sie schlägt in das Tadelnswerte, Nichtsittliche um, wenn eine falsche Voraussetzung das ganze Denken — ein ungerechter Grundsatz die Handlungen eines Menschen bestimmt; ja wenn dies auf ein ganzes Menschenleben sich ausdehnt, so wird sie dämonisch. Um sicher zu sein, daß die Charakterfestigkeit das Gute schafft, muß sie sich paaren mit Erkenntnis der Wahrheit, mit Gerechtigkeit; sie muß vor allem Sorge tragen, daß die ganze Richtung des Denkens und Thuns mit den bestehenden Gesetzen im einzelnen wie überhaupt mit dem unwandelbaren Sittengesetze übereinstimme.

Was verlangt nun die Gerechtigkeit von uns? Diejenigen unsrer Schüler, welche mit Ciceros berühmtem Werke *über die Pflichten* bekannt geworden sind, werden mit ihm antworten: Gerechtigkeit ist diejenige Tugend, welche jedem das Seine gibt und darum einerseits sich hütet, den Mitbürgern zu schaden (außer wenn man durch erlittenes Unrecht dazu genötigt wäre), andererseits ihnen allen ohne Unterschied zu nützen sucht, insbesondere aber den allgemeinen Nutzen — das was dem Vaterlande frommt — höher stellt als den Nutzen des einzelnen. Und zwar gilt die Gerechtigkeit, wenn auch in verschiedener Weise angewandt, doch



unzweifelhaft in zwei Richtungen: gegen die, von denen wir nicht angefochten worden, und gegen die, welche Feinde unseres Staates oder Feinde unsrer selbst sind. Das letztere fällt uns am schwersten — um so mehr Gewicht legt die christliche Lehre darauf. Auch ohne die weiteren Ausführungen Ciceros ist uns klar, daß der feste und unerschütterliche Sinn des Mannes um so eher auf den Namen des sittlichen Anspruch erheben darf, je ausschließlicher er sich in Ausführung des Rechtes, in Bekämpfung des unrecchten und des Unrechts bewegt, mag sich dieses nun in den Versuchungen des Herzens — in dem Ausspruche einzelner — oder (um Horazische Beispiele anzuwenden) in den Zumutungen eines Gewaltherrschers darstellen.

Erwägen wir das was wir gewonnen recht: so werden wir zugeben müssen, daß unter Umständen selbst scheinbare Inkonsequenz höheres Lob verdient als das feste Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Es ist mannhaft, sagt der Engländer, erkannten Irrtum offen einzugestehen; aber ich denke nicht in England allein gibt es solche Männer. Es kann vorkommen, daß ein gewissenhafter Mann jenen Weg plötzlich verläßt und einen andern einschlägt, weil er die Unrichtigkeit des bisher für wahr gehaltenen Grundsatzes erkennt; weil er erkennt, daß das Recht auf einer andern — vielleicht auf der andern, der entgegengesetzten Seite liegt, und er den Fluch nicht auf sich laden will, aus Menschenfurcht, um des (vorübergehend ihn treffenden) Tadels willen das Unrecht auch nur eine Weile starrsinnig gestützt zu haben. Der Tadel wäre ungerechtfertigt: nicht diese oder jene Richtung äußeren Thuns hat er sich vorgesetzt, sondern die Beobachtung dessen was recht ist; diesem Grundsatz bleibt er treu, auch wenn die Weisheit später ihm das Recht wo anders zeigt — und darum nannte ich oben mit Wohlbedacht eine solche Inkonsequenz eben nur eine scheinbare. Es bedarf aber eines Wortes, darauf aufmerksam zu machen; denn gerade diese Art derselben ist eine häufige Erscheinung — im Leben des einzelnen wie im öffentlichen.

Sahen wir also vorher, daß Charakterfestigkeit aufs engste verbunden sein muß mit der Gerechtigkeit: so erkennen wir es nun drittens als notwendig, daß der Mensch mit Hülfe der Weisheit zu scheiden verstehe, was eben recht — was unrecht sei; welche der (vielleicht gleichzeitig) ihn für sich fordernden, einander nicht parallel gehenden Pflichten für ihn in seiner Stellung als die



höhere gelte. Ich sagte „welche der Pflichten“, nicht „welches Recht“ das höchste sei; denn der Christ weiß es, daß *summum jus* bisweilen *summa injuria* werden kann. Zumal da, wo das positive Recht bis auf die feinsten Teile ausgesponnen und unerbittlich streng gehandhabt wird, kann ein hartnäckiges Pochen auf das ihm zustehende den Menschen zum unchristlichen Barbaren machen. Jene geschriebenen Gesetze können sich der Messung mit dem Maßstabe des höheren Gesetzes christlicher Menschenliebe, — der Buchstabe der Messung durch den Geist nicht dauernd entziehen. Der Christ weiß, daß nicht alle Fehler — alle Vergehen der Menschen unverzeihliche, sondern daß die Rücksichten auf die obwaltenden Beweggründe sowie auf die Stärke der Versuchung unumgänglich sind; darum kennt unsre christliche Gesetzgebung *mildernde Umstände*, und hat dem Fürsten das schöne Recht der Begnadigung vorbehalten.

Indem ich dem jüngeren Geschlechte jene Wahrheiten ans Herz legen möchte, angelehnt an ein hervorragendes Beispiel aus der Geschichte oder der Gegenwart: erinnere ich mich vor allem, daß unser erhabner Fürst, dessen Lebensgang morgen das 67ste Jahr irdischer Wallfahrt vollenden wird, grade in diesen beiden Punkten, der Gerechtigkeit und der unerschütterlichen Festigkeit, von jeher unbefangnen ein leuchtendes Vorbild gewesen ist.

Auf ihn vor allem weise ich daher hin, und scheue es nicht, auch an bekannte Thatsachen zu erinnern, um die (kaum nötigen) Beweise meinen Worten beizufügen. Als am 8. Juni 1815 der 18jährige Königssohn vor dem Altare der Einsegnung sein Glaubensbekenntnis und Lebensprogramm aussprach: da stand er nicht etwa bloß äußerlich in dem für einen Regenten festgesetzten Mündigkeitsjahre, sondern zweifelloser noch hatte die schwere und große Zeit der letzten neun Jahre ihn mündig und reif gesprochen. Den königlichen Konfirmanden schmückte bereits das eiserne Kreuz. Am verwichenen Neujahrsmorgen war ein halbes Jahrhundert verflossen, seit der damalige Kapitän Prinz Wilhelm (dem alten Blücher folgend) mit Überschreitung des Rheinstroms ein feindliches Ufer betrat; am 27. Februar darauf befand er sich angesichts der Schlacht von *Bar sur Aube* in der Champagne zum ersten Male dem feindlichen Kugelregen ausgesetzt, und nahm an dem Angriffe eines russischen Kürassierregiments teil. Wohl mag es jetzt dem Monarchen ein teuerer Gedanke sein, zur Jubelfeier seinen Sohn mit denselben österreichischen Kampfgenossen im Felde zu wissen.



Auch die aus jener Zeit herrührende Aufzeichnung der Lebensgrundsätze des Prinzen enthält so viel Beweise einer bis heute bewährten edeln Gesinnung, daß ich mir ungern versagen würde, wenigstens die hervorstechendsten Sätze anzuführen. Wenn wir darin u. a. die Beteuerung lesen:

*Ich will meiner Pflicht gemäß alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört — das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben, und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde: davon darf mich kein Mitleid zurück halten; aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurteile — es soll mir vielmehr ein teures Geschäft sein, die Unschuld zu verteidigen.*

*Den Gesetzen und der Verfassung des Staates unterwerfe ich mich in allen Stücken; verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen; die besten — gradesten — aufrichtigsten sollen mir die liebsten sein —*

wenn wir diese und andere Versicherungen lesen und uns fragen, ob sie eben nur Worte gewesen (wie denn leider bei uns so mancher Konfirmand Bekenntnisse spricht, um sie fast noch desselben Tages zu vergessen), oder ob die seitdem verflossenen nahezu 50 Jahre gezeigt haben, daß es dem Sprecher damit Ernst war: wer darf sich erheben und den edelsten Fürsten der Unbeständigkeit oder gar des wissentlich begangenen Unrechts zeihen?

Es ist in manchen Fällen schwer zu finden, auf welcher Seite das Recht — das größere Recht liegt, doppelt schwer, je höher und verantwortungsvoller die Stellung des betreffenden ist, am schwersten dem Höchsten. Vor drei Jahren in jenem Augenblicke, als Friedrich Wilhelm IV. den letzten Atemzug that und der am Sterbebett stehende erhabene Bruder das plötzlich auf ihn übergehende volle Gewicht der Krone empfand, weinte der schlachten-erprobte königliche Krieger laut auf im Doppelgeföhle des persönlich erlittenen Verlustes, und der schweren Verantwortung, deren Last nur das lebendige Vertrauen auf Erleuchtung durch göttliche Weisheit zu erleichtern vermochte. Diese ist es, welche das Rechte suchen und finden hilft, und wird auch ferner helfen. Viele im Volke haben damals angefangen falsch zu urteilen, falsch zu hoffen. Wer den Charakter des neuen Herrschers nur einigermaßen kannte, mußte annehmen, daß die Ansprache von 1858 in allen einzelnen Teilen genau die Grenzen bezeichne, innerhalb deren die an die



Person Wilhelms I. geknüpften Erwartungen einer Änderung der Zustände sich bewegen dürften.

*Versprochenes* (lautete einer der Aussprüche des erhabenen Redners) *mufs man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht versprochenes mufs man mutig verhindern. Unsere Aufgabe wird in dieser Hinsicht keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben zeigt sich seit kurzem eine Bewegung, welche (wenn auch teilweise erklärlich) doch andererseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen zeigt, denen durch unser ebenso besonnenes als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegengetreten werden mufs.*

Nur wer diese und andre Stellen jenes Regierungsprogrammes ganz übersah — oder aber dem königlichen Regenten einen Mangel an Festigkeit und Charakterstärke, wie er nicht ärger gedacht werden kann, zutraute — nur ein solcher hat von alle den Ereignissen unseres inneren Staatslebens überrascht werden können, welche die letzten beiden Jahre gebracht haben.

Ja auch was früher manchen überrascht haben mag, gehört unbefangen betrachtet in das Gebiet jener oben berührten scheinbaren Inkonsequenzen, deren Hülle im Grunde nur den Kern einer edeln, für das ganze Land segensvollen, mit dem eigentlichen und höchsten Grundsatz durchaus harmonierenden, also wahrhaft konsequenten That birgt. Wir wissen es, viele edle Männer waren vor 1840 und noch eine Weile nachher der konstitutionellen Entwicklung abhold; nur in der Aufrechterhaltung des altpreußischen Militär- und Polizeistaates, gemildert durch strenge Gesetzlichkeit und Humanität, sahen die Schüler Friedrich Wilhelms III. mit voller Überzeugung das Wohl des Vaterlandes. An dem überlieferten (erklärte auch Prinz Wilhelm wiederholt) sei so lange festzuhalten, bis das neue auf unzweifelhafte Weise seine Berechtigung dargethan habe. Langsam aber gründlich — allmählich aber völlig reifte seine Überzeugung, daß dies letztere geschehen sei; das hat (von früherem zu geschweigen) vor allem Volke die Eidesleistung vom 26. Oktober 1858 besiegelt, und in uns die Überzeugung aufs neue befestigt, daß unser König und Herr unerschütterlich fest in der Absicht, nur das zu thun, was dem Vaterlande wahrhaft frommt.

In besonnener Prüfung reifen die königlichen Entschließungen, mit Festigkeit werden die einmal gefaßten durchgeführt, ihr Ziel



ist Recht und Gerechtigkeit. Das ist ein tröstender, dem jungen Nachwuchs ein leuchtendes Vorbild bietender Gedanke der Unterthanen, welche fürbittend hier und allerwärts des Festes ihres Herrschers gedenken. — Die allgemeine Trauer des Baiervolkes, die jüngsten Kunden aus Schwabenland haben uns ins Gedächtnis zurückgerufen, daß auch das Leben der Kronenträger dem Menschengeschick unterworfen ist. Gottes Macht und Gnade walte noch lange über unserm nun auch schon greisen König Wilhelm! Des Höchsten Weisheit leite wie vordem so auch jetzt seine Beratungen mit einsichtsvollen, dem Volke näher stehenden Männern! Der König aller Könige unterstütze ihn in dem (wir wissen es) festen und redlichen Bemühen, dem Volke das wahre Wohl — dem Staate die gedeihliche Entwicklung — der ganzen Deutschen Nation von den Alpen bis über den Belt hinaus Ehre, Sicherheit und Macht zu fördern oder zu schaffen! In diesem Gebete begegnen sich die Gefühle des Gebieters mit denen seiner treuen Unterthanen.

Und nun noch ein kurzes Wort an Sie, meine jungen Freunde! Zeitlebens wird es Ihnen in Erinnerung bleiben, daß der letzte Schulakt, dem Sie beiwohnten, einem mit hohen Mannestugenden geschmückten Herrscher galt. Durchs Leben geklärt im Urtheil und gereift werden Sie in einer dem Streite des Tages entrückten Zukunft deutlicher noch als heute verstehen, warum ich auf sein Vorbild hinwies bei jenen zunächst eine Mahnung für Sie enthaltenden Worten des Horaz: *Justum ac tenacem propositi virum Non civium ardor prava jubentium u. s. f.*

Seien Sie allezeit fest in der Durchführung Ihrer Entschlüsse, setzen aber auch Sie diese Entschließungen stets in Einklang mit der Gerechtigkeit; vergessen Sie endlich nie, Gott um Weisheit anzuflehen, damit Sie nicht in Zweifel geraten, auf welcher Seite das Recht stehe, auf welcher das Unrecht. Keiner unter Ihnen hat die eigentliche Rechtspflege zum Studium erwählt; aber an Gelegenheit, das Recht zu schützen, Gerechtigkeit zu üben, fehlt es in keiner der Ihnen winkenden Berufsarten

So überreiche ich Ihnen u. s. w.

---



## Rede zur Entlassung der Abiturienten.

Colberg, am 20. September 1864.

Hochverehrte Versammlung! Von neuem ist ein Tag erschienen, der einigen unsrer Zöglinge als der letzte Schultag gilt; wiederum haben Sie den Vorträgen, welche zwei derselben in Vertretung der Gesamtzahl vor Ihnen zu halten versuchten, sowie der dem Herkommen gemäß daran sich anschließenden Erwiderung eines bisherigen Berufsgenossen ein bereitwilliges Ohr geliehen, und aus diesen Proben Schlüsse ziehen können auf die Geistes- und Herzensbildung der Vortragenden, wie auf die Anstalt, aus der sie hervorgegangen. Ja die zuletzt erfolgte Behandlung der von der Behörde den Prüflingen diesmal vorgelegten Frage nach dem Begriffe der Bildung überhaupt hat Ihnen schließlich zeigen dürfen, wie unsre Primaner die Aufgabe des Menschen, soweit in der Schule ihre Lösung begonnen wird, zu erfassen sich bemühen.

An diese Betrachtung lassen Sie mich nunmehr auch meine Schlufsworte anschließen, ebenfalls in Beantwortung eines Abituriententhemas, — an die vor einigen Jahren sämtlichen Examinanden eines süddeutschen Königreichs\*) vorgelegte Frage: *Was entbehrt der Jüngling, welcher die altklassischen Schriftsteller nicht kennt?*

Sollte mir in diesem Kreise hier einer von vorn herein entgegen, die Klassiker des Altertums seien ja nun entbehrlich, noch mehr — sie seien sogar schädlich? Ich müßte mit solchen Gegnern vor allem mich auseinandersetzen, ehe ich auf den eigentlichen Zweck meiner Worte kommen dürfte. Zwar, daß in Colberg, der Gründerin eines so stattlichen Gymnasialgebäudes, jemand die Beschäftigung mit dem Altertume wirklich für verderbenbringend

---

\*) Vgl. L. Döderlein, Fünfzig Themata, Erlangen 1859, S. 20.



hielte — ich kann's nicht glauben; es ist ebenso undenkbar, daß einer die Bildung überhaupt verdamme, als daß ihm die Lesung der Klassiker etwa darum für bedenklich gelte, weil die Schilderung republikanischer Sitten und Zeiten der Gesinnung eines königstreuen Preußen Gefahren drohe. Aber sich in Republiken einzuleben, welche sämtlich zur Monarchie führten, und dazu führen mußten, weil offen zutage liegende Fehler begangen wurden — sollte das Gift sein für die Jugend eines Volkes, dessen ganze Richtung von Haus' aus eine kriegerisch-monarchische gewesen ist? für die Deutschen, welche eben dadurch das weltgebietende aber in sich morschgewordene Römerreich überwunden haben, daß sie (um Heldenführer geschart) auf das Lehenwesen neue Staaten in Europa gründeten und die daraus erwachsene ständische Monarchie schließlich als verfassungsmäßige erneuten?

Etwas ernstlicher schon müßte ich den Einwurf nehmen, daß die Klassiker wenigstens entbehrlich seien und die den Gymnasien zur Seite stehenden Realschulen dafür als Zeugnis dastünden. Es wäre uns zunächst zu zeigen (was eigentlich kaum der Erwähnung bedarf), daß die Römischen Klassiker, also auch die reichliche Hälfte der Schriftsteller, von denen unser Thema redet, unsern Realschülern seit den Verfügungen von 1859 fast ebensogut bekannt werden dürften als den Gymnasiasten. Wir erinnern uns aus Goldsmiths berühmtem *Landpfarrer von Wakefield*, daß, wie das Mittelalter mit den Lateinern auszukommen genötigt war, so selbst noch damals die Löwener Akademie und ihr würdiger Rektor die Existenz einer ganzen Universität ohne Griechisch nicht für undenkbar hielt. Und erklärlich ist es. Denn es ist ja eben der Lebensberuf der Römer gewesen, die Bildung der besiegten Griechen bei sich und in sich aufzunehmen und uns zu überliefern. Freilich nur in unvollkommener verschobener Weise; darum datiert von dem Wiederaufleben des Studiums griechischer Klassiker, von Reuchlin — Erasmus — Melanchthon her eine neue Zeit für die Bildung Europas, deren Abschluß in die Periode seit Klopstock fällt.

Selbst wenn es dem deutschen Realschüler nächste und höchste Aufgabe wäre, seinen Goethe und Schiller völlig verstehen zu lernen: selbst dann wäre das Zurückgehen auf die griechischen Vorbilder derselben unerläßlich. Schillers Braut von Messina, seines Zwillingssfreundes Iphigenie, — nicht zu reden von den mancherlei



weiteren Gedichten dieser und anderer Litteraturheroen, erschließen sich nur dem völlig, welcher in Homer, Sophokles, Euripides u. s. f. einigermaßen heimisch — mit ihrem sittlichen Gesichtskreise, ihren religiösen Anschauungen vertraut geworden ist. Darum leiten wir (und das ist das zweite) die Schüler unsrer Realprima zur Lesung auch der Griechen an, und würden es thun, selbst wenn die höheren Orts erlassene Vorschrift es nicht forderte. Freilich nur in gediegenen Übersetzungen — im Quellenstudium bleibt die Realschule hier ebenso weit hinter dem Gymnasium zurück, als dieses wiederum der Schwesteranstalt für neuere Sprachen und exakte Wissenschaften nachsteht.

So ist es denn immerhin nur ein unvollständiges einseitiges Bild vom klassischen Altertume, das den Zöglingen dieser Halbscheid unserer höheren Lehranstalten zu teil wird. Ein anderes ist es, die Erlebnisse irgend eines vergangenen Zeitraumes aus abgeleiteten Quellen kennen zu lernen —, ein anderes, die in längst abgerufenen Geistern damals lebendigen Gedanken in ihrer ursprünglichen Form, ja selbst in den Tönen, die in jener Urzeit erklangen, sich vorzuführen, so sich möglichst hineinzusetzen in eine räumlich wie zeitlich geistig von der unsern völlig verschiedene Zeit, die Jugendzeit eines jugendkräftigen Volkes, dessen Jugend freilich eben wie es deren Art ist rasch verblüht.

Darum aber ist sie auch unsrer Jugend so wahlverwandt. Nicht dem nahen alltäglichen gilt die Neigung des Knaben, dem die Bücherwelt sich geöffnet hat. Es ist eine traurige Thatsache, deren namentlich die Denkschriften unsrer Militärbehörden wiederholt gedacht haben, ohne uns Lehrer damit irgendwie zu überraschen, daß die zur Prüfung sich einstellenden jungen Leute in der Geographie, besonders des Vaterlandes, so unwissend seien; und in der That arbeiten unsre Anstalten längst diesem Schaden entgegen. Aber wie sich das böse, das tadelnswerte in der Regel psychologisch erklären läßt, so auch jene Erscheinung aus der Neigung zur Abwechslung, aus der Lust des Knaben zum fremden und ungewohnten, seiner Unlust am alltäglichen, gewohnten. Die Geographie von Deutschland ist eben langweiliger als die der fernen Himmelsstriche; diese kann zum wenigsten viel interessanter gemacht werden. Reden will ich nicht von *Robinson*, von *Gumal und Lina*, jenem heutzutage fast vergessenen, einst so eifrig gelesenen Buche, das seinen Hauptreiz sicher der afrikanischen Scenerie verdankte. Scotts



Romane haben von jeher viele angezogen, hauptsächlich weil sie neben ausländischen Gegenden fremd gewordene Zeiten und Sitten vorführten. Wie sollte es nicht auch unsre Jugend ergötzen, Schilderungen aus einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit, aus dem Leben südlicher Völker in milderer Himmelsstrichen zu hören — zumal wenn dieselben so lebendig und anmutig und doch so klar im engen Rahmen uns entgegentreten.

Nicht als ob die Versetzung in andre als die gewohnten Zustände an sich schon hinreichte, die Anziehungskraft und den Wert der Alten zu begründen. Alle die herrlichen Sagen und Lieder des eigenen Volkes bis herab zu Goethes Dorothea, die trotz der alltäglich-modernen Scenerie so wunderbar uns für sich einnimmt — sie zeigen, daß es jenes allein nicht ist, daß die von unsern neuesten Dichtern noch nachgeahmte, selten erreichte Anmut der Dichter des Altertums hinzukommen mußte. Freilich lernen unsre Knaben eigentlich aus den vielen Lesebüchern und Beispielsammlungen zuviel Brocken aus den Alten vorher kennen, ehe ihnen diese selbst in die Hand gegeben werden können; wir dürfen uns heute dadurch nicht abhalten lassen von der normalen Anschauung, als wenn sie eben das, was sie lesen, eigentlich erst aus den Autoren lernten. Wer jetzt das Haus und die Heimat\*) zum Gegenstande einer liebevoll eingehenden Betrachtung machen kann, den hat gewiß als Knabe schon in Homers uraltem Heimatliede, des Odysseus abenteuerliche Heimfahrt, und des Telemachos Teilnahme an der übermütigen Freier Bestrafung, die Herstellung der Familie ergötzt! Und auf welchen Jüngling hätte nicht des unglücklichen Hektor herbes Geschick Eindruck gemacht, Hektors, *der für seine Hausaltäre kämpfend ein Beschirmer fiel*, dem nicht nur die drei Frauen am Scheiterhaufen jene herzerreißende Klage erschallen ließen, sondern durch sie auch der Dichter des siegreichen Feindes (bei Schiller im *Sohn des Tydeus* wiederholt) die volle ehrende Anerkennung zollte.

Und ein besonderes Moment ist es noch, das uns die Alten lieb und wert macht, werter noch (wenn wir einmal in die Vergleichung eintreten wollen) als jene sonst so herrlichen vaterländischen Epen. Es ist die feine psychologische Zeichnung der Leidenschaften und Empfindungen des Menschen in den verschiedensten Vorkommnissen des Lebens bis in die lieblichste Kleinmalerei des

---

\*) Thema der letzten der vorangegangenen Abiturientenreden.



Lebens hinein, so daß der Leser so oft sich und sein Leben und Streben erstaunt in den Alten wiederfindet. Wo fänd' ich Worte genug, des Sophokles dichterische Schönheiten Ihnen sattsam zu bezeichnen, oder des lebenslustigen und lebensweisen Apuliers Horaz, dessen Oden einem Primaner langweilig zu machen wohl auch der steifleinenen Stubengelehrsamkeit verstorbener Pädagogen nur schwer möglich geworden ist, dessen Episteln noch heute solche Schätze praktischer Weisheit uns bieten.

Ich weiß es, nicht alle Klassiker werden von unsern Schülern gewürdigt; auch dem glatten Flusse Ovidischer Märchenerzählung weiß der Tertianer noch kaum Geschmack abzugewinnen; eher wieder der Sekundaner einem Herodot, der Primaner einem Platon und Tacitus — wenn wir denn von den Dichtern nicht mehr reden wollen. Auch wer von der Thermopylenschlacht schon früh die Umrisse kennen gelernt, wird gern ihre anschauliche Erzählung beim Vater aller Geschichte lesen, der sie sich selbst noch von ergrauten Zeitgenossen hatte erzählen lassen — von da ab, wo der verräterische Epialtes die Perser zwischen jenen seltsam gestalteten Felsen des oberen Berges (welche der Volkswitz den Riesen und die beiden Kobolde — *Herakles und die Kerkopen* — nannte) hindurchführte zu der Stelle, wo die Phokiervorhut unseres Leonidas im schattigen Eichenwalde gelagert plötzlich am Knistern des herabgefallenen Laubes die herannahenden Feinde erkennend, von diesen für die furchtbaren Spartaner selbst gehalten, gleichwohl entflohen und so den Weg zum Lager des löwenmutigen Königs offen ließen — bis dahin, wo Xerxes die Leichenschau hält über seine durch das Schwert desselben hingeschlachteten Brüder und Vettern und die 20,000 Perser mit ihnen.

Sollen wir uns denn aber nur unterhalten? fragt mancher verwundert; anwendbares (denk' ich) sollen die Knaben lernen, sammeln sollen sie im Schweiß ihres Angesichts, was sich anwenden läßt für den künftigen praktischen Beruf, welcher er auch sein möge. Wir antworten: das eben ist das wunderbare an unsern Alten, daß sie (wie die Dichter überhaupt) *et prodesse volunt et delectare*, uns Annehmlichkeit bringen wollen und Nutzen zugleich. Es ist eine unwidersprechliche Thatsache, daß derjenige, welcher von sich sagen kann, er habe sich mit den alten Schriftstellern beschäftigt, ein günstiges Vorurteil im Publikum für sich erweckt und unter Umständen (*caeteris paribus*) gleichzeitigen Bewerbern



vorgezogen wird, welche sich nur einer ausschließlich modernen oder technischen handwerksmäßigen Bildung rühmen können. Ich sage absichtlich Vorurteil, ist es doch oft genug ein Urteil ohne Grund. Wenn heutzutage in so manchen Beamtenkreisen von Staatswegen ein Gewicht darauf gelegt wird, daß der Bewerber beispielsweise die sog. Reife für Tertia, Sekunda, Prima besitze, beziehentlich ein halbes oder ein ganzes Jahr in dieser oder jener Klasse gesessen habe: so liegt diesem Verlangen der vollkommen berechtigte Wunsch zu Grunde, daß der junge Mann einen oder einige antike Schriftsteller mit wahrem Nutzen gelesen und daraus die für seine spätere Ausbildung erforderliche Grundlage gewonnen habe.

Leider sind solche Erwartungen und darum jene Forderungen in vielen Fällen eine arge Selbsttäuschung; die notwendige Bewältigung der sprachlichen Schale läßt die Schüler der mittleren Klassen selten schon bis zum Genusse des Kernes vordringen, am wenigsten dann, wenn sie (wie auch wohl vorkommt) zum voraus die Beschränkung ihres Klassenzieles vernehmen. Eine gedeihliche Wirkung des Gymnasialunterrichts wird nur dann erreicht, wenn der einzelne bis zur obersten Stufe vorzudringen von vornherein die Absicht hat und diese ausführt; dem ungeachtet bleibt die Wahrheit für das praktische Leben unangefochten, daß ein günstiges Vorurteil den empfängt, welcher mindestens einen Teil der Gymnasialklassen oder der Klassen einer höheren Realschule kennen gelernt hat.

Aber er kann auch wirklich etwas, wenn er bis zum letzten Unterrichtsziele unsrer Anstalten durchgedrungen ist. Das bezeugt auch der praktische Engländer, in dessen Vaterlande bekanntlich die altklassischen Studien noch lange von den größten Rednern und Staatsmännern als die sicherste Quelle ihrer Größe bezeichnet worden sind. Die Lektüre der Alten verlangt ausdauernden Fleiß und Aufmerksamkeit auch auf das kleinste: sie führt dann zur Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck für die Muttersprache. Wer aber an Ausdauer gewöhnt —, wer sorgfältig ist auch in der Beobachtung des scheinbar unbedeutendsten: — der hat einen gewaltigen Vorsprung, eine Übermacht über denjenigen Nebenbuhler, der nur spielend und leichtes gelernt, seine Kräfte noch nie am schweren versucht hat; und bei alledem können sich diese Kräfte auf einem ganz andern Gebiete als dem der alten Litteratur zeigen. Ja es würde wohl weder andern noch mir schwer fallen, tüchtige Kaufleute, Geschäftsmänner aus dieser oder jener Sphäre namhaft zu



machen, welche angesehen und tüchtig in ihrem Berufe dastehen, keineswegs zum geringsten Teile deswegen, weil sie ursprünglich zum Studium bestimmt eine Reihe von Jahren thatkräftig diesem Ziele zustrebten, bis ein unglückliches äußeres Geschick die Fortsetzung des Planes vereitelte und sie in eine andre Bahn warf. Es würde vermutlich ihre Thatkraft sehr gelähmt und deren Erfolg beeinträchtigt haben, wenn sie zum Voraus gewußt hätten, daß ihrer wissenschaftlichen Laufbahn nur ein so unvollkommenes Ziel gesteckt sein werde.

Es läßt sich aber fürs Leben auch unmittelbar anwendbares aus den Alten lernen. Ich sehe hier ab von den eigentlichen Technikern über Baukunst, Landbau, Bienenzucht u. s. f., welche unsrer Schule wenigstens ferner stehn; eher möcht' ich die obige Hindeutung auf die sprachliche Gewandtheit wieder aufnehmen, für deren Aneignung wir in Ciceros, Quintilians u. a. Schriften die treffendsten, recht eigentlich aus der Praxis hervorgegangenen Ratschläge und Regeln finden.

Aber nicht bloß um der Form — um der Darstellung ihrer Gedanken willen verwendeten so viele Männer in Deutschland, England u. s. w. Zeit und Fleiß auf das Studium des Lateinischen — der Hauptgewinn lag für sie in der Anwendbarkeit auf das politische Leben. Klar wie weniger Völker Geschieke liegen durch ausgezeichnete Geschichtschreiber die Zeiten der bedeutendsten griechischen Kriege und der damit zusammenhängenden Staatsumwälzungen uns vor; ja noch vor zehn Jahren konnte man mit Recht sagen: wir seien über den 2200 Jahre zurückliegenden peloponnesischen Krieg durch Thukydides besser unterrichtet als über die Einzelheiten unseres Befreiungskrieges, dessen Zeugen gleichwohl zum Teil noch unter uns leben. Die Durchsichtigkeit des griechischen Staatslebens und die Geistesschärfe der Erzähler — beide haben gleichen Anteil an der Wahrheit solchen Ausspruchs. Die Fehler eines patriarchalen, aber im Grunde doch absoluten Königtums mit beratender Adelsversammlung, die politischen Mängel und Mißgriffe einer Aristokratie und Timokratie, die zu immer rascherem Ende führenden Ausschreitungen der Demokratie — sie liegen uns bis auf den heutigen Tag zur warnenden Beachtung vor in jenen alten Historikern, welche die Historiker schlechthin für die ganze Welt geworden sind, und uns immer von neuem (wie der erste unsrer jugendlichen Redner heute bewiesen) zur Vergleichung mit der eignen Geschichte



anregen. Wie interessant, wie unendlich belehrend würden für uns sorgfältige lichtvolle Darstellungen der Kämpfe sein, welche im mittelalterlichen Berlin, in Köln, Nürnberg, Augsburg, Ulm und all ihren schwäbischen Schwestern die Patrizier oder (wie man sie nannte) die Geschlechter mit dem gemeinen Bürger- und Handwerkerstande durchgefochten haben, um eine Verfassung zu gewinnen, welche zum Teil bis in unser Jahrhundert sich bewährt hat. — Aber die Schilderung dieser politischen Entwicklungen ist teils nie versucht worden, teils in halbgenießbaren Chroniken niedergelegt, die jetzt erst aus dem Staube hervorgeholt werden — zu spät, um einem Livius, Herodot und andern erfolgreiche Konkurrenz zu machen. Kaum daß heutzutage hie und da ein Drama, eine Novelle, welchen zur Hälfte die Dichtererfindung den Grund geschaffen hat, für einige Abende ein flüchtiges Interesse ohne die rechte belehrende Kraft in Anspruch nimmt. Der Schweizer allerdings weiß von der inneren Geschichte seiner heimatlichen Städte zu erzählen, die noch jetzt seinen Staat ausmachen; dafür ist die Kenntnis von den inneren Umwälzungen Athens und Spertas allen Gebildeten des Erdballs gemeinsam; und wer wollte heutzutage das Danaïdenwerk versuchen, die menschliche Bildung nach Völkern abzugrenzen!

Auch auf das politische Gebiet können wir schließlich die Anwendbarkeit der Alten nicht beschränken. Wer kennt nicht folgende Anekdote? Bentley, der durch Grobheit und Feinheit gleich berühmte englische Philologe, fand einst seinen bereits der Universität angehörenden Sohn in einen Roman vertieft, und rief ihm entrüstet zu: *why read a book you cannot quote?* Das Buch war also für den jungen Studenten zunächst darum nicht passend, weil es sich nicht citieren ließ; die Alten vor allem (meinte er) solle der Sohn lesen, und zwar so, daß er das wichtigste dem Gedächtnisse einpräge und bei jeder Gelegenheit als praktische Lebensregel bei der Hand habe. Klagte doch auch bei uns noch jüngst ein älterer Schulmann über das jüngere Geschlecht unsrer Tage, welches die Alten nach der Schule wegwerfe, statt sie mit ins Leben zu nehmen, statt wie früher in Ciceros Officien und Tuskulanen, in Theognis und Homer, in Horaz' Episteln u. a. Handbücher fürs praktische Leben als stete Begleiter beizubehalten, nicht nur um äußerliche Verhaltensmaßregeln daraus zu entnehmen, sondern vor allem um Charakter und Geist zu bilden.



Nicht nur also fürs praktische Leben im gewöhnlichen Sinne gewährt jenes Studium einen wesentlichen Nutzen, sondern auch für die innere Ausbildung, die des Geistes ebensowohl wie die des Herzens. Zwar sind wir an die erstere schon oben nahe herangetreten, als von der Schärfung der Aufmerksamkeit, von der Übung in ausdauerndem Fleiße die Rede war; in der That gewinnt der Verstand durch die Vergleichung verschiedener Dinge, also im vorliegenden Falle durch das Einleben in ganz fremdartige Zustände, in Sprachen, welche von den heutigen durch Satzbau, Wortbildung und -Vorrat wesentlich verschieden sind, — eine Ausbildung, wie sie von den neuern selbst die französische Syntax nicht in gleichem Maße bieten kann.

Nicht minder bedeutend ist der ästhetische Gewinn, insofern unser Geschmack durch Anschauung der antiken Schönheit, der edeln Natürlichkeit im Vereine mit dem Kunstverstande gebildet wird. Es ist nicht nötig, daß wir an Lessings Hand die Unnatur französischer Tragödien im Gegensatze gegen ihre vermeintlichen Muster, die erst von den Deutschen richtig erkannten wirklichen Griechen, betrachten; auch an Schillers lichtvolle Darstellung der naïven antiken Dichtung, gegenüber unsrer sentimentalisch-modernen, will ich nicht weiter erinnern. Es genüge mir herauszuheben, wie sehr uns zwar die bunte personen- und handlungsreiche Scenenreihe des Goetheschen Götz durch deutsche Natürlichkeit und vaterlandsbegeisterten Hauch erfreute, wie hoch aber dennoch als Kunstwerk die Iphigenie des Dichterfürsten darüber steht mit ihren geringen Mitteln, ihrer fast unbedeutenden Handlung so weniger Personen. Es ist die natürliche Einfachheit des Griechen, mit maßvoller Schönheit und dem Geiste erhabener Ruhe in einer Weise verbunden, welche uns den durch das Studium der Antike veredelten Dichter wie umgewandelt zeigt — fast in dem Grade, daß wir in dem metrisch umgestalteten Drama kaum noch die wenige Jahre zuvor prosaisch niedergeschriebene Iphigenie wiedererkennen. Und dennoch entbehrt derjenige ihr volles Verständnis, dem die Alten fremd sind.

Auch der eigentlich sittlichen Ausbildung schafft die Kenntniss derselben Nutzen. Entfernen uns die Alten vom Christentum? Nur der dürfte es behaupten, welcher in den höheren Vorschriften unserer Religion nirgend eine Übereinstimmung mit den edelsten Heiden wahrnähme, welcher auch in des Apostels Paulus Munde



die klassischen Citate tadelte — er wäre im Irrtum. Es ist ein rührender Zug der Homerischen Gedichte, daß das Geschick der Völker und Staaten im ganzen wie im einzelnen völlig geleitet erscheint von dem Willen der allwissenden allmächtigen seligen Götter, daß der Mensch in jener Heroenzeit von nichts entfernter war, als davon, sich vom Göttlichen abgesondert zu denken. Ist jemand (sagt Homer) körperlich stark und geschickt zum Kampfe, so hat ein Gott ihm die Gabe verliehen; nur ein Gott hat den Redner, den klugen Feldherrn weise gemacht. Wenn des schwererkrankten Familienvaters Leben den Kindern wieder geschenkt wird — die ewigen Götter sind es, welche deren Gebet erhört haben. Und wenn die Griechendichtung ihren Göttern so viele menschliche Schwächen und Fehler andichtete, so hängt dieser große Fehler mit dem größten Vorzuge eng zusammen. Gerade weil der Hellene mit kindlichgläubigem Auge die Gottheit überall in den menschlichen Verkehr eingreifen sah, gerade darum war er mehr als wir kühlen Nordländer versucht, sie den Menschen ähnlicher zu denken, und erlag dieser Versuchung. Wie unendlich tief unter ihnen steht mancher Christ, welcher von einem steten Eingreifen des lebendigen Gottes in seine Lebensführung nichts zu wissen scheint. Aber wir dürfen nicht bei Homer stehen bleiben; wählen wir einen andern, uns jüngst in diesen Räumen besonders nahe getretenen Dichter, den Sophokles. Wie zart und fein, und doch wie fest und ernst weist er die Zuschauer darauf hin, daß der Mensch an der Gottheit auch nicht durch ein unbeachtetes Wort, geschweige durch leichtsinnige Handlungen sich versündigen dürfe; weist es nach an dem Beispiele des als Gatte — als Familienvater so liebevoll erscheinenden Königs Ödipus, der anfangs übermütig auf sein Glück und seine Thaten pochend sich ohne Schuld wähnt und um so schwerer gegen schuldlose, ja gegen die Götter selbst sich vergeht, dann aber seine Verschuldung in voller Reue erkennt und nach Kräften büßt. Er, der den Menschen erkannt zu haben glaubte im Rätsel der Sphinx, und nun mit seiner vermeintlichen Selbsterkenntnis so jämmerlich zu Schanden wurde. Sein Volk ahnt den Ernst dessen, was sich enthüllen wird; bange brechen die Greise des Chores aus in den denkwürdigen Gesang:

*O möchte mir Moira beistehn*  
*jene Reinheit so im Wort gleich wie in Thaten zu bewahren,*



*deren Gesetze dastehn erhabenen Schrittes, entsprossen des Himmels  
lichter Sphäre,*

und in die später folgenden schrecklichen Worte von der Sünde der Selbstüberhebung (*Hybris*), die immer höher dem Göttlichen entgegensteigt, bis sie, von der Höhe herabgestürzt in den Abgrund, dem Heile ewig den Rücken kehrt.

Was bedürfen wir ein weiteres Zeugnis? Wahrheiten, welche die christliche Religion uns von den Kindheitstagen an gepredigt, dringen oft nachhaltiger ein in das Jünglingsherz, wenn sie in fremder Form von unerwarteter Seite her auftreten; wer die Alten nicht kennt (sag' ich darum), der entbehrt ein wesentliches Erziehungsmittel zur Sittlichkeit, nicht bloß an den Lehren der Alten, welche mit dem Christentume zusammenstimmen, sondern auch da, wo das gesamte Altertum dennoch einseitig und mangelhaft empfand.

Dafs dieses ohne Gottes Offenbarung durch eignes Nachdenken die Sünde als Selbstüberhebung — als Hoffart erkannte und brandmarkte und vor ihr warnte, war gut; dafs es die Augenlust und Fleischeslust als die beiden andern Quellen unseres sittlichen Verderbens nicht mit der Schärfe erkannte, nicht ernstlich verfolgte — diese Einseitigkeit rächte sich, schon darum mußte der Olymp dem Kreuze weichen. Die volle Hingebung des Glaubens kannte das Altertum nicht; die christliche Liebe selbst ein Juvenal nicht, der doch allein zu dem Gedanken sich erhob, dafs der Mensch von Gott mehr geliebt werde als von sich selbst (*carior est illis homo quam sibi*); nur wenige wagten auf ein durch Gottesgemeinschaft seliges Leben zu hoffen. So entbehrt auch der etwas, dem die Unkenntnis des klassischen Altertums das deutlichste Beispiel vorenthält, welchen Gefahren ein hochbegabtes Volk auf irrigem Wege erlegen ist.

*Quum animos ad fontes contulerimus, Christum sapere incipiemus* rief der 21jährige Melanchthon in der Antrittsvorlesung 1518 seinen Zuhörern zu, und wies damit um des Christentums und der Reformation willen auf die klassischen Studien hin. *Q. a. ad f. contuleritis, Christum sap. incipietis* wird in kurzem des Reformators Denkmal zu Wittenberg jedem Beschauer in Erzschrift entgegenhalten, auch unsrer heutigen Jugend noch zurufen, sie um unsrer Religion willen mahnen zum Studium des klassischen Altertums. Leider freilich nimmt der Eifer in Lesung des Alten auf



der Universität immer mehr ab; leider scheint auch auf den Gelehrtschulen die Zeit fast schon vorüber zu sein, wo Jünglinge sie liebgewannen, und nicht bloß lasen, was die Schulpflicht forderte, sondern auch mit andern als den gewöhnlichen Autoren der Klasse bekannt zu werden trachteten. Viele derer, welche heutzutage zur Universität eilen, scheinen nur das Muß, nur die Ehre der bestandenen Prüfung im Auge zu haben. Weg mit solch ich möchte fast sagen handwerkmäßiger Gesinnung; derjenige Jüngling, derjenige Mann ist zu beklagen, der sich die Bildung seines Geistes nur um einiger Examenstunden willen äußerlich anzueignen trachtete!

Wie ich aber euch dort, die ihr noch länger unsrer Obhut verbleiben werdet, vertraue, daß die Mehrzahl den Aufenthalt auf dem Gymnasium anders würdigen werde: so vertraue ich Ihnen, meine jungen Freunde, daß Sie (auch wenn nur zwei unter Ihnen den besonderen Wissenschaften sich widmen wollen, auf welche vornehmlich ich heute hinwies) noch in späten Jahren sich erinnern werden, welchen Schatz von Bildungselementen Ihnen das Altertum zugeführt, welchen guten Grund seine Erforschung für all Ihre Wissenschaft gelegt hat, dessen erste Stufe Sie nun erklommen haben, wie diese Dokumente bezeugen. Es ist nur eine relative Reife, wie Sie selbst recht gut wissen, die der Staat hier bezeugt; sorgen Sie, daß vor allem die Charakterreife im Leben eine absolute werde. Möge Gott seinen Segen auf eines jeden Berufswahl legen!



## Stiftungsrede am Dorotheentage,

gehalten den 6. Februar 1866 in Colberg.

Hochverehrte Herren Patroni und Collatores Krolow-scher Stiftung u. s. w. Wiederum hat der Dorotheentag uns hier zu der in Colbergs erster Schule altgewohnten Gedächtnisfeier versammelt, und veranlaßt, wiederum uns zurückzusetzen in jene Zeiten, welche die fromme Begründerin verschiedener noch heute wohlthätig wirkender Stipendien und Stiftungen, die hierneben abgegebildete Frau Dorothea Krolow geb. Sadewasser, Witwe des kurfürstl. Regiments-Schneidermeisters Kr., in unserer Stadt durchlebte.\*)

Wir haben vor drei Jahren an dieser Stelle uns die politischen Verhältnisse im allgemeinen vergegenwärtigt, insbesondere die Persönlichkeit der damaligen für ganz Deutschland so wichtigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrichs des III., der dann in Königsberg die alte Preußenkrone als Friedrich I. erneute, von neuem uns vorgeführt. Im Jahre darauf betrachteten wir die kirchlichen Bewegungen jener Zeit — vor allem die Heldengestalt eines A. H. Francke und seinen gewaltig umgestaltenden Einfluß in Kirche und Schule, haben endlich heute vor einem Jahre die Schule näher ins Auge gefaßt, und ihre Entwicklung während der 2ten Hälfte des 17. Jahrhunderts, sowohl im allgemeinen als mit besonderer Beziehung auf unsre Stadt, aus einzelnen Zügen und Bildern zu begreifen versucht. Von neuem beklagen wir es, daß die innere Entwicklung des Colberger städtischen Lebens im ganzen so

---

\*) Seit 1711 wird vom *Rector scholae* stiftungsmäßig am 6. Februar in Gegenwart der Abordnung der Kollatoren, der städtischen Geistlichkeit und der Ältesten des Gewerks, meist vor den oberen und mittleren Schulklassen, nachdem ein Choral gesungen, eine *teutsche Oration* gehalten; worauf Kantor und Schüler eine *Figuralmusik* aufführen. Jetzt anders geregelt.



wenig Aufzeichnung gefunden, so daß wir kaum imstande sind, ein einigermaßen lebendiges Bild des damaligen Treibens zu entrollen. Allerdings finden wir hie und da die Notiz eines Chronisten, aber in der trocknen Manier jener Vorgänger vaterländischer Geschichtschreibung, welche fast nur die zu strengen oder zu milden Winter, die großen Wasserfluten und Feuersbrünste u. dgl. mehr zu verzeichnen wissen — immerhin Zeiten und Ereignisse, deren Gedächtnis in der Erinnerung unsrer Legatarin um so länger und lebendiger gehaftet haben mögen, je weiter dieselben in die frühere Kinderzeit zurückreichten.

Eine der frühesten Erinnerungen der Art mag bei ihr die an den Abbruch des schönen, zwischen zwei starken Türmen stattlich gewölbten äußeren Steinthors gewesen sein, welche 1653 stattfand, weil man dasselbe für überflüssig hielt und die Steine zum Barackenbau verwenden wollte; ja ich zweifle nicht, daß das genannte Jahr der noch im kindlichen Alter stehenden Dorothea dadurch für alle Zeiten merkwürdiger geworden, als durch das andre in dieselben Monate fallende europäische Ereignis, die Besitznahme Hinterpommerns und unserer Stadt durch den Brandenburgischen Roten Adler. Allerdings war die Stadt wohl anderweit durch Umwallung und Gräben hinreichend gegen äußere Feinde verwahrt, so daß der Verlust jener architektonischen Zierde über das künstlerische Gebiet hinaus nicht eben ins Gewicht fiel. Zu beklagen aber war er jedenfalls, da mit dem Thore eine darauf weit sichtbar angebrachte Steintafel verloren ging, auf welcher folgende — gewissermaßen die Zusammenfassung aller Wünsche und Gebete für Colbergs Gedeihen enthaltenden Worte eingegraben waren:

*Pax in choro, pax in foro, pax in toro!*

*Pax interna — pax externa — pax aeterna!*

Ein sinniger Spruch, dessen Verwirklichung das Ziel jedes wohlgeordneten Gemeinwesens sein, zu dessen Wahrheit der einzelne unter allen Umständen ernstlich beitragen muß, wenn er für seine und seines Nächsten leibliche und ewige Wohlfahrt als Christ sorgen will. Verweilen wir darum heute ein wenig bei den genannten Worten.

Es ist klar, daß die Dreiteilung der 2ten Hälfte die übergeordnete und allgemeinere ist, während wir die drei ersten Wünsche nur als Unterabteilungen der *pax interna* (des innern Friedens) ansehen dürfen. Frieden in Kirche, Rathaus und Familie erbittet der Spruch zunächst; und weil diese drei Gebiete zusammen den



Frieden innerhalb des Weichbildes der Stadt und ihres ganzen Gemeindelebens darstellen: so erweitert er sodann den Gesichtskreis mit neuem Ansatz zu dem Gebete „Frieden nach innen — Frieden nach außen — Frieden in Ewigkeit verleihe uns, Herr!“

*Pax in choro* zuerst. Wir wissen nicht, um welche Zeit jenes Thor zuerst erbaut und jene Tafel angeheftet wurde, können also auch nur mutmaßen, welche Erfahrungen, Gedanken und Wünsche der Verfasser jener Inschrift mit den genannten ersten Worten verband. Aber wenn (wie anzunehmen) ihre erste Aufrichtung in die vorreformatorische Zeit zurückragt, in welche auch jenes altehrwürdige, drei Mönche darstellende Gemälde unserer Mariendomkirche gehört: so möchten wir wohl glauben, daß der Friede gewünscht wird statt jenes häufigen Zankes, der damals wie zwischen den einzelnen Gestaltungen der geistlichen Orden überhaupt (mochten sie selbst ihren Ursprung auf den nämlichen heiligen Gründer zurückführen), so anderseits zwischen den Mönchen und den Weltgeistlichen der Kirchen geübt wurde.

Heftiger noch, aber um ein edleres Gut, und darum berechtigter, entbrannte er, seit im Jahre 1530 zum ersten Male lutherisch in unsrer Stadt gepredigt worden; aber bald war der Kampf zu gunsten des Evangeliums entschieden, und zwar (wie wir früher sahen) zu gunsten derjenigen kirchlichen Lehrgestaltung, welche von Wittenberg ausgegangen war und von dort sich namentlich nord- und ostwärts weiter verbreitet hatte bis an die Grenzen der deutschen Meere und über diese hinaus unter die verwandten Völker Scandinaviens.

Ein halbes Jahr, nachdem die schwedische Besatzung unsrer Stadt der brandenburgischen Platz gemacht, im Jahre 1654, wurde mit Rücksicht auf die Beamten, welche des neuen Landesherrn Bekenntnis teilten, die erste reformierte Kirche innerhalb unsrer Mauern gegründet und Gottesdienst darin gehalten. Die Gemeinde betrachtete sich natürlich nur als geduldet, wie sie denn auch 70 Jahre lang ohne öffentliches Geläute sich zu behelfen suchte. Je geringer aber ihre Ansprüche waren, um so weniger verlautet, daß der innere Friede Colbergs damals durch das Nebeneinander der beiden protest. Bekenntnisse wesentlich gestört worden sei — obwohl wir wissen, daß unter den damaligen Rektoren des Lyceums namentlich der als Theologe so berühmt gewordene David Hollatz sich die Reinheit des Wittenberger Lehrbegriffs eifrig angelegen sein ließ — und



obwohl der Umstand, daß Frau Krolow ihre Stipendia ausdrücklich nur für *Studien der reinen lutherischen Religion* bestimmte, darauf hinzudeuten scheint, daß sie auch von einer andern nichtberechtigten Seite Ansprüche besorgte. Richtiger wohl beziehen wir diese Bestimmung auf die bis Colberg gedrunghenen Gerüchte von einer tiefgreifenden Umgestaltung der lutherischen Orthodoxie durch Speners und Franckes Pietismus, vor welchem die Erblasserin nach Maßgabe der Grenzen ihrer Erkenntnis und ihres Einflusses den überlieferten Glauben zu sichern sich bemühte.

Friede allerdings vor allem muß sein in der Kirche, wenn er anderwärts gedeihen soll; aber es muß eben ein wahrer Friede sein. Noch heute stimmen wir ein in den Ruf der 92sten unter Luthers Thesen von 1517, die da lautet: *Weg mit alle den Propheten, die da sagen zu der Gemeinde Christi „Friede, Friede“, und ist doch kein Friede.*

Christliche Obrigkeiten, die solchen Frieden ein jeder für sein eigen Herz gefunden, werden auch äußerlich Frieden halten unter einander — drum gilt es zweitens *Pax in foro*. Aber es ist allerwärts auf Erden viel Streit und Parteiung gewesen in der Welt, d. h. in den Staaten und Gemeinwesen, großen wie kleinen, also sicherlich auch in Colberg vor der Schwedenzeit und während derselben und lange nach ihr bis in die neuesten Zeiten. Es ist manchmal blutig dabei hergegangen, wie der Fall jenes Jakob Adebar beweist, von dem ich in der Kürze berichten will für diejenigen, welche der Sondergeschichte minder kundig sind. \*) Noch zu katholischer Zeit, im Jahre 1524 war der genannte, dessen Vater Hans als Bürgermeister unsrer Stadt die seinem Geschlechte feindliche Partei der Sliefen kräftig niedergehalten hatte, als Freund des Kamminer Bischofs Erasmus von Mandüwel, bischöflicher Hauptmann und Patricius von Colberg, auch Richtvogt des Untergerichts. Es galt, die Sliefen, die jetzt den Ratstuhl inne hatten, zu stürzen und sich selbst darauf zu schwingen. Vom 5. bis 8. September umtobte der Aufstand das belagerte Rathaus. Die ratsfreundlichen Bürger werden von der Gemeinde aus der Stadt gejagt, ein Volks-

---

\*) Nach handschriftlichen Auszügen aus Kundenreich u. a. Genaueres ist zu erwarten in des Herrn Prorektor Riemann in Greifenberg *Geschichte von Colberg*, deren Erscheinen auf 1869 s. G. w. in Aussicht gestellt ist; Herausgeber durfte bereits einen Teil der Handschrift einsehen. Erschienen 1873.



ausschufs von 48 Männern gewählt und diesen unter Jak. Adebars Vorsitz die Leitung der Stadt anvertraut. *Die thaten* (wie der Chronist sagt) *dem Rat und der ganzen Bürgerschaft allen Verdrufs an.*

Aber der Bischof, so gern er sich auch Adebars bediente, um ein stolzes Colberger Geschlecht niederzuhalten, konnte doch an dem unbeschränkten Siege der Volkspartei keinen Gefallen haben. So vermittelt er den Vertrag, dem gemäß Adebar als überzähliges Mitglied in den Rat tritt mit der Anwartschaft auf die nächste Bürgermeisterstelle. So herrschte dieser eine Weile, gestützt auf die Handwerker, als der mächtigste der Stadt und setzt eine Forderung nach der andern durch — bis die unnatürliche Einigkeit zwischen Vogt und Gewerken sich plötzlich löst. Schlau wufste der Rat beim Verhör eines Bürgers Mißgunst zu säen und zu entflammen. Nachdem man aber im Volke Adebars *bös und verräterisch Beginnen inne geworden*, traten am 28. Dezember die 48 von ihm ab, gingen zum Rate, und erboten sich zu neuem Gehorsam, wollten auch mit Jak. Adebarn nichts mehr zu thun haben.

Darauf wurde dieser samt noch andern achten in ihre Häuser gewiesen, daraus nicht zu weichen, auch den andern übrigen hart anbefohlen, sich ihrer Gesellschaft gänzlich zu enthalten. Nunmehr schickt der Rat an Adebarn, das Siegel, dessen er sich samt den 48 Männern bedient habe\*), abzufordern samt den Briefen, daran der Stadt gelegen. Dessen verweigert er sich zu zweien Malen, zum 3. Male aber schickt er's samt etlichen Briefen und läßt dabei bedrohliche Worte vernehmen *als die Leute lachten, sollten morgen weinen.* Man suchte ihn zu fangen, aber er hatte sein Haus trotz Verbotes verlassen, war auch vom Nachbar trotz des Verbotes aufgenommen worden und wurde erst spät in einer Kiste, darein ihn die Hausfrau versteckt, daselbst aufgefunden, da der Zipfel seines mit rotem Fries gefütterten blauen Kleides hervorsah Also gefangen, wurde er vor das Gericht gestellt und auf folgende Punkte peinlich befragt: 1) *daßs er sich wider den Rat gesetzt,* 2) *daßs er 48 Mann aufgewiegelt und sich zu ihrem Anführer gemacht,* 3) *daßs er den lachenden mit weinen gedräuet,* 4) *daßs er Siegel und Briefe nicht hätte von sich geben wollen,* 5) *daßs*

---

\*) Dieses Siegel ist noch vorhanden und trägt die Inschrift: *SIGILLVM XLVIII OPPVDI COLBERGENSIS.*



er aus seinem *Hause gewichen und den Arrest gebrochen*. Darauf haben ihm die Richter das Schwert zugesprochen, ihn auch darauf am 29. Dezember auf den Marktplatz geführt und das Haupt ihm abgeschlagen, darauf in einen Sarg gelegt und in der Dom- und Pfarrkirche in seinem Erbbegräbnis beigesetzt, und soll seine eigene Schwester der Leiche nach katholischer Manier selber das Kruzifix vorgetragen haben. Noch erzählt man diesen merkwürdigen Umstand von seiner Hinrichtung. Während der letzten Worte des Verurteilten, damit er über die Untreue seiner früheren Anhänger klagt, und mit einer Handbewegung gewiesen, *daß keiner dem gemeinen Pöbel und großer Herren Gunst trauen solle*, begibt sich's, daß eben der Scharfrichter im Hiebe seine zwei Finger, womit jener geschworen, der Stadt und dem Rate treu zu sein, samt dem Haupte zugleich heruntergehauen.

Auch der anfangs ob der Tötung seines Stellvertreters hoch-erzürnte Bischof zu Kammin (der mit seinen 200 Reitern zur Befreiung zu spät gekommen war) erkannte drei Jahre später in feierlichem Vertrage mit der Stadt es an, daß dem Verräter sein Recht geschehen, der wie ein griechischer Tyrannos die Rechte der eigenen Vaterstadt mit Füßen treten und mit seinem als Leibwache dienenden Anhang allein herrschen wollte — ein warnend Exempel für alle, die den Frieden der Stadt ernstlich zu stören sich unterfangen möchten.

Das war freilich in alter Zeit, und so lange Frau Krolow lebte, ist's gewiß nicht wieder soweit gekommen mit Aufruhr der Bürger. Aber Exekutionen vor dem Rathause hat sie doch noch oft genug erlebt; ich erwähne aus der großen Zahl nur die Soldatenmeuterei von 1683, deren drei Anstifter ebenda erschossen worden, und noch eine von der Stadt vollzogene Hinrichtung drei Jahre später, da ein Drechslermeister hiesiger Stadt im Zorne seine Frau mit einem Eisen zu Tode geworfen hatte und dafür mit dem Schwerte gerichtet wurde. Es mag ein besonders jähzorniger Mensch gewesen sein — immerhin aber auch ein betrübendes Beispiel für andre, wohin Haß und Zwietracht führen können im engen Familienkreise — auch denen gegenüber, die uns die nächsten dem Herzen nach sein sollen, gleichwie jener, der im Gemeinwesen die Gewalt an sich zu reißen suchte, diejenigen beschädigte, die dem Rechte nach ihm am nächsten stehen sollten.

*Pax in foro — pax in toro* — sie sind und bleiben die



Fundamente des inneren Friedens; das mag man damals erfahren haben und weiß es auch heute, wenn man nur will: der Friede in der Familie, aus und auf denen der Staat sich aufgebaut, ist die wahre Grundlage für den inneren Frieden des Gemeinwesens überhaupt, der wiederum Bedingung und Voraussetzung zur Erlangung des äußern Friedens ist.

Wie stand es nun aber damals mit diesem, mit der Sicherung der Grenzen gegen auswärtige Feinde? Das Hinterpommersche Land und insbesondere unser Colberg sind zum Glück im ganzen genommen verhältnismäßig sehr wenig davon berührt worden, wenigstens von der Mitte des 17. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Selbst im dreißigjährigen Kriege hatte es weniger als andre gelitten. Allerdings lagen vier Jahre lang (1627 bis 31) fünf Fähnlein Kaiserlicher in der Stadt, und hausten darin, wie der Chronist sagt, *wunderlich zur größten Beschwerde der Einwohner*. Dann aber geriet sie nach langer Blokierung in der Schweden Hände, und blieb 22 glücklich erscheinende Jahre lang ein zahlreich besuchter Hafen inmitten des schwedischen Reiches.

Erst fünf Jahre nach dem Westfälischen Frieden wurden die bekannten Bestimmungen desselben hier zur Ausführung gebracht. 1653 den 6. Juni morgens zwischen 9 und 10 zogen die brandenburgischen Truppen mit klingendem Spiele ein in unsre Thore, und eine Stunde später verließen die Schweden die Stadt; wieder 21 Jahre später erschienen die nämlichen als Feinde in der Nähe. Colberg war damals Sitz der Regierung und des Hofgerichts geworden, und solchergestalt vorübergehend als Hauptstadt von Hinterpommern die Residenz des Herzogs von Croye. Funfzehn Jahre später (1668) hatte man beides nach Stargard verlegt, aber wieder nur auf kurze Zeit.

Wer kennt nun nicht die Ereignisse der Jahre 1674 und 75, wer nicht den glorreichen Tag von Fehrbellin und was ihm zunächst voranging! Erneuen wir das Gedächtnis jener Zeit in aller Kürze. Die Franzosen hatten Holland geräumt, dagegen die Pfalz zu verheeren begonnen. Da erklärt ihnen das Deutsche Reich den Krieg. Der Kurfürst von Brandenburg — wie jetzt Preußen, so damals schon das Schwert Deutschlands, bricht, von Holland und Spanien mit Geldsummen unterstützt, im August jenes Jahres auf, und vereinigt sich im Oktober mit dem verbündeten Heere bei Straßburg. Aber die Vereinigung der Brandenburger mit den



Kaiserlichen war jenen nicht zum Heil; sie hemmte das Vordringen ins welsche Gebiet, vielmehr wurden die Deutschen von Türenne aus dem Elsaß über den Rhein zurückgedrängt. Eben im Begriff, diese Schmach zu tilgen, erhält Friedrich Wilhelm, während er im fernen Lande am Sarge des plötzlich ihm entrissenen Thronfolgers kniet, noch am Schlusse des Jahres 1674 die unvermutete Nachricht, daß die Schweden, ungeachtet er kurz zuvor mit ihnen ein Bündnis geschlossen, auf Antrieb Frankreichs ein Heer von 16,000 Mann unter Gustav Wrangel nach den Brandenburger Staaten geschickt hätten, um den Kurfürsten von dem Bündnisse gegen Frankreich abzuziehen. Sie breiteten sich zunächst in Hinterpommern von Stettin her aus und brandschatzten das Land. Schon unterm 11. November fand sich der Befehlshaber von Colberg, Generalwachtmeister v. Schwerin, zu der Forderung an den Magistrat veranlaßt, daß ungefähr 200 Mann Bürger des Nachts auf dem Rathause die Wache hielten und daß die Fischer von der Münde den Stadtgraben etwas breiter aufeisen möchten. Tags darauf traf ein weiterer Befehl der Regierung aus Stargard ein: man machte ernstlich Anstalt, musterte die Mannschaft, exerzierte die Bürger (die bisher keine Übung gehabt) täglich auf dem Rathause, und setzte die 12 langen Piken, die 19 Morgensterne und was es sonst für Gewaffen gab, in Bereitschaft.

Etwas später langte eine kurfürstliche Verfügung an (aus Colmar 3. Dezember alten Stils datiert), darin ernstlich auf die drohende Gefahr hingewiesen, die Verpflichtung zur Treue in Erinnerung gebracht, alle mögliche Hülfe seitens des Landesherrn in Aussicht gestellt, vor allem aber feste Zuversicht ausgesprochen wird zu Gottes Gerechtigkeit, der den Feind für sein gottloses Unterfangen werde zu strafen wissen. Bald darauf erfuhr man das genauere, daß bereits 14 Regimenter Schweden in der Uckermark und 5 Regimenter in Hinterpommern eingerückt seien; Stargard erschien nicht sicher genug und siedelte seine Regierung und Hofgericht wiederum nach Colberg über, wohin auch das Archiv in langer Wagenreihe gebracht werden mußte.

Um so notwendiger war es nun, die Festung nach allen Seiten in stand zu setzen, mit Vorräten zu versehen, die junge Mannschaft von den Dörfern in die Stadt zu ziehen, damit sie nicht von den Schweden fortgeschleppt würde, um die Buden und Scheunen vor den Thoren, namentlich in der Lauenburger Vorstadt,



abzubrechen, auch wohl wegzubrennen. Beeilten sich die Bürger auch mit der Ausführung der letzteren Forderung nicht grade: so bewiesen doch die Ereignisse der letzten Tage, daß die Besorgnis vor plötzlichem Erscheinen des Feindes nicht ungegründet war. Am 10. Februar meldete die Dorfschaft Groß-Jestin, daß tags zuvor 100 und mehr schwedische Soldaten mit 150 Pferden sich daselbst einquartiert hätten, und bäte sie dringend um Schutz; worauf der Kommandant von Schwerin nicht verfehlte, eine sogenannte Salvaguardia an den kgl. schwed. Reichsfeldherrn Karl Gustav Wrangel, hochgräfliche Excellenz, und dessen untergebene Offiziere zu Ross und zu Fuß zu richten mit dem Ersuchen, *alle und jeder der Stadt Eigentumsdörfer mit Einquartierung und Eintreibungen zu verschonen*. Gleichwohl fuhren die Feinde fort, in den Dörfern der Umgebung bis Henkenhagen hin sich festzusetzen, drohten die noch übrigen Knechte zur Miliz mit fortzunehmen und ließen sich nur hie und da (wie in Garrin) durch Lieferung reichlicher Mundvorräte zum weiterziehen bestimmen.

Mit dem Abbrechen und Wegbrennen der Häuser und Scheunen mußte endlich wirklich der Anfang gemacht werden, und zwar zunächst vor dem Stein- und Pfannschmiedenthor — alles in allem traf es 172 steuerbare Wohnungen. Besonders ging es der Bürgerschaft ans Herz, daß die Gertrudenkirche vor dem Mühlenthor, welche schon 1530 abgebrochen und dann 1664 mit großen Kosten neuaufgebaut, auch mit einem schönen Turme geziert worden war, nun wieder sollte weggenommen werden; auch die Bauern von Werder, Bork und Sellnow versuchten alle mögliche Fürbitte. Vergebens; der Gouverneur erklärte sich vielmehr dahin, daß die Kirche auch späterhin nicht wieder an derselben Stelle, sondern etwa in Sellnow aufzubauen sei. Natürlich litt die Stadt mehr und mehr unter diesen Maßregeln: die zu andern Zeiten auch den Vorstädten, diesmal aber lediglich der Stadt selbst zur Last fallende Einquartierung drückte alle stark, und man sprach von vielen Seiten die Befürchtung aus, daß, da alle Häuser und Keller mit Leuten angefüllt seien, darüber unausbleiblich eine böse Seuche entstehen müßte.

Doch was soll ich Sie mit all den Einzelheiten ermüden, zu deren Darlegung mir hier der Stoff sobald nicht mangeln würde. Genug, daß sowohl das städtische Gemeinwesen als die einzelnen vielfachen Schaden erlitten, und zwar nach schließlicher Berechnung bis zur Höhe von 46,000 Thalern, deren Erstattung zwar von kur-



fürstlicher Regierung in Aussicht gestellt worden war, dann aber von den Ständen theils gar nicht, theils unter unannehmbaren Bedingungen zugestanden wurde. Genug ferner, daß der Feind, ehe er zu regelrechter Belagerung unsrer Festung schreiten konnte, durch des Kurfürsten thatkräftige Maßregeln zu schleunigem Rückzuge gezwungen wurde.

Im Mai d. J. brach Friedrich Wilhelm vom Maine auf, um mit nicht mehr als 15,000 Mann die Schweden, die bereits bis zur Havel vorgedrungen waren, aus seinen Staaten zu verjagen. Wir wissen, wie er sie am 18. Juni im Lande Bellin erreichte, und wie dieser Tag durch einen Sieg ohnegleichen einer der größten seines Lebens wurde. Unter dem Feldgeschrei *mit Gott* schlug er trotz aller Abmahnung erfahrener Generäle den übermütigen Feind aufs vollkommenste, in gerechter Verteidigung seines Landes begriffen. Die Eindringlinge flohen unaufhaltsam; der Sieger nahm rasch nach einander Wolgast, Anklam, Demmin, 1677 auch Stettin — im November 1678 stand kein Schwede mehr auf pommerschem Boden; und wenn diese späterhin den größten Teil des verlorenen wieder erlangten: so war es wahrlich nicht des großen Kurfürsten Schuld, sondern die klägliche Nachgiebigkeit des deutschen Kaisers gegen das übermütige und nun übermächtige Frankreich.

Uns genügt für unsre heutige Betrachtung, daß Colberg, welches in der Zeit des 30jährigen Krieges so glimpflich davon gekommen war, in der in Rede stehenden Zeit nachträglich noch einen verhältnismäßig schwachen Eindruck davon bekam, wie ihr früherer guter Freund, der Schwede, in Deutschland zu hausen pflegte —, welche Ursache man überhaupt habe, Gott um Bewahrung zu bitten vor auswärtigen Feinden, welcher Segen der auswärtige Friede sei, dessen Widerspiel die Stadt im 7jährigen Kriege sowie 1807 gründlich erfahren sollte.

Aber auch er genügt, wenngleich mit dem inneren vereinigt, nicht, wenn nicht der ewige gesichert ist, den weder ein städtisches Gemeinwesen unter sich noch der Staat gegen den auswärtigen Feind zu machen und zu sichern hat, sondern den jeder einzelne für seine Seele mit seinem Gott im Hinblick auf Christi Erlösung sichern muß. Das wußte die Legatarin, deren wir heute gedenken, wie ihr Testament im Eingange aufs unzweideutigste zu erkennen gibt.



Nachdem sie darin sich dankbar der göttlichen Wohlthaten erinnert, deren sie von Geburt an durch eine christliche Erziehung, 22jährige glückliche Ehe, und weiterhin theilhaftig geworden: trifft sie nunmehr als im 17. Jahre ihres Witwenstandes und im Hinblick auf das nahende Alter eine Reihe von Bestimmungen, deren Anfang wörtlich lautet: *Erstens befehle ich meine Seele, die mein Heiland Jesus so teuer mit seinem Blute und Tode erkauft hat, in die allmächtige Hand Gottes; der wolle sie erhalten und bewahren! und wenn sie einmal vom Leibe abscheiden wird, durch seine heiligen Engel tragen lassen in Abrahams Schoß, bis zur seligen Vereinbarung des Leibes, zur ewigen Freude und Seligkeit.* Und nicht minder bezeugen die weiteren, hier nicht wörtlich anzuführenden Festsetzungen, daß es jener Frau ernstlich um ihr Seelenheil zu thun gewesen — eine Gesinnung, die damals wohl allgemeiner gewesen sein mag als heute.

Ist auch von uns ein jeder vor allem bedacht, des ewigen Friedens sich zu sichern und bei allem Handeln dieses Ziel fest ins Auge zu fassen — was nicht geschehn kann, ohne daß er seine Fehler und Übereilungen täglich neu erkennt und zu vermeiden strebt: dann wird auch aus den Familien der Streit verschwinden, dann wird weltlich und kirchlich in kleineren und größeren Gemeinwesen der Friede mehr und mehr einkehren und das Christusreich auf Erden seiner vollkommenen Verwirklichung rascher entgegenreifen. Dann erst wird für uns jener alte Spruch des längst verschwundenen Colberger Steinthores zur Wahrheit werden, jenes Mahnwort für unser Erdenleben und sein Ziel: *Pax interna, pax externa, pax aeterna!* Darin ist zugleich so der Kirche wie der Schule ihre Aufgabe vorgezeichnet, die Forderung, in welcher jene Thesen Luthers, in 95facher Erzschrift an Wittenbergs Schloßkirche zu lesen, ihren ewig gültigen Schluß finden: *Man soll die Christen vermahnen, daß sie Christo ihrem Haupte durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen und also mehr durch viel Trübsale als durch falschen Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten.* Heil allen, die diese Warnung beherzigen!

---



# Zur Jahresfeier des Ramlerschen Geburtstages,

gehalten den 25. Februar 1867 in Colberg.

## Vorbemerkungen.

Karl Wilh. Ramler wurde zu Colberg 25. Februar 1725 geboren. Das Gedächtnis dieses Tages wird von dem *Vereine zur Errichtung und Erhaltung des Ramlerschen Denkmals*, dessen Mitglied der Gymnasialdirektor bisher stets gewesen ist, jährlich durch eine Schulfeier begangen und bei derselben nach Vortrag einiger Oden des Dichters ein Preis von 30 Thlr., der für die beste deutsche Arbeit über ein gestelltes Thema ausgesetzt ist, dem Sieger zuerkannt. Der hier gegebenen Ansprache war der Vortrag einiger Gedichte Ramlers vorangegangen, daraus wir folgende Stellen mittheilen:

### I. Schlachtgesang (1778).

1. *Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld! Gerecht ist unser Krieg; Uns führet Deutschlands größter Held; Uns führet Ehr' und Sieg.*

2. *Ihr Feinde zittert! unser Heer Hat Kriegeskunst und Mut, Ist schneller mit dem Mordgewehr, Und hegt der Väter Blut.*

3. *Wir streiten noch den alten Streit: Ein Mann verjaget vier: Wir fragen nicht, wie stark ihr seid; Wo stehn sie? fragen wir.*

4. *Auf, Brüder! schlägt den stolzen Feind, So kehrt ihr früh zurück: Wer starb, wird dann mit Recht beweint; Wer lebt, hat Ruhm und Glück u. s. w.*

### II. An den Frieden (1760).

1. *Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede? Gen Himmel, in dein mütterliches Land? Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde, Ganz von der Erde weggewandt? u. s. w.*

9. *Erbarme dich des langen Jammers! rette Von deinem Volk den armen Überrest! Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette Auf ewig den Verderber fest!*

### III. An die Stadt Berlin (1759).

1. *Ich sahe sie (mir zittern die Gebeine) — Ich sah, glückseliges Berlin, Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine Mit ihren Schwänen ziehn! u. s. f.*

3. *Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!, Die Städte Deutschlands bücken sich! Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone, Und weichen hinter mich u. s. f.*

10. *Borussiens gerechter Held soll siegen! Die Götter schützen ihren Sohn. Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen. Er kömmt, ich seh' ihn schon! u. s. f.*

12. *Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen! Eilt, einen Tempel ihm zu weihn Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen Mit Blumen zu bestreun.*



Als wir vor einem Jahre das Andenken unseres Colberger Dichters begingen, und uns klar machten, daß ihm der Kampf zwischen Friedrich dem Großen und seinen Gegnern durchgehend als ein Kampf zwischen Kultur und Barbarei gilt, daß Ramler auch aus diesem Grunde das Vorbild seiner Themata in Augustus' Kämpfen gegen die fand, welche Nicht Römer waren von Geburt oder Gesinnung, und der Horaz seines Monarchen in vollem Sinne zu werden suchte und hoffte: da klangen uns wohl alle jene stolzen Reden und Reime von preußischen Siegen auf böhmischen Feldern, von stattlichen Triumphzügen heimkehrender Sieger, von der Obmacht unseres Adlers über die fremddredenden Barbaren als Klänge aus längst verschollener Zeit, deren kaum unsre Großeltern noch lebendiger gedenken, deren Erneuerung wir weder erwarteten, noch vielleicht wünschten.

Wie ganz anders mahnen uns jetzt die wenigen eben genommenen Proben aus den Dichtungen unseres berühmten Mitbürgers! Unsre tapfern Brüder sind ins Feld gezogen zum *gerechten Kriege*, geführt von dem Veteranen und Kriegsjubilar unsrer deutschen Fürsten, geleitet von den kundigsten Feldherrn und Generalen, und Ehre und Sieg heftete sich an ihre Schritte, weil [selbst dies einzelne Wort scheint in Ramlers Munde eine Weißagung für unsre Zeit, während es in Wahrheit nur zeigt, daß der preußische Siegesmut zu allen Zeiten derselbe war] weil unser Heer *schneller mit dem Mordgewehr*\*) war. Unsre Mannen schlugen den stolzen Feind und *kehrten* (auch hierin mit Ramler zu sprechen) *früh zurück*, während jener noch 18 Jahre nach Beginn der Kämpfe um Schlesiens Besitz im 5. Jahre des Krieges, die schmerzliche Frage *an den Frieden* richten mußte, ob er etwa der Ungerechtigkeiten der Erde müde sich ihr ganz entzogen habe; so früh, daß der Feind kaum in einen Winkel preußischen Gebietes vorübergehend einzudringen Zeit gehabt hatte, während Friedrichs des Einzigen Lande zum großen Teile vom Feinde verheert, von den Hufen seiner Rosse zerstampft lagen, ja selbst diese unsre feste Stadt 7 Monate eine Besatzung der damals der Kultur noch ferner stehenden Russen zu tragen hatte.

Wir verstehen aber zugleich des Colberger Dichters klassische Richtung besser als je sonst. Wenn jemand irgend in seinem

---

\*) auf Grund der eisernen Ladestöcke Leopolds von Dessau, wie bekannt.



Horaz heimisch ist und dessen wohlklingende Verse in seiner Erinnerung gern wiederklingen läßt — und ich rede ja hier vornehmlich zu solchen — in dem mußten unwillkürlich bei den großen Ereignissen des vergangenen Sommers solche Erinnerungen in Menge wach und lebendig werden. Wurde nicht der drohende Bürger- und Bruderkrieg zuerst von uns widerwillig mit den gleichen Gefühlen begonnen, die dem Römer das erschrockene Wort auf die Lippen legten

*Quo quo scelesti ruitis? aut cur dexteris  
aptantur enses conditi?*

der einen Schandfleck der Geschichte darin sah, *cives acuisse ferrum quo graves Persae melius perirent?* Und doch war die gelöste Frage so brennend, ob Hohenzollern oder Habsburg; nur in diesem sahen die einen, die andern nur bei jenem das Heil der gemeinsamen Vatererde für alle Zukunft; viele warmherzige Deutsche, mancher Fürst des alten Reiches schwankte und sorgte, *quem ruentis Imperi rebus vocet.*

Der Kampf begann. Kunde auf Kunde kam uns von den Schlachtfeldern und versetzte uns lebhaft dorthin, mitten in den Pulverdampf, der auch der großen Heerführer Antlitz schwärzte; mancheiner mochte zum andern sprechen

*audire magnos jam videor duces  
non indecoro pulvere sordidos.*

Parther und Ungarn *vexabat eques metuendus hastâ*, und schon sah man weithin vom hohen Stephansturme, ja *ex ipsis moenibus hosticis* von Prefsburg her mit wachsendem Entsetzen auf die nahenden Scharen der Unseren, die drohenden Wachtfeuer am Horizonte von Florisdorf, bei Blumenau. Siegeskunden kamen und Trauerkunden zugleich, jene für alle, diese für den einzelnen, und so freudig wir vielleicht vorher des *Dulce et decorumst* gedacht hatten, — wir konnten es nun kaum glauben, daß dies Sterben fürs Vaterland grade unsern Freund getroffen: daß grade ihn der *perpetuus sopor urguet*. Der Sieg war uns gegeben, aber nicht weil die rohe Gewalt unsrer Waffen, eine *vis consili expers*, den Feind zu Boden geschmettert, sondern weil wir als Sieger uns mäßigten und gemäßigte Kraft von der Gottheit stets erhoben wird. *Dîs te minorem quod geris, imperas!* das war, wenn auch in andrer wahrhaft christlicher Form der Grundgedanke und Wahlspruch unseres Königs, den er an der Spitze



seiner Truppen, den er vor dem Beginne des ungewissen Kampfes ebenso bestimmt ausgesprochen, als er auch nach dessen Beendigung ihn so entschieden wie bescheiden festhielt, unbeirrt und unverführt durch das tausendfach wiedertönende *Io triumphe! Io triumphe!* mit dem die Hauptstadt als begeisterte Vertreterin der Stimmung des ganzen Landes ihn begrüßen und feiern durfte.

Es ist (sag' ich) vollkommen begreiflich, wenn ein Ramler, als er ähnliches erlebte, zu einer Zeit, wo unsre deutsche Dichtung noch fast in den Windeln lag, wo es noch keinen Schiller, noch keinen als Dichter berühmten Goethe gab, genaue Anlehnung an sein römisch klassisches Vorbild, eine edle Nachbildung desselben in Form und Gedanken für des Dichters nächste Aufgabe hielt; und jetzt im Rückblick auf die Entwicklung unsrer vaterländischen Litteratur haben wir alle Ursache, es ihm zu danken. Jene Durchgangs- und Vorschule war für unsre Selbständigkeit grade so notwendig, wie jeder Mann, der selbständig und charakteristisch denkt, redet, schreibt, zuerst nach vorgelegten Mustern mußte schreiben, reden, denken lernen.

Es ist ferner natürlich, daß bei der Wahl des Themas für die diesmaligen Wettbewerbsarbeiten der Vorstand des *Vereins z. Erh. d. R. D.* (als dessen Mitglied ich hier zunächst rede) sich ebenfalls durch die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit leiten ließ, und einen Gedanken wählte, der jetzt allen Vaterlandsfreunden ebenso nahe lag, als seine Entwicklung, Darstellung und Begründung andererseits für die jugendlichen Bewerber von eigentlichen Schwierigkeiten frei war. Es lag nahe, jetzt, da Preußen seinen langjährigen Nebenbuhler in der Leitung des gemeinsamen Vaterlandes bezwungen und hinausgewiesen, also die längst ihm bestimmte Hegemonie errungen hat, die Entwicklungsreihe, welche mit diesem Ergebnis geschlossen, in Gedanken zurückzumessen; auf die Anfänge sich zu besinnen, aus denen jene hervorgegangen. Darum wählten wir das Thema:

*Der 18. Jan. 1701 als Beginn der Wiedergeburt Deutschlands.*

Die zwölf wetteifernden Bearbeiter dieses Themas, deren Aufsätze nachher näher werden zu beurteilen sein, mußten bei der Meditation zunächst auf den Begriff der Wiedergeburt Deutschlands ihr Augenmerk richten, und sich darüber klar werden, in wiefern dieser schon auf dem religiösen Gebiete nur vergleichungsweise gebrauchte Ausdruck von dort noch auf das des Staates



übertragen werden konnte. Insbesondere dann, was die Wiedergeburt gerade des Deutschen Reiches bedeutete und in wiefern es einer solchen bedurfte; daß dieselbe, ursprünglich vom Oberhaupte und den Reichstagen erwartet, von einzelnen mächtiger gewordenen Staaten ausgehn konnte und mußte, und daß darunter Brandenburg-Preußen durch mancherlei Eigenschaften mehr als andre berufen war. Endlich war zu erwägen, welches zur Zeit die Bedeutung der Königswürde für einen Reichsfürsten war; wie sie einerseits die dauernde Sonderpolitik den Habsburgern gegenüber zum Grundsatz zu erheben schien, anderseits schon durch den Anspruch des Titels die wachsende Größe für den Staat verlangte — kurz wie sie Beginn der Wiedergeburt, aber auch nur Beginn derselben war. Der Schluß konnte nicht wohl anders als die Aussicht auf die Erfüllung eröffnen und so der Gegenwart die Hand reichen.

Nicht ohne Beredsamkeit ist namentlich in einigen Ihrer Arbeiten die Notwendigkeit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches geschildert worden, dessen Glanz mit Friedrich Rotbart verschwunden schien und nun seit Jahrhunderten vergeblich zauberhafter Auferstehung entgegenharrte. Nur für ihre eigne Hausmacht hatten die Fürsten Sinn, immer mehr von der Kaisergewalt rissen sie an sich, aus dem 30jährigen Religionskrieg blieb nur noch das Bild eines lockeren Staatenbundes; und mit den Fürsten verlor auch der einzelne allmählich fast den Sinn für die Ehre der Nation. Was durfte nicht der französische Ludwig wagen, was die Schweden! Deutschland, das einst der gesamten Christenheit Gesetze vorschrieben, schien ein Spielball seiner Nachbarn geworden; ein Stück des Reiches schwand nach dem andern, die *Wohlthat des Polyphemos* allein schien es noch von dem übermütigen Nachbar erwarten zu dürfen. Konnte die Wahl eines neuen Kaiserhauses nach Vätersitte dem Verfalle steuern? Schwerlich — die Thaten selbst mußten den Fürsten, den Staat zu dem Herstellungsberufe berechtigt erweisen, der den Kampf gegen Habsburg notwendig in sich schloß.

Im großen Kurfürsten schienen die Elemente hiezu vorhanden zu sein. Überall wo der Kaiser die deutsche Sache im Stiche ließ, war er eingetreten; sein den Thaten gegen die Schweden entsprechendes Wort, daß er einen Angriff der Dänen auf Hamburg ansehen werde, als wenn sie Berlin angriffen, war so wenig



unbeachtet geblieben, als sein von Holland aufgenommener Gedanke, daß für den Kampf gegen Frankreich alle Staaten ohne Unterschied des Bekenntnisses zusammenstehn müßten. Wehe freilich, wenn diese an ihn sich knüpfenden Hoffnungen auf Deutschlands Wiedergeburt mit seinem Tode erloschen, wenn der Same zu denselben von ihm nicht in den Staat überhaupt gelegt worden wäre! Aber dieser Keim lag in dem Brandenburgischen Staate, den er 1688 als einen innerlich kräftiger verbundenen und geeinigten hinterließ, dessen Bevölkerung vorherrschend evangelisch war, d. h. die Vorbedingungen zu regem Streben und geistiger Unabhängigkeit in sich trug; dessen Herrscher (bei manchen Mängeln jenem ersten Begründer der Macht gegenüber) die ererbte ehrenhafte, uneigennützig, deutsche Politik festhielten — so verschieden von einem Polen erwerbenden, durch Polen verderbenden Sachsen, einem nach Spanien schielenden Bayern, einem nur auf Vernichtung des Nachbarn sinnenden Welfenreiche. Hoffte der Kaiser in seiner Not, Kurfürst Friedrich werde sich der *Defension des geliebten Vaterlandes* (so weit sie ihm nämlich nützte) *annehmen*: so galt es auch dem schwachen Sohne des großen Friedrich Wilhelm als selbstverständlich, daß seine Regierung *für die edle deutsche Sache und zugleich für die Staats- und Gewissensfreiheit* einzutreten habe.

Noch mangelte die Versiegelung, daß alle Nachfolger, statt zur Rolle untergeordneter Reichsfürsten zurückzusinken, jene selbständige, zur Wiederherstellung einer deutschen Macht führende Politik verfolgen würden — diese geschah nun durch die vom Kaiser ungern, aber aus Not zugegebene, ihm zunächst (wie er meinte) Vorteil bringende Erhebung zum Königreiche. Bekannt ist Friedrichs II. Urteil über diesen Akt. *Der neue König* (sagt er) *schien seinen Nachkommen zuzurufen: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zur Größe gelegt, an euch ist's, das Werk zu vollenden“*. So erhob sich „ein werdendes deutsches Königtum neben der verwiterten Ruine des römischen Kaisertums“, und lebendiger, immer lebendiger wurde die Ahnung dessen, was von diesem Königsgeschlechte für Deutschland zu erwarten sei, in den Herzen der Edelsten.

Allerdings war es noch nicht die Wiedergeburt selbst, sondern nur deren Beginn. Neben dem langsam stillen Schaffen des



Kernes für die neue Centralmacht galt es zunächst die alte, im anspruchsvollen Besitze sich brüstende zu zertrümmern — ein Werk weder von Jahren noch auch bloß von Jahrzehnten. Nicht umsonst hatten schon des ersten Königs Krieger, scheinbar zwecklos oder für fremden Vorteil, in Ungarn, in Italien, in den Niederlanden Lorbeer über Lorbeer auf dem Schlachtfelde pflückend, zur europäischen Kriegsmacht sich heranzubilden begonnen. Der große Friedrich wußte, was das Heer —, was er um des Heeres willen seinen Vorgängern schuldete. Unser Jahrhundert hat fast schon vollendet, was damals gesäet wurde — längst ist die Erkenntnis des preußischen Berufes herangereift. Längst haben dankbare Enkel das Bild jenes erhabenen Kurfürsten angesichts des Königsschlusses aufgestellt, *grade über den Strom, der ins weite strebend dem Meere, dem Markte des Völkerlebens, zueilt* (W. Fischer, Programm 1866 S. 19). Vor Jahren schon ist auch für Friedrich II. Ramlers Mahnung ausgeführt, *den Helden in Erz den Enkeln aufzustellen*. Stolz erhebt sich sein Monument, von den Zeugen und Arbeitern einer großen Zeit getragen, vor der neuen Königswohnung, in der Stadt, in welcher der gestern versammelte Reichstag norddeutscher Staaten heute seine Arbeiten beginnt zum Heile der gesamten Stämme deutscher Nation, in Berlin, welches erst seit gestern, sei es im Hinblick auf die Strecken zwischen Main und Meer, sei es auf die südlicheren Gaue, wahrhaftig Ramlers Wort auf sich beziehen darf

*Die Städte Deutschlands bücken sich,*

seit die bisherige Residenz der deutschen Centralgewalt eine unsrer Provinzialstädte —, seit das kaiserliche Wien Ausland geworden. So vermochten Sie an der Hand der Geschichte von 1701 und von jenem Könige Friedrich I. an, welcher heute vor 154 Jahren starb, bis in unser Jahrhundert und Jahrzehnt und Jahr hinein in rascher Übersicht zu schildern, wie unter Gottes wunderbarer Leitung alles in Erfüllung gegangen, was jener vielverheißende Anfang hoffen ließ.

*(Folgt die Beurteilung der einzelnen Arbeiten und  
die Verkündigung des Preises.)*



## Entlassungs- und Abschiedsrede.

Colberg, 2. April 1868.

Hochv. Anwes.! T. Amtsgen.! Gel. Sch.! Wem von eines Berges Spitze herrlich lohnende Aussicht verheißen ist, der wird wohl ermahnt, unverwandten Blickes, ohne sich umzusehen, die Höhen zu ersteigen, um dann vollen Zuges die Rundschau zu genießen, in welcher alle die weniger umfangreichen Aussichten der Zwischenstationen eingeschlossen sein würden.

Aber auch früher sich umzusehen hat seine Berechtigung, wenn die durchmessene Strecke Schwierigkeiten bot, deren gründliche Betrachtung uns zugleich geschickter machen kann zur Fortsetzung des Weges; wenn wir uns zu Danke erhoben fühlen müssen für die glücklich bestandenen Gefahren. So ist es denn auch (da wir ja Raum und Zeit gern mit einander vergleichen) von jeher Sitte gewesen, am Ende eines längeren Abschnittes einen Rückblick zu thun auf die durchmessene Zeit — angefangen von den großen Säkularfesten Roms, von denen u. a. unser Horaz in seinem Festgesange uns Zeugnis gibt. Ja man sagt unserm Jahrhundert nach, daß es an solchen Erinnerungsfesten mehr als vordem Gefallen gefunden, daß man sie übertrage auf das Leben des einzelnen und nicht nur zu Semisäkularfesten herabgestiegen sei, sondern auch diese noch geteilt habe. Aber die Annahme jeder Besinnungsstation (und sei sie die kürzeste) hat ihre Berechtigung, wenn nur die Erinnerung und Besinnung in der rechten Weise geschieht.

Wie dem auch sei: wir haben uns daran gewöhnt, ab und zu uns zu besinnen *nun sind es 100, nun 50, 25, 10 Jahre, seit das und das geschehen ist* — Gott lob, daß wir soweit gekommen sind. Mögen unsre Schüler die Zeit mit einem kindlich kurzen Maßstab von einer Ferienzeit zur andern messen; mögen die bisherigen Zöglinge dieser Anstalt, welche bereits dem Mannesalter



näher stehen, einen weiteren Umblick gewonnen haben; mögen wir ältern Bürger der Stadt und des Staates noch andre Entwicklung des Geisteslebens ins Auge fassen: — wir alle übertragen gern auf einen Zeitabschnitt, was einst der Prophet Samuel vor fast drei Jahrtausenden aussprach und nicht bloß als ein geflügeltes Wort den Zufällen der Volksüberlieferung preisgab, sondern auf ein Steindenkmal grub, *zum Liede der späteren Menschheit*, wie Homer seine Leute sagen läßt.

Schwer lastete (wie das Richterbuch erzählt) die Hand der palästinischen Feinde auf dem auserwählten Volke, welches, damals selbst der Erzwaffen entbehrend, ihnen kaum entgegen zu treten wagte, aber im Vertrauen auf Jehovahs Hülfe, der seine Gegenwart durch Zeichen deutlich ansagte, schlugen sie das kriegserprobte feindliche Heer, und verfolgten sie die Berge hinab bis an den äußersten Felsabhang unter des Propheten Führung. Da richtete dieser an der Stelle, bis wohin die Kanaaniter noch nie zuvor zurückgedrängt worden waren, einen Felsenblock auf mit der Inschrift *Eben Haâser* oder (wie wir sagen) *Eben Ezer*, = Sieg der Hülfe, *denn bis hieher* (sprach er) *hat uns Jehovah geholfen*. Im Anschlusse an diese bekannte Stelle unsrer heiligen Urkunde lassen Sie mich in der Kürze dardun, inwiefern auch wir heute im Jahre 1868 sagen dürfen: *Bis hieher hat uns der Herr geholfen*.

Nur im vorbeigehen deute ich darauf hin, wie im Beginne des Jahres 68 n. Chr., als unter Neros Schreckensherrschaft die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus in Rom den Tod als Blutzeugen erlitten hatten — wie damals der Kreuzesglaube selbst für immer ans Kreuz geschlagen, für immer erstickt schien.

Aber was Roms Dichter hundert Jahre früher noch (in stolzer Erinnerung an die Tapferkeit seiner Ahnen zu Hannibals Zeit) von seinem Staate überhaupt ausgesprochen, das sollte nun sich im Laufe der Jahrhunderte glänzend bewähren an dem vom Orient gekommenen verachteten Aberglauben und dem ihm vor allen sich zuwendenden Barbarenvolke:

*Versenkt ins Meer taucht schöner es nur empor,  
im Kampf erliegend schlägt es mit Ruhm zurück  
den ungeschwächten Gegner —.*

Heute nach achtzehn Jahrhunderten hält ein germanisches Inselvolk den ganzen Erdball, den unsre Sternkundigen mit Recht als kreuzgekrönte Kugel darstellen, umspannt mit seinen kolonie-



schützenden Flotten, trägt gegen widerspenstige Feinde die siegreichen Waffen, denen allüberall seine Missionare wo nicht vorangehen doch folgen. Ja jetzt beispielsweise stehts im Begriff, ein schon zur neutestamentlichen Zeit für das Kreuz erworbenes Reich in der Mitte der alten Welt durch die weltliche Unterwerfung (wie wir hoffen) zugleich für den Christenglauben neu zu beleben. Gott aber im Himmel ist es, der seiner Kirche soweit hindurch geholfen.

Wichtiger noch (wenn denn einmal die Zahl 68 uns leiten soll) erscheint es, für unseres Volkes staatliche und kirchliche Entwicklung das Jahrhundert herauszuheben, in welchem zuerst man allgemein 68 gezählt hat, ich meine Karls d. Großen Regierungsantritt, und zu sehen, was von 768 bis heute geschehen — vielleicht mit dem Zwischenpunkt 1268. Die großartige Zusammenfassung der deutschen Stämme zu einem Festlandsreiche war ja das Werk des Königs, in dessen Schutz die bedrängte Kirche überall sich flüchtet, dem sich nicht nur heidnische kulturbedürftige Völker (Avaren, Slawen, Sachsen) beugen und einverleiben, sondern auch islamitische Staaten Land und Ehren steuern mußten, ja selbst die Schlüssel Jerusalems überbrachten — als dem irdischen Statthalter christlicher Reiche.

Nach und nach übertrug sich die vom jetzigen Frankreich ursprünglich ausstrahlende Hauptmacht Europas, nachdem dieses sich auch in Sitte und Sittlichkeit hatte in etwas romanisieren lassen, auf die dem germanischen Kerne treuer gebliebene Osthälfte; das deutsche Königtum streckte nicht umsonst die Hand aus nach der römischen Kaiserkrone, nicht ohne grade hiedurch den inneren geistigen Kampf zu zeitigen mit der so mächtig gewachsenen Papstgewalt, bis auch die letzte Hoffnung des edeln Hohenstaufengeschlechts vor nunmehr 600 Jahren, während im Vaterlande selbst *der eiserne Speer blind waltete* — bis jener herrliche Konradin, dessen letzte Stunde eines Colbergers Künstlerhand neuerdings dargestellt, wie alle wissen, *kapetingischer teuflischer Unthat* erlag.

Und nun von 1268 bis heute. *Merses profundo — pulcrrior evenit.* Nahe dem Staufenberge, dem nun längst burgberaubten, erhebt sich der Hohenzollern, Wiege des zweiten hohen Fürstengeschlechts, das aus Schwaben entsprossen zur glanzvollen Herrschaft über das deutsche Volk berufen worden ist; und schon nahen



von allen Seiten, nachdem der Nordbund festgeschlossen bis in die fernsten Erdteile machtvollen Schutz allen Deutschen verheißen, zu seiner Hauptstadt Abgesandte auch der nichtnordischen Stämme, mit den unsrigen zusammen zu tagen, zu beraten, zu sorgen für die Grundlagen gedeihlicher Volksentwicklung, wie die Jetztzeit sie fordert — die Hoffnungen zu nähren und zu sichern für eine noch engere Verbindung der Staaten des Vaterlandes, dessen Vollmacht nun in evangelische Hände gelegt ist. Des Herrn im Himmel Leitung hat unserem Volke so weit geholfen, daß es die romanische Bevormundung auf geistlichem wie auf weltlichem Gebiete abgeworfen. —

Enger wiederum ziehen wir die Kreise unserer Betrachtung. Blicken Sie mit mir in die Geschichte unsrer Stadt um ein Jahrhundert zurück. Noch laufen in ihrem Tagesverkehre Geldstücke um zwar mit Preußenadler, aber dem Bilde der russischen Kaiserin Elisabet, zur Erinnerung, daß nach drei furchtbaren Belagerungen, deren letzte erst ungünstig endete, Colberg für eine größere Jahreshälfte russische Regierung kennen lernte. Ja als April 1768 der Rektor unsers früher so blühenden Lyceums in Amt und Pflicht feierlich eingeführt wurde, da geschah es (wie der Chronist sagt) auch äußerlich nur *unter und über den Trümmern der Schule*. Unaufhaltsam wiederum ging der Verfall weiter; 50 Jahre später beschlossen die Stadtbehörden, den vergeblich gewordenen Wettstreit mit den andern Gymnasien Hinterpommerns nicht länger zu versuchen, vielmehr eine einfache Stadtschule für beide Geschlechter an deren Stelle zu setzen.

Und wiederum nach 50 Jahren, deren Verlauf Sie kennen, dürfen wir jetzt das zehnjährige Bestehen einer höheren Lehranstalt begehen, welche für beide Hauptrichtungen der öffentlichen Thätigkeit Schüler ausbildet; deren schon ein volles Tausend aufgenommen, viele wieder ausgesendet, nächstens der 68ste als reif entlassen wird. Freudig errichten wir auch hier einen Markstein und sprechen mit Samuel: *Bis hieher hat Gott geholfen*.

Oder wäre jemand unter uns, der da meinte: der Mensch müsse und könne sich selbst helfen, und werde es auch, wenn es ihm nur nicht an Thatkraft fehle? Über das Weltmeer herüber tönt uns ein Zuruf *Hilf dir selbst*, und die Mahnung ist nicht so ohne weiteres bedenklich; aber sie wird's, wenn wir die zweite Hälfte weglassen. Vollständig lautet der Spruch eben: *Hilf dir selbst, so hilft*



*Dir Gott.* — Zur Thätigkeit erschuf uns Gott, aber zur Selbsthülfe muß ein zweites kommen. Niemals darf der auf des lebendigen Gottes Beistand rechnen, der die Hände in den Schoß legt und in mißverständlicher Verwendung mancher Schriftstellen darauf hofft, daß der Allgütige ihm Glück und Segen — ja Rettung aus Not gewähren werde, auch wenn er nur mit den Lippen anruft, die Hände aber feiern läßt. Freilich hat der Herr die Errettung aus der Not allen seinen Kindern verheißen, aber eben nur seinen Kindern; die aber sind seine Kinder, die den Willen thun ihres Vaters im Himmel. Das 1. Gebot aber, das dem aus Eden vertriebenen Menschen wurde, lautete: *Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen*; die Worte vom Sinai haben es befestigt und erklärt, der neue Bund hat es nicht aufgehoben. Anderseits lernen wir es aus täglich neuer Erfahrung, daß unser Wille, unser Thun überall eine Grenze hat, über welche hinaus er nichts aus sich selbst zu leisten sich bewußt ist, innerhalb deren all sein Thun zu nichte werden kann, wenn eine höhere Macht auch ihm Hülfe sendet.

Unsre Krieger haben wiederholt bekannt, daß alle ihre Siege erst durch göttliche Unterstützung so glänzende wurden; der Geschäftsmann weiß es, daß unglückliche Konjunkturen auch Eifer und Anstrengung vergeblich machen können; wir Lehrer haben nicht selten erfahren, daß ein wenig begabter, aber treuer und eifriger Schüler trotz aller unserer Befürchtungen das vorgesteckte Ziel erreicht, weil Gott ihm half; daß ein begabter — aber übermütig auf die eigne Kraft pochender zu Schanden wurde, weil er der Anrufung des helfenden Gottes glaubte entraten zu können. Erfahren haben wir es wiederholt in Stunden des Verzagens, daß Schwierigkeiten, die uns bald von dieser, bald von jener Seite kommand entgegentraten, weggeräumt wurden nicht durch unsere erfolglosen Anstrengungen, sondern durch den unsere Bitte erhörenden Weltenlenker, der auch Herzen lenkt wie Wasserbäche.

So wissen wir denn jene Mahnungen wohl zu vereinigen mit dem Bibelworte, von dem wir ausgingen. Wir wollen uns selbst zu helfen suchen in angestrenzter Thätigkeit, so weit wir irgend können; wir sind gewiß, daß dann, wenn wir die Grenze unsrer Macht erreicht haben, die höhere (die nicht bloß Macht, sondern Allmacht ist) uns hinüberhilft ans Ziel, wenn wir sie anrufen im herzlichen Gebete, anrufen zur Erreichung des Erlaubten. Das



ist die Mahnung, die Tröstung, welche unsre Betrachtung uns gewährt. An Erinnerung der täglichen Erfahrung fehlt es auch in unserm Schul- und Schülerleben nicht. Auch in Feuers- und in Wassersnot sind manche von unsern Pflegebefohlenen zum Teil recht wunderbar behütet worden, also daß ihr Leben uns neugeschenkt erschien. Möchten auch die verborgenen geistigen Gefahren, welche dem unbewachten Herzen wohl gar mit ewigem Tode drohen, ebenso gnädig abgewendet werden, immer ernsterer Sinn das Ganze durchdringen, daß wir auch hier einen Markstein aufrichten, eine merkbare Haltstufe in der innern Entwicklung unsrer Anstalt damit bezeichnen können.

Für viele unsrer Zöglinge sind die gegenwärtigen Tage die letzten ihres Schullebens. Sie treten ins eigentliche Leben ein mit einer teils mehr, teils weniger unvollkommenen Summe von Kenntnissen, wie es der Eltern Wille und die Verhältnisse geboten oder wünschenswert erscheinen ließen. Möge die Kräftigung gegen die Versuchungen des Lebens, möge das Vertrauen auf Gottes Hülfe und der Wille diese anzurufen bei allen gleich stark sein — dann können wir getrost ihnen zum Abschiede die Hand reichen, um sie vielleicht in wenig Jahren neu zu begrüßen als berufstüchtige und berufstreue Männer, deren Thun Gott segnet.

In ganz besonderm Sinne aber ist dieser Tag ein Abschnitt für Sie, die Sie von den ersten Anfängen bis zur höchsten Staffel die Schulbahn durchmaßen und nun sämtlich, soweit sie Realschüler waren, in das praktische Leben mit höhern Ansprüchen und Hoffnungen als jene eintreten wollen — soweit Sie dem Gymnasium angehörten, die Hochschule beziehen.

Die hochansehnliche Versammlung, welche uns heute so reiche Teilnahme zuwendet, hat Ihre Dankesäußerungen vernommen gegen die Anstalt, der Sie seit 6—12 Jahren angehören. Die Zuhörer haben hineingeblickt in ihr von schönen Hoffnungen geschwelltes Herz; sie hoffen mit Ihnen, daß Sie als Männer in der Religion wie in der Wissenschaft Trost gegen die Wechselfälle des Lebens zu finden wissen und keinen Grund haben werden, sich die Tage unentwickelter Kindheit zurück zu sehnen, als verzichteten Sie freiwillig auf die reife vom Erkenntnisbaum gepflückte Frucht. Aber täuschen Sie sich nicht. So froh auch im ganzen die Anstalt auf solche (dem unter Mühen großgezogenen Baume vergleichbare) Jünglinge blicken darf; so gewiß auch Sie wirklich Reife an Charakter wie an



Kenntnissen hier bezeugt erhalten (und wir dürfen ja zumal auf einige hier mit besondrer Freude schauen): so stellt doch grade der echte Mann eine ernstere Selbstprüfung an, ob er denn auch wirklich überall reif sei, nicht die Gesamtbildung eine noch harmonischere hätte werden können. Manchem gilt es dann doch eine Lücke, einen Mangel nach dem andern zu beseitigen, zu ergänzen in ernster Arbeit an sich selbst; und freilich, wohl dem, welchem es gelingt, daß er nicht nach spätern Tagen noch mit dem Römer ausrufen möchte:

*Gäbe die Gottheit doch die vergangenen Tage zurück mir!*

Aber wir wollen nicht vorgreifen, uns die berechtigte Freude nicht trüben lassen über das heute mit Ehren erreichte. Bis hieher hat der Herr Ihren Lauf regiert (wie wir sangen); Er möge Ihnen auch ferner nahe bleiben auf Ihrem Lebenswege, wenn Sie (wie wir nicht zweifeln) die von uns gefundenen Bedingungen erfüllen.

Im Namen und Auftrage des kgl. Prüfungsausschusses entbinde ich Sie N.N. von den Pflichten des Gehorsams, den Sie vor Jahren unsern besondern Gesetzen gelobt haben. Ziehen Sie mit Gottes Geleite dem Berufe zu, der Ihnen winkt, der Hochschule zu, auf der Sie zu Männern im Vollsinn sich ausbilden wollen, der ich in diesen Tagen vor 20 Jahren zu unseligster Zeit, ehe es noch mein ernstlicher Wille gewesen, Lebewohl sagen mußte.

Verübeln Sie mir diesen Rückblick auf das eigne Leben nicht, verehrte Anwesende, und gönnen Sie mir ausnahmsweise noch ein paar Worte persönlichster Art. Kirche und Staat, Schule und Schülerleben, haben (wie wir sahen) ein Recht, in diesen gegenwärtigen Tagen ein *Bis hieher* aufzurichten; wenn einer noch ein Sonderrecht hat für sein eignes Leben, so nehme ich heute ein solches in Anspruch. Zum zweiten Male, seit ich überhaupt in die öffentliche Lehrerthätigkeit eintrat, bin ich in der Lage, ein Jahre lang unter Freuden, aber auch nicht ohne Mühen geführtes Amt andern Händen zu übergeben — diesmal ein besonders wichtiges; mein Herz wird seine Führung noch lange mit innigster Teilnahme auch aus der Ferne begleiten.

Reiche Förderung meines Strebens von den vorgesetzten Behörden, von den Mitbürgern der Stadt, von den nebengeordneten Amtsgenossen, deren treue Unterstützung und Teilnahme an all meinem Thun und Leiden ich wahrlich schätzen gelernt, ist mir geworden — ich danke allen hier öffentlich aus vollem Herzen, und werde die



Dankbarkeit bewahren. Mein nächster Beruf war der des Lehrers und Leiters in der Zeit, die nun viel zu schnell mir entflohen scheint; aber mehr noch empfinde ich, daß ich selbst gelernt habe.

Möge mir die Ausführung des Vorsatzes gelingen, in allem weitem Beginnen Gewinn zu ziehen von der hier so reichlich gegebenen Belehrung, hier gesammelten so mannigfachen Erfahrung. Möget Ihr, meine bisherigen Schüler, aus den bisweilen etwa härter klingenden Worten stets heraus gehört, heraus empfunden haben, daß das wahrhafte Beste eurer Seele das Ziel war, dem ich euch zuzuführen trachtete. Ihr ließt euch gern von mir leiten, wie ich getrost sage, auch euch danke ich dafür, auch im Namen des nach zehnjähriger Arbeit heute von hier scheidenden werten Amtsgenossen.

Bis hieher hat Er geholfen; Er sei dafür gepriesen! Schirmend halte Er ferner seine Hand über diese Mauern, innerhalb deren ich ein kurzes, aber reiches Stück meines Lebens durchlebt; Er segne die darin wirkenden und lehrenden, die lernenden und strebenden, auch unter der künftigen Leitung, der ich mit vollem Vertrauen entgensehe; Er helfe dazu, daß der Geist der Zucht, des Gehorsams, der Wahrheit immer mächtiger werde unter der Colberger Jugend! Amen.

---



## Abteilung II.

---

### 7.

## Antrittsrede in Zerbst.

21. April 1868.

Hochzuverehrende u. s. w. Die im Namen und Auftrage der hohen Staatsbehörde so eben gesprochenen Worte räumen mir ein besonderes Recht ein, nunmehr auf diese Stelle zu treten, indem sie es mir nahe legen, die Bedeutung des Eintritts in dieses Haus und Amt, und den Umfang der (wie ich bereits aus sechsjähriger Amtsführung kenne) wahrlich nicht zu unterschätzenden Pflichten des letzteren von neuem allseitig und gründlich zu erwägen.

Der Eintritt in dieses Haus zuerst. Wohl sind mir von früher Jugend her die hohen Chorfenster, die Kreuzgewölbe und Gänge altehrwürdiger Klöster an und in den Räumen einer vaterländischen Schule nicht grade unbekannt. Aber was der leichte Sinn des Knaben als Gast in Pforta von sich abwies, darauf darf der denkende Mann, der Jugendlehrer und -leiter nicht verzichten: eingehenderes Nachdenken über den in diesen äußern Dingen sich abspiegelnden Wechsel der Zeiten und des Geistes dieser Zeiten. Still und abgelegen am Ende der Straße, ja der Stadt selbst, sammelten diese noch vorhandenen Umfassungsmauern vor sechshundert Jahren Männer in sich, welche mit der Welt gebrochen hatten oder doch täglich ernstlicher brechen sollten, Vertreter des aus völligem Einsiedlerleben hervorgegangenen Mönchswesens, voll von dem Streben, ihr eigenes Seelenheil nach Maßgabe damaliger Einsicht zu fördern durch Wort und Wirken, und der Anlage ihres Standes nach wenigstens ohne jeden Gedanken daran, im weltlichen Staate wirksam zu sein als seine Bürger. Die Erfahrungen der Jahrhunderte haben



gezeigt, daß jenes Ideal nicht verwirklicht werden konnte; daß die Trennung einzelner Männer wie einzelner Gruppen — ja der ganzen Kirche vom vaterländischen Leben zu Mißbräuchen, Auswüchsen, Verirrungen führte, deren Abstellung und Ausrottung Aufgabe einer tief einschneidenden Reformation werden mußte; und mehr als je sind wir heute von der Notwendigkeit überzeugt, unser Leben und Wirken dem Vaterlande zu weihen, insofern unser Beruf dazu veranlaßt, nach Verhältnis der persönlichen Kräfte dafür zu sorgen, daß auch der Nachwuchs unseres Geschlechts dem Vaterlande diene mit aller Treue. Der alte Cicero hat Recht behalten mit seinem Ausspruche *non nobis sed patriae nati sumus*; mit der Behauptung, daß wir nicht bloß für uns geboren sind, sondern daß unser Dasein ein Gut ist, davon ein Teil unsern Freunden, ein andrer unserm Vaterlande zugehört. Es sei mir in dieser Stunde gestattet, an den genannten Spruch die Betrachtung zu knüpfen, welche mir Gelegenheit geben soll zu zeigen, wie ich die mir so eben übertragene Stellung auffasse und mit Gottes Hülfe zu bethätigen gedenke.

Was heißt denn nun, wir leben uns, es lebt einer nur sich selbst, nur für sich selbst? Nicht etwa nur, was der nächste Wortverstand darin finden könnte, daß er getrennt von der Menschengemeinschaft in Einsamkeit und Einöden seine Tage hinbringt, uneingedenk des aristotelischen Satzes, daß der Mensch ein geselliges Geschöpf sei. Dagegen zu kämpfen, davor zu warnen wäre unnötige Mühe, denn anders als aus Not wird jetzt kein Verständiger ein Robinson Crusoe — wird kein Mann, der sich inmitten der städtischen Gemeinschaft menschensteu auf seine vier Wände beschränkt, anders denn als beklagenswerter Griesgram gelten. Derjenige aber auch lebt nur sich, der beim Ansammeln irdischen Gutes nur an sich und seinen eigenen Genuß denkt; dem die Pflicht nicht zum Bewußtsein kommt, daß ihm Geisteskraft verliehen und entwickelt — Kenntnisse überliefert wurden, um sie zum zeitlichen und ewigen Heile seiner Nächsten zu verwenden. Oder (denn wenige freilich sprechen diese ihre falschen Grundsätze offen aus) sagen wir lieber: dem jene Pflicht zwar theoretisch unzweifelhaft ist, dem aber die Herzens- und Charaktereigenschaften fehlen, sie in That umzusetzen. Leider gibt es ja deren genug, Leute welche, obwohl in den Grundlehren christlicher Liebe von Kind auf unterrichtet, dennoch, wo dem Nebenmenschen Glück und Vorteil wird, sich des



Neides nicht erwehren können und über ihr eigenes Unglück seufzen; welche auch, wo sie sogenannte Freunde um sich sehen, von diesen mehr wollen gefördert werden, als ihrerseits jene fördern.

Wie ganz anders der, welcher den Freunden und mit Freunden lebt. Freundschaftsbündnisse erscheinen uns, die wir aus Anstalten wie die hiesige hervorgegangen sind oder aus ihnen zu reiferer Entwicklung hervorgehen sollen und wollen, so natürlich, daß ich hier vor allem an die Anschauungen, Hoffnungen und Erfahrungen der einzelnen anknüpfen darf. Nicht die Mitteilung der Gedanken und Empfindungen allein wird genügen, namentlich nicht dem im Jünglinge keimenden Manne; sein Streben geht vielmehr auch wohl nach lebhaftem Zusammenstoße; die Worte, die darin ausgesprochenen Ansichten, die diesen untergebauten Grundsätze der Gefährten werden erwogen und geprüft, und wenn sie den unsrigen nicht entsprechen, bekämpft, auf daß aus dem Kampfe die Wahrheit hervorgehe. Es gibt deren, die in mißverstandener Freundschaftspflicht nur des Fernerstehenden Worte tadeln und bestreiten. Schon der alte Freidank aus der Hohenstaufenzeit deckt ihr Unrecht auf mit dem Spruche: *Der vriunt wirdet nimmer guot, Der lobet swaz sîn vriunt getuot*; und auf unser aller Lippen ist der zugleich mahnende Erfahrungssatz des Altmeisters Goethe: *Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen*.

Auch der Freundschaft Echtheit zeigt sich in Verwaltung irdischer und geistiger Güter. Nicht der allein handelt der Idee entsprechend, welcher in der Not den letzten Bissen, den letzten Heller mit dem Freunde teilt, sondern vor allem, der die erkannte Wahrheit dem irrenden vorhält, auch wo er des Dankes nicht sicher ist; der den Kameraden vom sittlichen Abgrunde zurückzuhalten weiß; der all sein Wissen und Können, all seinen Einfluß im Geistesreiche aufbietet, den Freund zu fördern, wahrhaft sittlich zu fördern, wenns sein muß zu retten. Wahrlich nicht jeder Freundesbund ist sich dieser hohen Pflicht in vollem Maße bewußt. Oft gilt es hier den Unterschied, wo er überhaupt geschlossen worden, ob im rosenumkränzten Lustgehege, ob im blutigen Schlachtgetümmel, ob endlich wo *ernst vor Gottes Angesicht die Herzen aneinander schauern*. Es war wohl eine tiefer gründende Zeit, wie die Greise uns erzählen, als im dritten Jubeljahre der Lutherthat auf der alten Wartburg zu ernster Feier Hunderte deutscher Jünglinge zusammentraten, deren Mehrzahl fast ihr Freundschaftsbündnis



von der Zelt- und Feldgenossenschaft gegen welschen Wesens Herrschaft herleitete, — als die Ritter des eisernen Kreuzes zahlreich in den Studentenkreisen gefunden wurden, ja man selbst bei manches Abiturienten Entlassung dessen tapfre Brust mit ähnlichen Ehrenzeichen geschmückt sah.

Aber wir lassen es uns nicht nehmen: was jene *actu* waren, das ist heute noch mancher *virtute*. Auch unsre heutige Jugend (ich nehme den Begriff im weiteren Sinne) ist sich dessen bewußt, daß die Freundschaft nur einen Teil ihres Lebens in Anspruch nimmt, daß der andre und eigentliche dem Vaterlande gehört; daß diejenige Freundschaft am meisten ihrem Begriffe entspricht, deren Ziel in allem der gemeinsame Dienst im Vaterlande ist. Zwar manches schwärmenden Jünglings nächster Gedanke ist wohl der, für dasselbe zu sterben. Von Hektors glühender Mahnung zur Verteidigung des heimatlichen Bodens, von des spartanischen Tyrtäos Kampfgesängen an bis zu den Freiheitsglut atmenden geharnischten Sonetten eines vor wenigen Jahren dahingeshiedenen Dichtergreises, und den markigen Liedern jenes kühnen Lützowers, der (obwohl im Leben dem andern gleichaltrig) als ewiger Jüngling in unsrer dankbaren Erinnerung fortlebt, bis zu neueren und neuesten Schlachtagen, ist unsre Jugend wohl bereit zu dem Worte: *Das Leben gilt nichts wo die Freiheit fehlt! Was gibt uns die weite unendliche Welt für des Vaterlands heiligen Boden?* — Aber der Mensch wird (wenn wir nach der vorherrschenden Regel fragen) nicht dazu geboren, um sofort wieder in erster Jugendblüte zu sterben und um durch seinen Tod dem Vaterlande zu nützen — zum Manne soll der Jüngling werden, rüstig und kraftvoll soll er jenem sich erhalten zu starken Thaten des Armes und des Geistes.

Was also soll für unser Vaterland geschehen? Was ist das höchste, das wir ihm wünschen, für dasselbe erstreben? Niemand wirft heute noch vorher die Frage auf „Was ist unser Vaterland?“ Wir Beamte hier haben allerdings — der eine früher, der andre später, ich darunter als der jüngste — einem auf engeren Umfang beschränkten Staate alle unsere Thätigkeit zu widmen gern gelobt; und deutlicher vielleicht als in einem weiter ausgedehnten Gemeinwesen lassen sich hier der Umkreis der Bedürfnisse wie der Pflichten erkennen, die Erfolge des Wirkens beurteilen, aus den Misserfolgen für uns lernen. Aber weniger als je sind wir jetzt geneigt, den so lieb und teuer klingenden Namen *Vaterland* auf so enge Grenzen



zu beschränken; wir halten fest an der Antwort des alten Arndt und sind uns bewußt, näher, immer näher der Wiedererlangung dessen zu rücken, was dem Anscheine nach Deutschland früher besessen. Genau elf Jahrhunderte sind entflohen seit der Thronbesteigung eines der gewaltigsten Fürsten, dem es beschieden war alle germanischen Stämme des Festlandes zu einem machtvollen Reiche zu vereinigen, das Bewußtsein ihnen sei es einzuflößen, sei es zu erneuen, daß das morsch gewordene, in Selbstsucht und Üppigkeit zugrunde gegangene Römerreich Macht und Beruf ihm abgetreten habe; es zu sichern durch die innere Stütze der Wissenschaft, indem er durch den Angelsachsen Alcwin, den Mittelpunkt aller dahin zielenden Bestrebungen jener Zeit, in einer Reihe von Klosterschulen ebensoviele Centra der Geistesbildung gründen ließ. War doch schon vor Karl d. Gr. ein Jahrhundert lang von England aus unsern Ahnen Heil geworden, ehe noch das alle Bildung für das Abendland vermittelnde ewige Rom den freiern Geist jener Inselsachsen in neue Fesseln schlug. Aber schon hatte die Romanisierung im Frankenlande auch Sitte und Sittlichkeit ergriffen, und allmählich trennte sich der Osten (unser *Deutschland*) als Bewahrerin der Vätertreue von jenen andern Provinzen, trennte sich, um die Erbschaft des großen Frankenreiches im besondern Sinne anzutreten, zu erweitern, zu vertiefen. Lange blieb trotz alles Ringens das Schwert des Geistes in Römerhand; 500 Jahre später erlag 1268 der letzte Sproß des eben so kräftig als unglücklich ankämpfenden edlen Staufenhauses der Willkürherrschaft einer Kreatur des Papstes. Aber ob auch der äußere Glanz des der Christenheit gebietenden Reiches dahin war: die geheim im Volke gesäete Saat wucherte fort, während die innere Fäulnis des äußerlich glänzenden Papsttumes sich mehr und mehr offenbarte. Langsam aber gründlich reifte in immer weiteren Kreisen die Überzeugung von der Anmaßung römischer Priestergewalt; und unter dem zeitigenden Einflusse des wiedergewonnenen Evangeliums und der auf diesen Grund gepflanzten Schulen gelangte die Geistesbildung der einzelnen im Volke, wenigstens der Mehrzahl, allmählich dahin, daß auch die Erneuerung der äußern Macht des Vaterlandes in unsern Tagen beginnen konnte, ja mußte.

Diesem erneuten Vaterlande, der Pflegerin der Wissenschaft d. h. der Geistesfreiheit, zu dienen und die schwererrungenen Güter zu sichern sind wir geboren; ihm sollen und wollen wir leben.



Aber nicht die Ausgestaltung seiner politischen Form, der Form eines gemeinsamen politischen Lebens, ist die nächste und höchste Aufgabe, sondern das Wohl des Vaterlandes also zu fördern, daß Wahrheit und Recht, Sittlichkeit und Frömmigkeit herrschen, in allen einzelnen Gebieten und Richtungen des öffentlichen Lebens. Der einzelne Bürger unseres Gemeinwesens muß sicher sein, daß ihm sein Recht werde, wo immer ihm Kränkung widerfuhr; er muß Wahrheit üben und nicht vergeblich sie von seinen Mitbürgern erwarten; nicht weichen darf er von der Heilighaltung der alten Reinheit im Wandel, der vom innigen Glauben an göttliche Weltregierung unzertrennlichen Sittlichkeit.

Dieser Forderungen Erfüllung zu fördern als Privatmann wie als Beamter mit aller Geisteskraft, das heißt dem Vaterland dienen, mitarbeiten an seiner Erhebung zu neuer Macht und Größe. Wer dagegen das geforderte dem Vaterlande vorenthält, der raubt ihm die Lebensbedingungen, deren es bedarf, um seinen Kindern zu sein was es soll. Wie kann der Mann wirken für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit, wenn er nicht selbst sittenstreng, gerecht, wahrheitsliebend ist? Wie kann er es sein, wenn er nicht von Jugend auf dazu gewöhnt, dazu angewiesen worden? Die in manchem weisen Aussprüche niedergelegte Erfahrung früherer Jahrhunderte wie diejenige der Gegenwart zeigt das Gegenteil. *Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.* Täglich können wir es beobachten, wie früh und leicht Selbstsucht und Eigensinn, Trägheit und Unwahrhaftigkeit sich einnisten in jugendliche Gemüter — wie schwer es hält, das allmählich eingewurzelte wieder zu entfernen und unschädlich zu machen für des Knaben, des Jünglings, des Mannes Entwicklung; wie unglücklich die Lebensstellung des Erwachsenen ist, wenn er weder im Charakter noch im Wissen den Anforderungen, die das öffentliche Leben an ihn stellt, zu entsprechen vermag.

Darum, nachdem wir gezeigt, daß und wie wir dem Vaterlande leben sollen, fragen wir nun, welche Pflichten für uns als Erzieher und Lehrer daraus folgen, indem wir vor allem den Gegenstand unsrer Fürsorge und seine Ausrüstung ins Auge fassen. Ausrüsten aber müssen wir unsere Pflegebefohlenen mit denjenigen Eigenschaften, die eben dem Vaterlande zu nützen geeignet sind, und zwar liegt uns Deutschen seit lange der Blick auf die Kenntnisse am nächsten, die wir ihnen mitgeben wollen fürs Leben. Es ist



nicht meine Absicht, hier näher einzugehen in die Geschichte des deutschen Erziehungswesens, noch einmal hier darzulegen, wie man Jahrhunderte lang alle höhere Bildung allein aus den griechisch-römischen Klassikern meinte gewinnen zu können, bis dann im vorigen Jahrhundert namentlich auch von der Hauptstadt dieses unseres engeren Vaterlandes ein Rückschlag ausging, welcher den Ruhm des *Philanthropismus* für sich in Anspruch nahm, ohne anderseits jener ersteren Richtung an Einseitigkeit nachzustehn. Beiden Anschauungen steht vielleicht derjenige unbefangener gegenüber, welcher längere Zeit sogenannte *reale* Schulbildung mit der humanistisch-gymnasialen im eignen Hause hat vergleichen können. Freimütig spreche ich darum meine Überzeugung aus, daß vollen Rechtes nach beiden Richtungen der höheren Lehranstalten die Kenntniss der einst weitherrschenden Römerwelt, der wichtigsten Autoren, welche dieselbe darstellen, der noch heute fast weltbeherrschenden lateinischen Sprache unerläßlich auch für die ist, welche den akademischen Studien sich nicht widmen, sondern nur für diesen oder jenen praktischen Beruf eine die gewöhnlichen Stadtschulen überragende Bildung sich aneignen sollen.

Gern geb' ich zu, daß diese bei der vielseitigen Entwicklung moderner Wissenschaft (zumal für angewandte Mathematik, Naturkunde, neuere Sprachen) nicht viel Zeit übrig behalten, jene altklassische Welt so genau kennen zu lernen, wie es der zum gelehrten Studium bestimmte kann und soll; ich räume ein, daß ein wahrhafter Gewinn fürs Leben aus der Bekanntschaft mit römischen und griechischen Schriftstellern strenggenommen erst dann zu erwarten ist, wenn dieselbe bis in die oberste Gymnasialklasse fortgesetzt worden. Umsomehr freue ich mich allezeit, wenn der Vater eines Zöglings garnicht zu fragen braucht nach dem künftigen Berufe seines Sohnes, ehe derselbe den Schulkursus durchlaufen; wenn er Ernst macht mit dem oft gehörten Satze „wähle welchen Beruf du willst, aber erst wenn du das Reifezeugnis erworben“. Denn entschieden halte ich fest, daß die Geisteszucht, welche von dem Studium des überlieferten Besten einer reichen Litteratur gewährt wird, die eingehende Vergleichung einer von der unsern völlig verschiedenen und ihr doch als Muster dienenden Sprache, überhaupt Versenkung in die ebenso belehrungsreiche als durchsichtige alte Welt den Verstand schärft, die Phantasie weckt und regelt, und indem sie auf engerem Gebiete heimisch macht, zugleich befähigt, wo später



das Leben es fordere, sich auch anderweit ebenso gründlich und nachhaltig einzuleben. Wohl scheint der universalistische Zug unsrer Zeit von der Jugend zu verlangen, daß sie sich auf den verschiedensten Gebieten umgesehen habe —; wer ihm nachgibt, bedenkt nicht, wie leicht der wahre Wissensdurst verloren geht, der einem Lessing höher stand, als der volle Wahrheitsbesitz; wie leicht jene es für unnötig halten, eingehendere Studien nachträglich zu machen weil sie den Segen sichern Wissens in einem bestimmten Zweige nicht kennen. Und es ist doch ein Segen; wer in einem solchen den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, die Entfaltung nach den verschiedensten Seiten, des Unwesentlichen Unterordnung unter das Wesentliche erkannt hat, der wird, wo auch sein Lebensberuf ihm ein bisher etwa fremdes Gebiet erschließe, nicht ruhen, bis er in ähnlicher Weise sich's zu eigen gemacht. Er hat die Methode der Aneignung gelernt für alles Unbekannte, das ihm im Leben aufstößt. Indem er das Lernen selbst lernte, hat er eine weiter reichende Ausrüstung für den Dienst am Vaterlande gewonnen, als derjenige, welcher dem Neuen ratlos gegenübersteht, sobald er der bisherigen Lehrer entbehrt, vielleicht selbst nicht einmal empfindet, wie lückenhaft trotz des universalen Scheins seine wissenschaftliche Bildung geblieben ist.

Wir sind hiermit zugleich auf die zweite wichtigere Erzieherpflicht geführt, die nämlich, zu den Kenntnissen fürs Leben dem Zöglinge eine Charakter-Entwicklung mitzugeben, die dereinst ihn befähigt, den Mitbürgern d. i. dem Vaterlande zu nützen. Jener Sinn für systematische Pünktlichkeit, welcher (wie wir eben sagten) ebenso Unwesentliches Wesentlichem unterzuordnen weiß — er führt von selbst zu der Pünktlichkeit und Gesetzmäßigkeit im eignen Leben, welche mit echter Bescheidenheit gepaart bei Zeiten erkennt, wo man selbst einst in dem so mannigfach gegliederten Ganzen des vaterländischen Gemeinwesens seine passende Stelle finden soll. Es ziemt dem Erzieher, diese Seite der Zukunft sich gegenwärtig zu erhalten, weniger um danach die einzelne Wissenschaft zu wählen, diese oder jene bevorzugen zu lassen, als um etwaigen Mangel notwendiger Charaktereigenschaften rechtzeitig zu erkennen, rechtzeitig ihm mit allen Mitteln zu steuern. Nicht darum zuerst handelt sich's, den Schülern den Unterricht interessant zu machen; erst auf höherer Stufe darf man darauf ausgehn, persönliche Teilnahme für einen Gegenstand zu wecken, auf erwachendes und wachsendes



Interesse Wert zu legen. Selbst da noch tritt solcher Teilnahme für das eine ein oft recht fühlbarer Mangel an Interesse für andere Wissensgebiete gegenüber, also daß das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung unter der Ungleichheit und dem Widerstreite leidet. Die gleichmäßige Ausdauer in Erfüllung dessen, was die Schule verlangt, auch wenn die Erfolge nicht sofort entsprechen; die Überwindung der Schwierigkeiten, welche in andern wie in uns selbst entgegenstehen, die Stärkung und Festigung des Willens das Gute zu schaffen — das ist das erste und höchste, wonach wir Erzieher streben werden, der gleichmäßige pflichttreue Fleiß die Grundtugend, die wir vor allem vom Zöglinge verlangen.

So erzogene werden die rechten Bürger, welche das Vaterland braucht, sein Bestes zu schaffen — im Besitz der mannigfaltigsten Kenntnisse, im Besitz der Verstandesschärfe, welche (wo auch hingestellt) neues und unbekanntes zu überschauen, das Ganze zu gliedern und zu beherrschen weiß, im Besitz endlich der Berufstreue und Arbeitskraft, der Willensstärke das als Pflicht anerkannte auch durchzuführen in Gottvertrauen und Gottesfurcht, aber ohne Menschenfurcht. Denn wer so sich selbst kennen gelernt, sich selbst geschult hat, der schätzt auch richtiger, was andern frommt, arbeitet mit mehr Geduld an andern und zum Heil andrer; und der Dienst am Vaterlande, die Arbeit fürs Vaterland — was sind sie anders als die Arbeit für die, welche Gott uns als Nächste zur Seite gestellt? Da gilt es, bald der Jugend, bald der erwachsenen Gemeinde die höchsten Ziele des Jenseits in nimmer mattem Eifer vorführen und den Weg hinauf dem zagenden erleichtern; da gilt es, dem unterdrückten Rechte Geltung verschaffen, mit dem Worte zunächst, damit es der *ultima ratio* des Schwertes nicht erst bedürfe; aber es gilt auch die äußerliche Wohlfahrt fördern, dem gesunden Geiste den Leib als gesunde Hülle erhalten, den geistesverbindenden Verkehr durch diese und jene emsige Beamtenthätigkeit oder durch das freie über Kirchturmschranken erhabene Wirken des unabhängigen Privatmannes fördern.

So sind denn, die erzogen sind als Bürger des irdischen Vaterlandes zu wirken, zugleich wahrhaft vorbereitet zu Bürgern des himmlischen. Das Wirken für andre ist nicht denkbar ohne Ablegung der Selbstsucht; dies ist aber der Kern der Liebe, eine Grundforderung unserer Christusreligion; so wird der, welcher bei den andern nicht das seine sucht, sicher sein eigenes Seelenheil



finden. So endlich dürfen wir vom christlichen Standpunkte des Römers Ausspruch gewissermaßen umkehren. Haben wir durch ein langes thätiges Leben bewahrheitet, daß wir uns den Freunden und dem Vaterlande zu Nutz und Dienst geboren erkannten: so kommt das schließlich unserm eignen Seelenheil zugute im Jenseits; so wird der Gewinn einem jeden für seine Person vor Gott und von Gott zugerechnet. Wehe freilich dem Selbstzufriedenen, der genug gethan zu haben glaubte, welcher seine vermeintlichen Verdienste um jene herzählen zu können — daraus seinen Anspruch auf Seligkeit herleiten zu können meinte. Je zarter unser Gewissen ist, desto weniger werden wir in diesen Fehler verfallen, desto eifriger nach dem auf Erden unerreichten Ideale streben.

Sind denn aber wir Lehrer durchdrungen von der Überzeugung, daß wir die uns anvertraute Jugend für das irdische wie für das himmlische Vaterland erziehen müssen: so ist es an euch, geliebte Schüler, euch erziehen zu lassen. Mag manches einzelne und äußere mit dieser Woche, diesem Jahre sich ändern — wähne keiner, daß in der Hauptsache eine neue Ära beginne. Nach wie vor wird der Träge Tadel, der Ungehorsame nach wie vor Strafe gewärtigen, der Gehorsame und Fleißige es inne werden, daß er uns als Stellvertretern eine Höhere Freude macht und sich selbst zum Segen handelt. Laßt euch denn erziehen und bilden — die Mittel werden euch reichlich geboten. Ein wohl besetzter Tisch geistiger Nahrung steht vor euch — es bedarf nur eurer pflichttreuen Aufmerksamkeit, eures Fleißes in häuslicher Aneignung und Verarbeitung bis zur eignen Wiedergabe. Fügt euch den Ordnungen, enthaltet euch der Gesetzwidrigkeiten, und glaubt es uns älteren, daß diese Überwindung entgegenstehender Neigungen, diese Selbstbeherrschung euer ganzes späteres Leben hindurch reiche Früchte tragen wird.

Erzieht euch auch selbst untereinander — ist doch dieses Hauses Zöglingen besondere Gelegenheit dazu geboten. Mögen die älteren die anvertraute Gewalt über die jüngeren nie üben ohne das Bewußtsein der Verantwortung gegen sichtbare und unsichtbare Richter, nie ohne sich zu erinnern der im Evangelium ausgesprochenen Verurteilung derer, welche einen dieser geringsten ärgern, d. h. seiner Seele Schaden bringen. Mögen auch die untereinander gleich stehenden der wahren Freundespflicht eingedenk sein, die wir im Eingange erkannten. Es liegt eine Neigung in unserer Jugend,



die Studentenzeit vorwegnehmend im äußern nachzuahmen. Ahmt sie im bessern nach, vor allem in der strengen Zucht, welche die Gemeinschaft der gereiften Freunde gegen den einzelnen übt, aber strebt dem Ideale nach. Wenn in dem Vaterlande jenes Alcwin, in England (wie uns von kundiger Seite erzählt wird), die *amicitiae Etonenses* eine gewisse Berühmtheit erlangt haben; wenn auch bei uns Norddeutschen in den mir näher bekannten Kreisen die Jugendfreundschaften nicht so schnell vergessen zu werden pflegen, welche beispielsweise in Schulpforta (jener dem englischen Eton einigermaßen entsprechenden altehrwürdigen Klosterschule) geschlossen worden, sondern der einzele noch in spätesten Jahren jenes *Obergesellen*, dieses Stubenkameraden mit dankbarer oder doch mit inniger Teilnahme gedenkt: so irre ich (der als Fremdling in Land und Stadt eintritt) gewiß nicht, wenn ich ein gleiches auch für unser Zerbster Kloster annehme. Mög' es dabei bleiben! möge die Erinnerung hier gemeinsam verlebter Studienjahre niemals zum nächsten Gegenstande die zusammen verübten Ausschreitungen, die gemeinsam verbüßten Strafen wegen dieser oder jener Gesetzwidrigkeit haben, deren Quelle vermutlich die Lüge war. Wehe dem unter euch, gegen den einst am Ende der Tage ein anderer auftreten müßte mit dem anklagenden Zeugnis „er hat mich lügen gelehrt!“ Es ist feige, aus Menschenfurcht die Wahrheit nicht eingestehn; des Mannes Zeichen aber ist Furchtlosigkeit und Mut.

Möchten auch in diesem Sinne die Freundesbündnisse zwischen den einzelnen männliche Freundschaften werden zum Segen unsers Hauses im ganzen und eurer Seelen im einzelnen. Dann wird es eine Freude für uns Lehrer sein, für eine solche Jugend zu wirken. Schon haben wir, meine teuern Herren Kollegen, gemeinsam die erste Vorbereitung unsrer Arbeit getroffen; in größerer Öffentlichkeit wiederhole ich hier, gestützt auf den vorangegangenen Akt, mit Genugthuung die Überzeugung, daß unsre Thätigkeit, von gegenseitigem Vertrauen getragen, hoffentlich für lange Jahre eine erspriessliche sein wird. Ich weiß es, daß, wenn wir unter Gottes Segen gemeinsam ernten, insbesondere Ihrer Aussat wir die Ernte verdanken werden. Mit Wehmut gedenke ich dabei des um diese Anstalt so reichverdienten, mir kaum einmal persönlich bekannt gewordenen Mannes, der sie vor mir nach außen vertrat. Möcht' es mir gelingen, derselben ein gleiches Vertrauen an meinem Teil zu erwerben, wie sie es lange Jahre unter ihm genossen hat.



Ob und wann wir Lehrer es besitzen, darüber zu urteilen, kommt freilich uns nicht zu, sondern den Eltern unsrer Zöglinge, den Bewohnern dieser mir nun als Heimat lachenden, altehrwürdigen Stadt und der Umgegend, den staatlichen Behörden, welche theils mittelbar, theils unmittelbar von den Zuständen dieser Schule Kenntnis erhalten. In der mannigfachsten Weise — so recht von innen heraus — kann das Elternhaus die Thätigkeit der Schule fördern, wie es leider ja auch vorkommt, daß die Schattenseiten eines Familienlebens unserm Wirken hemmend entgegenreten, also daß wir es möglichst zu ersetzen suchen. Insofern sind wir nicht nur selbst Seelsorger im engen Gebiet, sondern empfinden auch lebhaft den in diesem Staate noch mehr (wie es scheint) als anderswo festgehaltenen Zusammenhang mit der Kirche, deren Vertretern ich hier die vollkommene Gelegenheit finde, treue Gemeinsamkeit des Wirkens ebenso anzutragen, wie von Ihnen zu erbitten; deuten doch die diesen Raum\*) schmückenden Bilder auf noch engere Gemeinschaft in der Vergangenheit zurück, deren Geister gewissermaßen uns hier umschweben.

Mit diesen Wünschen und Hoffnungen spreche ich zum Schlusse für die Winke und Wünsche, welche namens der vorgesetzten Hohen Behörde an dieser Stelle ausgesprochen wurden, im eignen Namen soweit sie meine Person betrafen, nicht weniger aber namens der ganzen Anstalt den ehrerbietigsten und wärmsten Dank aus. Der Herr aber in der Höhe, von dem allein Gedeihen kommen kann und (wenn wir in der rechten Weise ihn darum anrufen) auch kommen wird — Er fördre das Werk unsrer Hände, ja, das Werk unsrer Hände wollest Du fördern, Herr! Amen.

---

\*) In dem jetzigen Zeichensaale, damaligem *Examensaal*, hingen die lebensgroßen Bilder früherer Rektoren des *Illustre Gymnasium Anhaltinum*, eines Bersmann († 1611), Kannengießer († 1680), Raumer († 1707), Bas-huysen († 1758) u. a., jetzt in der Aula.



## Am Sedantage 1873.

Noch einmal zum Schlusse\*), H. A., fass' ich zusammen, was uns heut bewegt und in mannigfach wechselnder Form schon vorgeführt wurde. Die Erhebung gilt es unsres Landes und Volkes, nach langen Zeiten unwürdiger Stellung, zu dem ihm gebührenden Platze in des Volkes Rat und Range, insbesondere die weiter und weiter greifende Bezwingung der Feinde, die Wiedergewinnung unserer Macht und Einheit im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts, bis zu den auch im Andenken der jüngsten unter uns lebenden Kriegsthaten.

Es war wohl hundert Jahre nach dem Ende jenes jugendkräftigen Drusus, welches ihm die deutsche Seherin vorhergesagt, daß ein Schriftsteller desselben Römervolkes über die Vergeblichkeit der vielen Versuche klagte, die wilden Germanen zu besiegen, und als sicherstes Mittel die Förderung ihrer Zwietracht, ja die Nährung der wenigen von ihnen geübten Laster anriet. Meisterlich haben Jahrhunderte lang seine Volksgenossen es verstanden, jenen Rat zu befolgen zu unserm Verderben. Wohl erkennen wir es dankbar, daß durch römische Vermittlung das Christentum von Britannien

---

\*) Dem Gesange *Stimmt an mit hellem hohen Klang* waren 17 Schülervorträge gefolgt, darunter an eignen Arbeiten: Ludw. Huhn, poëtischer Prolog; Frz. Fügner, die sittl. Aufgaben des [deutschen Reiches; O. Kübitz, die erste That des neuen Reiches (Elsaß-Lothringen). U. a. noch wurden vorgetragen: Drusus Tod, von Simrock; des deutschen Knaben Robert Schwur, von Arndt; Die Leipziger Schlacht von dems.; Blücher bei Belle Alliance, von Sturm; Die Straßburger Tanne, von Rückert; Müller v. d. W., Barbarossa im Kiffhäuser; König, der preußische Reservist; Reutzsch, Gebt acht; Dohm, unsre Mainbrücke; Freiligrath, Der Trompeter von Vionville; Gerok, Die Rosse von Gravelotte; Schlußgesang: *Nun preiset laut den Frieden*, von Hz. E. v. S. K. G.



zu uns kam; aber Rom sorgte dafür, daß es nur zu bald in den Formen des Papsttums feindlich ward gegen die Entwicklung unserer Fürsten- und Volksmacht. Obwohl wieder und wieder im eigenen Lande mit dem Schwerte besiegt, siegten die Römlinge um so gewisser auf den Gebieten des geistigen Lebens, bis der Wittenberger Mönch jene Fesseln sprengen lehrte, und den Weg zur Wiedergewinnung reinerer Lehre zeigte und einer darauf gegründeten reindeutschen Machtfülle.

Die nächste Folge freilich war die Spaltung des Volkes, die unheilbar erscheinende Kirchentrennung; darum war mit dem 16. Jahrhundert das Geschick des Deutschen Reiches im Sinne seiner Gründung besiegelt und abgeschlossen. Einer der mächtigsten unsrer Kaiser, Karl V., legte müde sein Scepter nieder mit dem Geständnis *Nun bin ich vor dem Tode den Toten gleich, und fall' in Trümmer wie das alte Reich*. Bald traten statt der Römer und Römlinge an den Südmarken des Landes die westlichen Nachbarn auf den Plan, als unsre gefährlichsten Feinde. Noch blieb im Familienleben, im eigentlichen Volke, allmählich erst zurückweichend, deutsche Kernhaftigkeit, alter Biedersinn und alte Frömmigkeit. Aber das sonst so mächtige heilige Reich deutscher Nation, scheinbar gestärkt in den einzelnen, zu Staaten heranwachsenden Ländern und Ländchen, war als ein Ganzes um so schwächer geworden dem straff geleiteten, übermütigen Nachbarvolke gegenüber, und nicht jenem einen allein.

Dem thränenreichen Kriege der 30 Jahre folgte ein Friede, der (an sich ohne Stärkung der staatlichen Macht unseres Vaterlandes) die Losung zu einem Raube nach dem andern gab, denen Uneinigkeit, Ungeschick und Ohnmacht in schreckendem Maße gegenüber standen. Die lächerlichsten Stil- und Rangstreitigkeiten, ob die Gesandten der Fürsten an quadratischer oder ablander oder kreisrunder Tafel ratschlagen sollten — um solche u. a. ebenso wichtige Dinge stritten sie, während der 14te Ludwig von Paris aus ein Reichsgebiet nach dem andern, ja auch Straßburg, die Perle deutscher Städte und Festungen dazumal, losriß vom Mutterlande. Fast zwei Jahrhunderte lang wiesen der Münsterturm wie die schlanken Tannen des Wasgaus umsonst gen Himmel auf den, dessen starke Hülfe das Unrecht sühnen werde, sobald Deutschland sich ermanne.

Und näher und näher rückten auch von Osten her, mit den



Civilisationsträgern des Westens im Bunde, die ungebildeten Scharen der gierigen slawischen Nachbarn. Der landesväterliche Kaiser war zum Stiefvater geworden; nicht ohne schwere siebenjährige Anstrengung rettete Preußens zweiter Friedrich einen kleinen Kern deutscher Macht, aus welchem der heute alles überschattende und schirmende Baum des neuen deutschen Kaisertums hervorsprossen sollte.

Wie anders damals! Noch vor nur 80 Jahren zählte das sog. Deutsche Reich 324 einzelne Staaten (einschl. 103 Grafschaften, 61 Reichsprälaturen, 51 freie Reichsstädte) nebst 1475 reichsritterschaftlichen Gebieten, welche zusammen gesetzlich ein Reichsheer von 40,000 Mann stellen sollten, oft kaum halb so viel wirklich stellten. — Was kommen mußte, kam. *Ach, die Pfeile des Bündels — einzeln bricht sie der Knabe leicht.* Die von wilder Begeisterung getriebnen Scharen des republikanischen Frankreichs, die dem jungen Kaiseradler folgenden Krieger aus der Schule Ägyptens und Italiens, an ihrer Spitze der Menschen und Hekatomben opfernde Korsensohn — sie demütigten das teure Vaterland zwei Jahrzehnte lang mit wachsendem Hohne, und selbst edelsten Dichtern wie einem Goethe schien die Wiedergewinnung selbständiger deutscher Macht unmöglich.

Aber schon wucherte im stillen die Saat einzelner kriegerischer Sänger. Als Schills kühner Zug das Ende mit Schrecken gefunden, das er dem Schrecken ohne Ende vorziehen zu wollen erklärt hatte, da rief Arndts Mund seinem Volke das Zorneswort zu: *O Teutsche, nicht mehr Teutsche — nicht Männer, eitel Weiber — was krümmt ihr tief die Leiber dem Schlag der Sklavenpeitsche? Was kriecht ihr gleich dem Hunde vor Henkern und Banditen, und lernt die Worte hüten des Zorns vom freien Munde?* Da lehrte er die Jugend seines Volkes bis zum Knaben hinab heißen, blutigen Haß zu schwören und tiefen Zorn ohn' Unterlaß dem Franzmann und dem franschen Tand, daß nie sie schänden deutsches Land. Und an heiliger Stätte fügte der 17jährige Kronprinz Preußens, da er den Taufbund erneuen sollte im Januar 1813, seinem Glaubensbekenntnisse die mutigen Worte ein: „Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht *bis hieher und nicht weiter!* — Das Morgenrot eines bessern Tages bricht an.“

Mit thränenden Augen bezeugen es die Greise, welche jene Tage gesehen: welche Bewegung damals unser Volk ergriffen vom



niedrigsten zum höchsten, welche Opfer von dem armen, ausgesogenen, zertretenen Lande freudig gebracht wurden, das Vaterland zu retten. *Das war kein Krieg, von dem die Kronen wissen; es war ein Kreuzzug, war ein heil'ger Krieg* — sang Körner. *Aber* (fügte Schenkendorf hinzu) *war das alte Kreuz von Wollen, eisern ist das neue Bild, anzudeuten was wir sollen, was der Männer Herz erfüllt. Denn nur Eisen kann erretten und erlösen kann nur Blut, von der Sünde schweren Ketten, von der Bösen Übermut.* Und teures Blut floß in reichen Strömen, ehe noch um *Leipzig, die freundliche Lindenstadt*, der grüne Plan allüberall mit Ehrenröslein prangte; Blut auch nachher auf der Straße zum Rheine und auf Frankreichs Winterfeldern.

Frei von den französischen Drängern wurde die deutsche Muttererde unter Blücher und all seiner Mithelden tapferster Führung; frei von französischem Wesen, von allem Unrecht und Elend der Zeit und seinen Folgen wurde Deutschland nur sehr allmählich. War drei Jahrhunderte früher die deutsche Kirche in zwei Lager geteilt, die von da ab miteinander um den Geistessieg rangen — nun wurde auch an des weltlichen Reiches Stelle die Doppelmacht aufgerichtet, die nur äußerlich einige. Selbst die kleinen Nachbarreiche in Nordwest und Nord triumphierten über uns; ja *im Rat der Völker waltend mitzuraten, dies stolze Recht, das uns von je gebührte, wir hatten's halb durch unsre Schuld verloren; und unser Volk, das einst den Vorsitz führte und war ein Richter allen andern Staaten, schien einzig zum gehorchen nur geboren* (mit W. Osterwald zu reden).

Da endlich ermannte sich auf den Wink und an der Hand des neugekrönten Königs Wilhelm das deutsche Volk, und ward seines Berufes eingedenk — *es warf den Skandinaven weit in sein Meer hinaus, und Söhne statt der Sklaven gewanns dem Vaterhaus.* Der Saft schwoll im Birnbaum auf dem Walserfelde, der verzauberte Barbarossa begann sich zu regen.

Zuerst diesseits des Mains einigte sich in Kraft und Freiheit eine Reihe edler deutscher Stämme, bald aber alle insgesamt dem korsischen Neffen entgegen — nach der Mainbrücke auch die des Rheines brechend, wo sie *noch Alemannen schied von Alemannen.* Denn *begierig schielte längst der Gallofranke über den Rhein (den König unsrer Flüsse), nach dem Juwel in unsrer Gauen Kranze, vorkostend so den höchsten der Genüsse, der längst ihm*



*war sein Tagundnachtgedanke: mit uns zu brechen der Vergeltung Lanze.* Damals erhob sich unser Volk von Mosel und Rhein bis zum fernen Ostseestrande, *ein Herz und eine Seele fürs ganze Vaterland.* Damals zogen sie auf allen Straßen der Westgrenze zu, der Jüngling von der Hochschule wie der vom Pflug und aus der Werkstatt, der Gatte und Vater aus Palast und Hütte; und bald sandte manch brechend Herz den letzten Gruß an Weib und Kind, an Eltern und Braut, unvergessen in Lied und Erz, während viel tausend Feinden 6 Fuß deutscher Erde zu teil ward und die Vergessenheit. — Leiser erklang auch bei uns neben dem lauten Siegesjubel der Schmerz um die Gefallenen, die Wehmut, die im Anblicke der ledigen Rosse selbst, des zerschmetterten Signalhornes Nahrung fand. Aber was wir auch für Tage feierten: kein Tag kaum wieder erscheint wie jener, da auf Straß' und Gassen die Kund' erklang, die der geschriebene Blitz uns gebracht: *Gefangen, gefangen der grimme Feind.*

Wie vor fast 70 Jahren an die Stelle des zurückweichenden deutschen der Franzosenkaiser getreten war, eine berühmte Weißagung von 1750 zu erfüllen: so räumten jetzt die Welschen selbst das Kaisertum hinweg, Platz zu machen in seinen Prachtpalästen dem greisen Heldensieger, dem Kaiser des neuen Deutschen Reiches, das auch Straßburg und Metz wieder umschließt. Defs freuen wir uns am heutigen Tage, da er feierlich die Siegessäule weiht in der Hauptstadt — an das alles gedenken wir, was seit Beginn dieses Jahrhunderts geschehen mußte, um dies neue Reich zu begründen, in dessen Schatten wir sicher wohnen und dessen Bürger ihr einst mit Ehren werden sollt. Ja Zierden und Leiter derselben — aus diesen unsern gelehrten Schulen vor allem sollen sie hervorgehn, auch aus euern Reihen hier, ihr Jünglinge und Knaben. Möge euer Wahlspruch sein wie derer in Sparta. Zogen die Männer und Jünglinge dort heim von den Turnplätzen am schilfreichen Eurotas, so riefen die Greise wohl ihnen entgegen *Wir waren Männer einst von Jugendkraft erfüllt.* Und ihnen scholl die Antwort aus der ersten Reihe: *Wir aber sinds; komm her, versuch's, wenn Lust du hast;* und zuletzt von den Jüngsten: *Wir aber werden tücht'ger einst als alle sein.* Das walte Gott!



## Schulschluß und Aulaweihe.

25. März 1874.

Hochv. Versammlung! Dem Danke unsrer bisherigen Schüler, denen froher Hoffnungen voll morgen der Sitte gemäß im Kreise der Schule die Reifezeugnisse eingehändigt werden sollen, schließe ich den Dank für Ihre Teilnahme seitens der Schule an. Sie haben auch diesmal den Darstellungen freundlich gelauscht aus dem klassischen Altertum, aus der hohen Blütezeit unsrer mittelalterlichen Dichtungen, aus den Ruhmestagen der neuen preußischdeutschen Zeit. Mit den jugendlichen Rednern richtete auch Ihr Blick im Geiste sich rückwärts auf deren ganzes Zerbster Schulleben, und wenn auch dem düstern Scheidegefühle sein Recht vorbehalten bleibt, so ist die Hauptempfindung doch sicherlich eine freudige. Wie wir Lehrer uns des errungenen freuen, so freuen jene sich dessen, was sie erreicht haben, als der Frucht langer Anstrengungen, die sie (obzwar als Kinder wohl nicht alle im gleichen Maße treu) insgesamt im Laufe der Zeit als unerläßliche Vorbedingung erkannt haben; — und die Kenner des Horaz setzen vielleicht im stillen dazu: *Nil sine magno — vita labore dedit mortalibus* (nichts wird ja im Leben — ohne Bemühen dem Menschen zu teil). Und so wohlfeil dieser Spruch altrömischer Lebensweisheit erklingen mag so leichtsinnig er in jener Satire wo wir ihn lesen von dem Schwätzer angewendet wird: so enthält er doch, nach seiner Tiefe erwogen, nicht bloß einen Trost für die, welche sich nur teilweise errungenen Genusses freuen, sondern vornehmlich auch eine Mahnung zu römischer und christlicher Virtus für alle Folgezeit. Es erscheint mir der Mühe wert, heute die Aufmerksamkeit unsrer geneigten Gäste schließlich zu einer gemeinsamen Untersuchung über jenes Spruches eigentliche Bedeutung zu erbitten.

Natürlich — um das fast unnötige voran zu sagen — nur den Gewinn, nicht den Verlust meint der Dichter, die Einbuße an Gutem, das Böse, bedarf nirgend einer Anstrengung, seit der erste unsres



Geschlechts der Versuchung erlag und eben dadurch einem Leben voll Anstrengung verfiel. Der sauererworbene Gewinn einer ganzen Woche kann in einem Augenblicke mühelos verschleudert — ein schwer errungener guter Ruf durch das Vergehen weniger unbewachter Minuten für immer gebrochen werden. Nein, sondern wie Epicharmos sagt *Nur für Mühen wird das Gute von den Göttern uns verkauft*: so meinte auch der, welcher vor Horaz zuerst jenen Spruch angab, nur (leiblicher wie geistiger) Gewinn erfordere im Leben Anstrengung, und nicht selten deren viel.

Nichts, durchaus nichts ist von unsern Schülern ohne Mühen errungen worden, soweit wir auch zurückgehen mögen. Manche saure Stunde, wie die Prüfungen schon gestern zeigten, hat's gekostet, ehe die Buchstabenform dem Auge der Kleinen so geläufig war, daß das Lesen ganzer Wörter und Sätze fließend genannt werden konnte, daß ein leidliches Briefchen vom Stapel lief. Wie oft mußte nicht die Zählmaschine und des Lehrers Geduld einer ungelungenen Auffassung zu Hülfe kommen, bis das erste richtige Divisionsexempel auf der Schiefertafel stand. Und als das Ziel dann immer höher gesteckt wurde: die bedenkliche umgekehrte Regeldetri, die wunderliche Rechnung mit Buchstaben, die Überwindung der ersten Schwierigkeiten in der (trotz aller Anschauung) auf der feinsten abstrakten Vorstellung beruhenden Geometrie — haben sie nicht während der 9—12jährigen Schulzeit alles in allem ebensovielen arbeitsvolle Stunden gekostet als die Aneignung der zahllosen Vokabeln der 3 oder 4 fremden Sprachen, das Einleben in die so eigensinnige französische Syntax, in die von der modernen so grundverschiedene Anschauung der antiken Stilisten!

Noch etwas anderes war zu überwinden von dem ersten Betreten der Schule an: die Abneigung des natürlichen Menschen, sich einer strengen, gleichmäßigen Ordnung äußerlich und innerlich zu unterwerfen. Die Bezwingung der hier stärkeren, dort geringeren Unlust zu arbeiten wurde gar nicht immer leicht, die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung mußte oft erst von außen bewiesen werden — um so eindringlicher, je größer mit den Jahren der Reiz zur Selbständigkeit geworden war. Sollten darum Zöglinge einer höhern Lehranstalt, denen dieselbe unbedenklich und mit Freuden über die sittlich und wissenschaftlich erreichte Reife ein Zeugnis ausstellt —, könnten auch die unsrigen (deren Wissensproben, Geständnisse, Hoffnungen anzuhören Sie vorhin die Geneigtheit hatten) etwa



meinen, daß mit dem heutigen Tage alle Anstrengung ein Ende habe, nachdem sie das lange und vielleicht einseitig ins Auge gefaßte Ziel erreicht haben? Keiner, der zu wirklicher Geistesreife erzogen ist, wird so wunderliche Gedanken haben. Entweder müßten ja unsere Abiturienten in ihrem ganzen übrigen Erdenleben (dessen kleinsten Teil sie hoffentlich erst genossen haben) nichts mehr erreichen wollen, weder an Kenntnissen noch in sittlicher Vervollkommnung, weder Ehre bei den Mitbürgern, noch wahrhafte Freuden am eignen Schaffen — oder aber: unser Horazischer Spruch wäre falsch. Denn er spricht nicht bloß von den Erwerbungen der Schule, noch allein von den Angehörigen dieser, sondern in weitester Ausdehnung und ganz allgemein: *nil sine magno vita labore dedit mortalibus*.

In der That, war dieser Gedanke bisher für uns ein Ausdruck des Rückblicks auf die durchmessene Strecke, ein Blick hinab ins Thal, von wo wir die Höhe unsres Aussichtspunktes erklimmen: so muß er uns andererseits nicht minder gelten als eine ernste Hinweisung auf das was noch kommt; und es ist unsre Aufgabe nun, das der Zukunft zugekehrte Antlitz jenes Januskopfes genauer zu betrachten. Fürs erste: die Erwerbung materieller Kenntnisse ist nicht abgeschlossen mit dem Abgange. Je nach dem erwählten Berufe bildet dieser oder jener der bisher betriebenen Wissenszweige die Grundlage zu dem Wissen, dessen der Mann in seinem Fache bedarf; es gilt hier etwa noch vorhandene Lücken auszufüllen, das erreichte zu erweitern, zu vertiefen, verwenden zu lernen auf praktischem Gebiete, und auf diesem heimisch zu werden. Sodann sind ganz neue Wissenschaften zu beginnen, mit derselben Ausdauer wie früher die Gegenstände des Schulunterrichts zu bewältigen — mögen sie nun vorzugsweise das Gedächtnis oder mehr den Verstand in Anspruch nehmen. Wie unsre Realschüler, ebenso werden auch die Zöglinge unsres Gymnasiums, die angehenden Studenten, sehr bald erfahren, daß die gedächtnismäßige Aneignung des Wissensstoffes (die bekanntlich mit den Jahren wachsende Anstrengung kostet) auch von ihnen noch im ausgedehnten Maße gefordert wird.

Freilich nicht ausschließlich; ein wesentlicher Teil ihrer Geistesanstrengung muß dem Streben gewidmet sein, den innern Zusammenhang aller Wissenschaften zu erfassen, die letzten und höchsten Fragen des menschlichen Wissens ergründen zu helfen in der Philosophie. Es gilt, das gemeinsame Band aller Wissen-



schaften zu erkennen. Es gilt ferner, alle Wissenschaften als organischen Bau zu erkennen und an ihm mitbauen zu lernen. Nur wenn der denkende Mensch die Mühe sich nicht hat verdrießen lassen, die Grundwahrheiten des menschlichen Geistes in ihrer Allgemeinheit wie in ihrer Tiefe zu beobachten: kann er auch die rechte Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Wissenschaft, in die ihr angemessene Methode gewinnen — und deren bedarfs für jeden, der sich dereinst akademischer Studien rühmen will. Sehr richtig hat man [Lübker] das Verhältnis des diesen obliegenden Jünglings zum Schüler in folgendem Bilde auszudrücken versucht. Der letztere (sagte man) ist einem Menschen zu vergleichen, der vor der großartigen Schöpfung Erwins v. Steinbach steht — aber so nahe, daß er den Riesenbau des Münsters nicht überschauen kann, daß er ebensowenig hier als selbst beim unfertigen Kölner Dom sehen würde, ob das Ganze noch unvollendet sei. Der andre tritt in einen weiten freien Raum: unzählige Bausteine liegen da und viele Hände sind geschäftig — aber das Gebäude ist nicht fertig, wohl noch nicht einmal begonnen. Er soll es selber bauen, und nur in dem Maße, als er am bauen wirksamen Anteil hat, als er wenigstens den vorgelegten Grundriß sich eigen gemacht hat, wird das Gebäude für ihn fertig, für ihn vorhanden sein. Diesen vergleichen wir dem Besucher akademischer Hörsäle. Oder halb ohne Bild gesprochen: der Schüler betrachtet einzelne Teile eines stattlichen, durchweg ausgeführten Baues, ohne ihn ganz zu übersehen; am Glanze des einzelnen erfreut er sich, dies lernt er herstellen. Der akademische Lehrer dagegen baut vor Augen und Ohren seiner Zuhörer die Wissenschaft nach ihrer innern Notwendigkeit auf; in die verborgene Gedankenwerkstatt müssen sie treten mit dem Meister, mit ihm zimmern, behauen, zusammenstellen, ihm streng folgen auf allen seinen Wegen; sonst gehn sie der Arbeit müßig hinweg, ohne erreicht zu haben, um des willen sie kamen. Ist dem also, so muß einem jeden deutlich werden, wie die Wissenschaft in ihrem Dienste ernste Arbeit verlangt, abweist und verbannt hingegen den gedankenlosen Leichtsinn. In höherm Grade noch als von der Schule wird vom wahren Studium der Wissenschaft entsagungsvolle Geistesarbeit verlangt — *nil sine magno labore* gewährt es seine Früchte; und wer diese Anstrengung zu machen weiß (wie es deren viele gibt), der kann vielleicht vor anspruchlosen Mitbürgern auch als Vertreter der Wissenschaft gelten — ihr



wahrer Priester ist er nimmer, und früher oder später rächt sich an ihm der verschleierte Trug.

Indessen, wie die Schule nicht nur in allerlei Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtete, sondern nicht minder sittlich bildete und erzog: so wartet des als reif entlassenen nicht nur die Forderung, praktisch und theoretisch fortzuschreiten im Können und Wissen, soweit der Beruf es fordert, sondern er soll auch als Mensch — als Christ — fortfahren an seinem Herzen zu arbeiten, täglich mehr die Herrschaft über sich selbst (d. h. über das Böse in ihm) mit wachsender Sicherheit ausüben können. Der deutsche Student vor allen pflegt sich der süßen Freiheit zu freuen und zu rühmen, die seinem Thun und Lassen (trotz aller Beschränkungen neuerer Zeit) noch immer in höherem Grade gewährt wird, als den Studenten anderer Länder — er ist darum vielfach ein Gegenstand des Neides, eines Gefühles, das vielleicht auch manchem von der Schwesteranstalt scheidenden nicht ganz fern bleibt. Zum Teil sehr mit Unrecht, denn je größer die Freiheit der Wahl, desto lockender tritt die Versuchung auf, desto schwerer fällt die Selbstüberwindung. Gewissermaßen im Gegensatze gegen das Familienleben war für den Knaben die Schule das, was für den Mann sein Amt und Beruf, die ihn täglich aus des Hauses Ruh' und Frieden abrufen zu Ernst und Arbeit, wo nicht Kampf. Was Goethe dem reifenden Manne ankündigt, erfuhr der Knabe im Kreise seines jugendlichen Staatslebens: *sich und andre wird er gezwungen recht zu kennen; ihn — wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein* und wie er weiter die Stellung zu Freund und Feind uns zeichnet. Er lernte die Gesetzlichkeit kennen; diese sich aneignend, ob auch nur äußerlich, that er den nächsten Schritt zur Sittlichkeit des Charakters. Unmittelbar aus dieser Ordnung der Schule in die Gesetzmäßigkeit und Ordnungsschranken des Mannesberufes einzutreten — das gewöhnliche Los des Realschülers — verlangt offenbar geringere Willensanstrengung von dem einzelnen, als die Überwindung einer zu Mißbrauch und Willkür verlockenden Zwischenstufe äußerer Freiheit, wie es die akademische ist.

In der That verlockend. Kaum wird das äußere Betragen des Bürgers der Hochschule durch eine Reihe von Geboten in (fast sich von selbst verstehenden) Schranken gehalten; dem Fleiß wird so gut wie keine Regelung zu teil, da ja von der Behörde meist nicht das innere wirkliche Studium, sondern nur die äußern Geberden



und papiernen Nachweise desselben gefordert und geprüft werden. Um so größer muß die sittliche Anstrengung des Willens sein, sich selbst, d. h. seine Neigung zu Abwegen zu bezwingen — eine Anstrengung, welche einerseits erleichtert wird durch den Hinblick auf die bei andern unverkennbar eintretenden Folgen etwaiger Versäumnis, anderseits durch die von der Schule mitgebrachte feste Gewöhnung. Je strenger und gewissenhafter der Schüler gegen sich war, desto geringerer Anstrengung wird der Student bedürfen; diese wird hingegen desto mehr Mühe machen, wenn es etwa bloß das Verdienst einer zwingenden Schulordnung war, wenn der Schüler sich gut betrug und fleißig bewies.

Summa: Anstrengung hat es diesen gekostet, sich die Reife in den Kenntnissen wie die sittliche Reife zu erwerben, und so den Anspruch auf Lossprechung von seiner bisherigen Stellung zu erlangen; Anstrengung auch erfordert alle Folgezeit von ihm nach den beiden genannten Seiten. In gerader und in umgekehrter Anwendung behält der alte griechische Dichter Recht: *Nur im Schweiße (so wollten's die Götter, die ewigen) kannst du — Tugend erlangen; der Pfad ist lang und steil zu ihr aufwärts, anfangs dornig und rauh; doch bist du zur Höhe gekommen — ach dann gehts ja so leicht, so schwers auch war zu beginnen.*

Diese Jünglinge werden es bewähren, wir hoffen es, die aus diesen Räumen morgen scheiden. Von der Betrachtung aber des Einzellebens unsrer Schüler erheben wir uns nun noch zur Betrachtung unsrer Schule, eben dieses Hauses, wiederum im Rückblick wie im Vorblick.

Über 600 Jahre haben diese Mauern gesehen, die uns heute noch hier umschließen. Beinahe 3 Jahrhunderte hindurch erschollen sie täglich vom Horasingen der barfüßigen Kuttenträger, übten Mönche hier eine Thätigkeit, die der Welt abgewandt war oder doch sein sollte. Kaum weiß die Nachwelt noch etwas von dem, was sie zu Nutz und Frommen ihrer Mitmenschen gewirkt. Aber in guter Meinung geschah, was geschah; und wenn damals hier im Schiffe der Kirche, im Scheine der durch diese Fenster brechenden Sonne viermal im Jahre am Hauptaltare des heiligen Johannes feierliche Seelenmessen gelesen wurden für die Fürsten des Hauses Anhalt, als dessen ausgedehnteste, mächtigste, reichste Stadt Zerbst galt, wie für die hervorragenden Gönner des Klosters aus den Häusern v. Lattorff, v. Wallwitz u. a.: so wissen wir, daß Gott



auch diese Gebete irrthümlicher Form erhörte und eben jenem Fürstenhause Ehre und Glanz verliehen hat bis auf den heutigen Tag.

Vierthalbhundert Jahre haben dann diese Räume unbenutzt — ja wüste gestanden. Das gegenwärtige Jahr hat sie dem Gebrauche zurückgegeben, und einem ehrenvollen. Von den Wänden grüßen die Bilder hehrer Fürsten — voran des Stifters des akademischen Gymnasiums Joachim Ernst von 1582, unter den andern das des eisernen Feldmarschalls, welcher im Dienste der Hohenzollern zugleich für Deutschlands nunmehrige Größe focht, dessen die lateinische Inschrift noch heute dort gedenkt, wo Halles Studenten sich im Waffendienste zu üben pflegen; dessen endlich, der unsrer heutigen Gelehrtschule Dasein und Namen gegeben und seiner durchlauchtigsten Nachkommen und Nachfolger.

Wie die ehrwürdigen Rektoren jenes *Gymnasium illustre*, deren Bilder den Fürsten entgegenblicken: so flehen auch wir, der von Nibelungenzeiten her geltenden Treue folgend, Heil und Segen herab auf das edle Fürstenhaus, unter dessen Schirm wir gearbeitet haben und noch lange Jahre — nunmehr in einer Doppelanstalt — zu arbeiten gedenken zu Nutz und Frommen von Stadt und Staat. Alljährlich in dieser Aula hoffen wir Früchte unsrer Arbeit aufzeigen zu können, die vor Ihrem nachsichtigen Urtheile bestehen.

Nimmermehr freilich darf es dem Menschen genügen, vor den Mitmenschen sich des Erworbnen zu rühmen, zu prahlen mit den gemachten Anstrengungen und mit ihrer Frucht, als wäre er nun schon am letzten Ziele und Zwecke derselben angelangt. Den Sterblichen (sagte unser Spruch) läßt das Leben nichts ohne Anstrengung zu theil werden. Höher als unser irdisches Leben (das wir ja *der Güter höchstes nicht* nennen dürfen, wie unser Lieblingsdichter erinnert) steht das ewige Leben; und das Ziel, nach welchem die Menschen streben, war nichts wert, wenn es diesseits des Grabes lag. Jenseit wartet unser keine Arbeit mehr, sondern nur seliges Genießen, falls wir zu Gnaden angenommen werden. Niemand aber wird vom Weltenrichter angenommen werden, der nicht, so lange er im Leibe lebte, redlich daran gearbeitet hat, mit seinem Können und Wissen sich selbst und andern zu dienen und zur Erlangung des Zieles zu verhelfen. Gott der Herr segne alle Arbeit dieses Hauses, daß sie seinem Reiche diene — Er weihe dazu diesen Prachtsaal. Amen!



## Kaisers Geburtstag

22. März 1876.

Im engeren Kreise der Schule.

Psalm 72.

So deutlich auch in dem eben vernommenen Liede des Könighchen Sängers aus Judas Stamme, aus dem ein Jahrtausend später der Welterlöser hervorgehen sollte, — der ins Göttliche verklärende Charakter des gepriesenen Königs hervorleuchtet, also daß wir versucht sind, die Worte mehr auf den verheißenen Messias anzuwenden, als auf einen irdischen Fürsten: dennoch dürfen auch diese Worte unbedenklich von uns benutzt werden, zu zeigen, welches die Hauptbedingungen jedes irdischen Reiches sind, wenn es dem himmlischen Vorbilde in Wahrheit nacheifern, wenn es auf Bestand durch Gottes Hülfe hoffen soll. „Gib dem Könige aus Königsstamm die Regierung über dein Volk,“ das ist die erste Hauptbitte, welche sofort seines Reiches Beschaffenheit dahin bestimmt, daß Friede und Gerechtigkeit sein Gepräge sein sollen, als eine Folge aus Errettung der Bedrückten, zum Preise Gottes. Der Friede der Gerechtigkeit, das ist das erste Hauptbild, welches uns vorgeführt wird, gefördert durch himmlischen Gnadenerguss. Die Allgemeinheit seiner Herrschaft ist das zweite: einerseits die Grenzen derselben in ihrer weiteren Ausdehnung — anderseits die Erwerbung der Unterthanen, ebensowohl zur Demütigung als zum Tribut — endlich die Vollendung durch allgemeine Anerkennung bei den Völkern der Erde. Sodann die Befreiung der Gedrückten von Not und Drangsal, für die er (der Fürst) nun ganz lebt, sie beschützend und segnend, eine reiche Frucht aus geringer Saat. Alles aber zum Preise Gottes, der die Herrschaft verliehen hat.

Wie sollt' es uns nicht gestattet sein, mit solchen Gedanken unsre heutige Feier einzuleiten, da wir zum ersten Maale auf die



neidlose Anregung unseres nächsten Gebieters hin auch in diesen Räumen Wünsche aussprechen für Leben und Heil eines erhabenen Fürsten, welcher vor anderthalb Jahrzehnten, schon ein Greis, an die Spitze des größten deutschen Staates gestellt, seitdem als oberster Kriegsherr auch hier verehrt worden ist, bald auch als Leiter eines großen Staatenbundes, nunmehr als mächtiger Kaiser des neuerstandenen Reiches, dessen wir einen Teil bilden — zugleich nun als der persönlich älteste und ehrwürdigste unter 22 deutschen Fürsten, weithin auf dem Erdenrund gefürchtet, geehrt, geliebt als ein kraftvoller Regent — mehr noch als ein gerechtigkeitliebender, trotz seiner gewaltigen Kriegserfolge vor allem auf den Frieden bedachter Herrscher.

Wie aber ist er das geworden? Haben von jeher die Wege sich erfolgreich geebnet vor ihm, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, die ihm vom Glücke gebotene Frucht zu pflücken? Nimmermehr. Auch an ihm hat die Wahrheit des Spruches sich bewährt, daß, die mit Thränen säen, mit Freuden ernten werden. Und so sei es denn die Aufgabe dieser Augenblicke, welche den Beginn seines 80sten Lebensjahres unsererseits zu feiern bestimmt sind, in einigen Hauptbildern des erhabenen Greises Lebensgang uns vorzuführen.

Drei Julitage mögen uns die Haltepunkte gewähren, von wo wir jedesmal im Rückblick das Gewonnene erkennen; der erste sei der 19. Juli 1810.

In einem einfachen Lustschlösschen Mecklenburgs kniet erst 13jährig, aber früh gereift, Prinz Wilhelm neben dem Vater und dem älteren zum Throne bestimmten Bruder am Sterbebette einer Mutter, die damals schon als eine der edelsten deutschen Frauen gefeiert, nach jenen Tagen immer mehr im vollen Werte erkannt wurde. Ist doch ihr hundertjähriges Andenken erst vor wenigen Tagen weit über die Grenzen des Staates hinaus, dem sie als Gebieterin im Leben gehörte, in tiefer Wehmut erneut worden.

Neun Jahre ungetrübten Glückes an der Hand der liebevollsten Eltern hatte der Fürstliche Knabe dahineilen sehen, spielend mit den Geschwistern in heiterer Kindlichkeit — sorgsam geleitet und überwacht, zumal bei seiner Kränklichkeit, die ein kurzes Leben ihm zu weissagen schien. Da war von Westen das schreckliche Wetter dahergefahren, welches nicht nur so viele Blüten knickte in Familie und Volk, in Haus und Land, sondern den Staat völlig darnieder-



warf. So gerecht äußerlich König Friedrich Wilhelms Sache war: seine Waffen waren unterlegen, seine Heere geschlagen worden. Mit den zurückweichenden floh damals auch die Königliche Familie selbst nach den östlichen Grenzen des Landes. Auf jener Flucht, am Neujahrstage 1807, war Prinz Wilhelm, der Sitte des Herrschergeschlechts folgend, nach dem Wunsche seines Vaters kaum zehnjährig als Soldat eingekleidet und in die Armee eingereiht worden, um einerseits als Miterbe ihres alten Ruhmes, anderseits aus ihren neuesten Demütigungen die Pflicht einer völligen Erneuerung herzuleiten.

Das war jene Zeit gewesen, wo die Königin, seine Mutter, mit den Kindern in rauhester Winterkälte auf unwirtbaren Wegen über die kurische Nehrung gen Memel flüchtend, eines Abends aufs tiefste bewegt jenes Dichterwort in ihr Tagebuch geschrieben hatte: *Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß — der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!*

In jenen Tagen hatte die fürstliche Frau, die wenn irgend eine die Erniedrigung Deutschlands empfand, weil sie die tiefsten Gründe erkannte, zu ihren Söhnen (wie überliefert wird) so oder ähnlich gesprochen: *Ihr seht mich in Thränen — ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhms der Hohenzollern. O wie verdunkelt ist dieser Glanz! Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr — er ist verschwunden, wie die Nebel auf den Feldern von Jena und Auerstädt, der anfangs uns jene schreckliche Niederlage verbarg. O meine Söhne! Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglücklichen Stunden in euer Gedächtnis zurück — weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine. — Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein: handelt, entwickelt eure Kräfte. Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist auf euch sich nieder: befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung, worin es schmachtete; sucht den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizt nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein.*



An jene Worte wohl vor allem dachte das dreizehnjährige Fürstenkind am Totenbette der nun verklärten Mutter, welcher der jahrelange Kummer um Haus und Land und Volk das Herz gebrochen, die aber auch im tiefsten Unglück Mut und Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit nie verloren — nie, vor dem Tyrannen selbst nicht (wie sie auch nach den demütigendsten Niederlagen u. a. in Tilsit bewiesen) die Gelegenheit unbenutzt gelassen, für ihr Volk und ihren Staat zu gewinnen, was irgend möglich schien; — und von neuem bildeten in seiner Seele sich die festen Gelübde, zu leisten was die Mutter verlangt. Obwohl (wie damals jeder glauben mußte) nicht zur Leitung des Staates berufen, war er dennoch entschlossen, wo immer ihm im Dienste desselben Gelegenheit gegeben würde, zu thun, was das Vaterland von ihm erwarten durfte; wo immer ihm die Möglichkeit sich böte (wie er bald darauf am Altare vor der Gemeinde gelobte) *das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstören zu helfen, Sieg zu verschaffen dem Rechte, nur die besten, die geradesten, die aufrichtigsten Menschen zum Umgange sich zu wählen.* —

Und entrollen wir nun das zweite Bild, 38 Jahre später: einen eigentümlichen Markstein in der Geschichte Preußens, da 1848 in eben jenen Julitagen der nächste am Throne, der *Prinz von Preußen*, von einfachen deutschen Männern zu ihrem Vertreter frei gewählt, mitten in die Versammlung tritt, die zur Beratung über des Vaterlandes Wohl berufen ist — nicht als Fürst, sondern als Unterthan, als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Mitberater, durch keine Unverantwortlichkeit gedeckt gegen die scharfen Pfeile der zu Urteil und Vorurteil und Verurteilung insonderheit damals nur allzugeneigten Menge.

Welches aber (fragen wir) war bis zu diesem neuen Haltorte der Lebensgang des edeln Fürstensohnes gewesen? Wohl freudig zuerst, thränenreich zuletzt — eben darum geeignet wie wenige einen Charakter zu reifen, der felsenfest stehe im Gewoge der Zeit. Wohl waren die nächsten Hoffnungen und Weißagungen der sterbenden Mutter danach alsbald in Erfüllung gegangen. Als heranwachsender Jüngling schon hatte Prinz Wilhelm in des Vaters und erprobter Feldherrn Gefolge den übermütigen Korsen mitschlagen dürfen, im Schlachtendonner selbst sich erwerben das ersehnte Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes, mitziehen dürfen den siegreichen Einzug in die Heimat, mitgenießen die Segnungen des wiedergekehrten Friedens.



Dafs die schwere Zeit der Franzosenherrschaft auch eine lehrreiche gewesen, hatten alle Einsichtigen erkannt; auch König Friedrich Wilhelm III. selbst hatte im Schoße der Familie zum öftern sich dahin ausgesprochen, dafs jener Napoleon offenbar ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand gewesen, um das Alte, welches kein Leben mehr habe, doch aber mit den Außendingen wie verwachsen sei, zu begraben. Aber nur zu langsam war man daran gegangen, alles Veraltete weg zu schaffen; zu lange hatte man den gründlichen Neubau verschoben, auch berechtigte Wünsche oft mißmutig abgelehnt. Da hatte — wie früher von außen, so nunmehr von innen — aus des eignen Volkes Schoße der Sturm sich erhoben, der die reife Frucht auch da vorzeitig verlangte, wo die von dem edeln Könige sorgsam getroffenen Vorbereitungen nur die ersten Ansätze erwarten ließen, jener Sturm, der mit dem wirklich untauglichen auch so vieles verkannte gute wegzufegen drohte. Blind für die dem nicht staatsmännischen Auge sich entziehenden Versuche der Staatslenker hatte man sich nicht gescheut, den (schon elfjährig von seiner Mutter in Briefen als *einfach, bieder und verständig* geschilderten) Bruder und erlesenen Thronfolger des Königs als das Haupthindernis aller gesunden Entwicklung zu verleumden, verschreien, verfolgen.

Mit tiefem Schmerze erinnern wir ältern uns, wie damals, wo eine Zeit lang die öffentliche Meinung um so mehr Recht zu haben, um so sicherer zu herrschen schien, je lauter sie schrie — wie damals der edle Prinz von Preußen, um dem Sturme eine Weile auszuweichen, während sein Haus nur durch List (wie der jetzt sprechende als einer der Befehlshaber der Hauptwache mit ansah) vor des Pöbels Wut geschützt werden konnte, jene fluchtähnliche Reise nach England unternahm, nicht ohne mit den segensreichsten Erfahrungen heimzukehren.

Wohl hatte auch er lange Zeit hindurch den Grundsatz verfochten: an dem Überlieferten so lange festzuhalten, bis das Neue unzweifelhaft seine Berechtigung dargethan; versprochenes zwar müsse man treu halten, ohne der bessernden Hand sich dabei zu entschlagen — nicht versprochenes müsse man mutig verhindern, wenn es schädlich sei. Aber langsam und darum gründlich war seine Überzeugung gereift, dafs die Berechtigung der neuen, vom Könige versprochenen und gegebenen Verfassung nachgewiesen sei. Und wenn er als Konfirmand einst in sein eigenentworfenen Gelübde



die feierlichen Worte aufgenommen hatte *Den Gesetzen und der Verfassung des Staates unterwerfe ich mich in allen Stücken:* jetzt war die Zeit gekommen, vollen Ernst damit zu machen. Der Eid des Prinzen von Preußen als Volksvertreter in der Nationalversammlung vom Juli 1848 brach (im Namen aller ehrlichgesinnten Männer von Einfluß) mit der unhaltbar gewordenen Vergangenheit, läutete unwiderruflich das verfassungsmäßige Königtum ein. —

Und wiederum 22 Jahre später sah eben jener Todestag der verewigten Königin Luise um König Wilhelm den Siegreichen einen glänzenden Reichstag deutscher Männer versammelt. Der übermütigen Welschen Zuruf war über den Rhein, der zum letzten Mal als Grenze galt, wiederum erschollen; ganz Deutschland hatte die dem greisen Könige gemachte unwürdige Zumutung mit empfunden. Preußen und Nichtpreußen empfingen voll jubelnder Siegeszuversicht die nur an erstere gerichtete französische Kriegserklärung, auf welche die Thronrede jenes norddeutschen Reichstages in würdiger Weise also antwortete: *Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewusst sind, alles was Ehre und Würde gestattet, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat: mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns an die Vaterlandsliebe und an die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen; und in diesem Kampfe (in welchem wir keine andern Ziele verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern) wird Gott mit uns sein, wie er es mit unsern Vätern war.*

So durfte König Wilhelm der ruhmreichen heiligen Kämpfe gedenken, die er (das Vermächtnis seiner Mutter zu vollenden) an seines Vaters Seite einst mitgefochten — gegen jenen Oheim des Kaisers, welcher nicht weniger als jener an Deutschland frevelte, aber in ähnlicher Weise wider den eignen bösen Willen das Gute vollbrachte: die so lange vergebens erstrebte nun vollendete Einigung. So begann er selbst vom siegreichen Sohne begleitet den letzten gewaltigen Kampf.

Und zum dritten Male fragen wir im Rückblick: wer hatte diese gewaltige Änderung in den deutschen Dingen zuwege gebracht?



War es jene Nationalversammlung erlesener deutscher Männer gewesen, in welche der funfzigjährige als Mitberater eintrat? war sie es gewesen, die das Heil des Vaterlandes geschafft — seine Einigung, seine Macht soweit gefördert? — Sie war es nicht gewesen. Die vom Volke einseitig begonnene Bewegung hatte sich — selbst wo sie verfrühte Erfolge mit den Waffen erzwingen wollte — ohnmächtig erwiesen, die tiefsten Schäden zu heilen; aber sie hatte dieselben deutlicher dargelegt als alles vorher. Gottes Fügung hatte dann auf des Bruders (vor dessen Tode schon verwaisten) Thron den Mann berufen, der als Knabe auf jeden Herrschergedanken verzichtet hatte und heute des Deutschen Reiches oberster Herrscher ist. Im Oktober 1857 zur stellvertretenden Regierung Preußens berufen, lenkte er von 1858 ab als *Prinz-Regent*, vom 2. Januar 1861 an als *König* Preußens Geschicke, beraten von den besten Männern.

Innern und äußern Frieden dem Staat und dadurch Deutschland zu sichern, das war von Anfang an sein Ziel. Aber schon Dr. Martin Luthers 92ste These die da lautet — „Weg daher mit alle den Propheten, die da sagen zur Gemeinde *Friede, Friede*, und ist doch kein Friede“ — hatte auf geistlichem Gebiete wenigstens im Anschlusse an alttestamentliche Stellen (Jerem. 6, 14) jenen falschen Frieden verurteilt, welcher unter trügerischer Hülle die Keime vervielfältigten Kampfes birgt. In ähnlicher Weise hatte König Wilhelm von dem vor seinem Fenster zum Himmel strebenden Denkmale des großen Friedrich (dessen wissenschaftsliebenden Geist zu erneuen Friedrich Wilhelm IV. sich zur Aufgabe gemacht) täglich von neuem die Wahrheit der alten staatsmännischen Regel sich lehren lassen: *si vis pacem, para bellum* d. i. willst du sicheren Frieden, so sei zum Kriege gerüstet. Des Heeres Schlagfertigkeit dahin zu erhöhen, daß kein fremder Staat mehr den Angriff wage — das war sein nächstes unablässiges Streben gewesen, um jenes Friedensziel desto sichrer zu erreichen.

So war die vom Dänen lange genug geknechtete deutsche Nordmark Schleswig-Holstein wieder gewonnen, um fortan — statt den Kern des kleinen Inselreiches widerwillig — vielmehr in starkem Willen des alten großen Vaterlandes Juwel zu bilden. So war des durch Slawen und Ungarn von Deutschland abgezogenen Österreichs hemmender Einfluß in erneuten Siegen auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen für immer gebrochen, so für Norddeutschland



zunächst und dadurch auch für den Süden das Recht freier Entwicklung unter echt deutscher Führung gewonnen worden.

Also vorbereitet, von den trefflichsten Heerführern und Beratern umgeben, begann der königliche Greis am Sterbetage seiner verklärten Mutter vor 6 Jahren den wiederum aufgezwungenen Kampf gegen die Welschen — für lange Zeit (wir hoffen es) das Vaterland gründlich zu sichern gegen feindlichen Übermut. Die Völker Europas erkannten größtenteils die Gerechtigkeit unsrer Sache; aber keines wagte sich für uns gegen Frankreich zu erklären — Deutschland stand allein ohne Bundesgenossen. *So soll es sein, so soll es sein* (klingt ein altes Lied), *der Bundsgenoss sei Gott allein* — und des Königs Vertrauen ward nicht zu Schanden, des sind wir heute Zeugen.

Noch einmal kehren wir zu den Psalmworten des Anfangs zurück. Wir lesen u. a.:

*V. 1. Gott, deine Rechte gib dem Könige — dem Königssohne gib Gerechtigkeit. — 2. Er richte dein Volk nach dem Recht — und die da leiden, nach des Rechtes Sinn. — 4. Er richte sie, die Leidenden des Volkes — er schaffe Heil des Armen Kindern, Vernichtung dem Bedrückenden u. s. w.*

Wie sind doch die Grenzen des Vaterlandes erweitert, bedrückte Stammesgenossen errettet, neue Unterthanen zu ihrer Demütigung wie zur eigenen Förderung für das Reich erworben, Anerkennung bei allen Völkern gesichert worden — also daß Friede und Gerechtigkeit nunmehr weiteren Raum haben zu herrschen — zum Preise Gottes. Möge sein allmächtiger Schutz noch lange über dem greisen Herrscher walten, den auch wir nun neben und über dem angestammten Fürsten dieser unsrer nächsten Heimat und mit ihm verehren — dem deutschen Volke zu Nutz und Frommen, dem Höchsten zur Ehre! Das werde wahr!



## Zum Landesherrlichen Geburtstage,

29. April 1879.

V. Amtsg., gel. Schüler. Wenn wir heute wiederum zu festlicher Feier hier versammelt sind: so gilt es zunächst, das alljährlich an diesem Tage wiederkehrende Geburtsfest unseres erhabenen Landesherrn zu begehn, zum Beginn seines 7mal7ten Lebensjahres Segen zu erflehn für Ihn und Sein ganzes Haus. Aber indem wir den Blick zugleich auf die Landesfürstliche Hohe Familie lenken, uns vergegenwärtigen, wie in diesen Tagen (22. April) 25 Jahre sich vollendeten, seit Er unter glücklichsten Vorzeichen einst den Ehebund schloß mit der Tochter eines der edelsten deutschen Fürstenhäuser; wie eine stattliche Schar von Söhnen und Töchtern dies Elternpaar umringt, welche freudigen Stolzes ihre Abstammung wie durch den Vater, so auch durch die Mutter zurückleiten auf vielgenannte hochverdiente Fürsten, deren wir in der Geschichte Deutschlands wieder und wieder gedenken — indem wir dies erwägen: erweitert sich unser Blick also, daß es gerechtfertigt erscheint, die an solchen Tagen wohl übliche Betrachtung eines berühmten Ahnen des geburtstagfeiernden Gebieters diesmal zu verdoppeln.

Das Fürstengeschlecht der Wettiner ist es, dem unsere Durchl. Herzogin entsproß, diejenige Dynastie, mit deren hervorragenden Gliedern sich die Erinnerung verknüpft an den kräftigen Schutz der aufkeimenden evangelischen Lehre in der Reformatorenzeit. Auf dieses Jünglingsalter unseres erneuten und gereinigten Glaubens aber weisen uns unsre geschichtlichen Studien so oft zurück, daß der Entschluß nahe lag, heute zur Einleitung und Grundlage unsrer Feier zwei Bilder aus eben jenem Jahrhundert vorzuführen, nebeneinander zu stellen das Bild eines sächsischen Fürsten von bestem



Klänge und dasjenige eines uns allen teuren anhaltischen Zeitgenossen: Kurfürst Johann Friedrich den Großmütigen und Fürst Joachim Ernst.

Im ersten Jahre der neugegründeten Universität Wittenberg, deren Mittelpunkt (die von frühern Askanischen Fürsten herstammende, nun neu und stattlicher ausgeführte Schlofskirche) an drei Stellen in Erz wie in Stein ihre fürstlichen Stifter darstellt, die einträchtig miteinander herrschenden Brüder Kurfürst Friedrich und Herzog Johann, den 30. Juni 1503, ward diesem letzteren ein Söhnlein geboren, das Johann Friedrich genannt wurde, in der Geschichte aber später den Zunamen *Magnanimus* empfing. Früh mutterlos, erhielt er in des Herzogs zweiter Gemahlin, Margarete von Anhalt, Fürst Wolfgangs Schwester, bald eine liebevolle Pflegerin, die wesentlichen Einfluß auf seine geistige Entwicklung gewann. Und als man dann seinem Vater anlag, aus den Söhnen nicht Studenten und Schriftgelehrte zu erziehen, sondern sie vor allem zur Jagd und ritterlichen Übungen anleiten zu lassen: da gab dieser die bestimmt abweisende Antwort; *Es lernt sich wohl von selbst, wie man zu Pferde sitzen, des Feindes oder wilder Tiere sich erwehren oder einen Hasen fangen soll — darum können solches auch meine Reiterjungen. Aber wie man gottselig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löblich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelehrter Leute und guter Bücher — nächst Gottes Geist und Gnade.*

Im 15. Lebensjahre stand Johann Friedrich, als Luther den Kampf gegen Rom mit stetig sich steigernder Überzeugung und Kraft begann. Wie lebendig ergriff nicht des Augustinermönchs mannhafte Sprache — namentlich zu Worms — auch die fürstlichen Schwäger Johann und Wolfgang, also daß sie von da ab entschieden für ihn eintraten; wie mochte nicht Johann Friedrich, seit 1525 Kurprinz, durch seine ganze Erziehung und Bildung zu selbständiger Beurteilung befähigt, mit wärmster Anteilnahme all diese Entwicklung der neugewordenen Zeit verfolgen! Er war zugegen, als am 20. Juni 1530 zu Augsburg sein Vater bei dem Umgange zu der Messe, welche den Reichstag feierlich eröffnen sollte, dem Kaiser das Reichsschwert vorantrug, dann aber mit allen evangelisch-gesinnten Fürsten dem Meßaltar den Rücken kehrte; wie er's bestimmend angehört haben mochte, als tags zuvor der Sprecher der protestantischen Stände die Teilnahme am Fronleichnamzuge mit



den Worten abgelehnt, eher lasse er sich den Kopf abhauen — wie er dann fünf Tage später der feierlichen Vorlesung des Glaubensbekenntnisses beiwohnte, dem Taufakte der evangelischen Kirche Deutschlands. Schon durfte er gelegentlich als Vertreter der Kur Sachsen beim Kaiser auftreten, wie 1531 zu Köln; ein Jahr später war er durch den Tod seines Vaters, den die Geschichtschreiber den Beständigen (*Constans*) oder den Bekenner (*Confessorum princeps*) mit vollem Rechte nennen, selbst zur Regierung berufen — eine Zeit lang gemeinsam mit seinem Stiefbruder Johann Ernst, von vornherein allein als Kurfürst, obwohl Karl V. die Johann dem Beständigen hartnäckig versagte feierliche Belehnung dem Sohne erst drei Jahre später gewährte.

An erster Stelle nun erkannte er's als heilige Aufgabe, die Interessen des zu Schmalkalden gestifteten Bundes der evangel. Fürsten wahrzunehmen gegen Kaiser und Kurie; auch die weltlichen Kämpfe, die er unternahm oder zu unternehmen gezwungen wurde, hatten stets dies Ziel im Auge. So geschah es 1542, daß der streitsüchtige Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel als Bundesgenosse Georgs von Sachsen ein größtenteils in Frankreich gesammeltes Heer gegen die Fürsten jenes Bundes führte. Im Verein mit Landgraf Philipp von Hessen schlug Johann Friedrich ihn zurück, führte in dem eroberten Wolfenbüttel die evangel. Lehre ein, wie die Stadt es wünschte, und brachte den Herzog selbst gefangen nach Ziegenhain — er ahnte nicht, daß diesem einst seine eigne Gefangennahme die Freiheit bringen sollte. Noch gelang es Luther im folgenden Jahre, durch seines Wortes Ansehn einen andern blutigen Zusammenstoß zwischen dem Kurfürsten und seinem am Kurfürstlichen Hofe erzogenen Vetter Moriz zu gütlichem Austrage zu bringen; es war nur auf wenige Jahre.

Mit Recht hatten die evangel. Fürsten, Kurfürst Johann Friedrich samt Fürst Wolfgang von Anhalt, den er sehr bald als Kurfürstlichen Rat auf Lebenszeit angenommen, sich bestimmt gegen die von Karl verlangte Ausführung des sog. *Regensburger Interims* erklärt, gegen die Forderung bis zum Zusammentritt eines Konzils an die unvollkommenen Ergebnisse einer Besprechung protestantischer und päpstlicher Theologen sich zu binden. Aber auch in dieser Hoffnung auf ein Konzil sah man sich von Jahr zu Jahr deutlicher getäuscht. Gedrängt vom Papste brachte wenige Monate nach Luthers Tode Kaiser Karl viel spanisches Kriegsvolk im Süden



zusammen; zu Regensburg von den protestierenden Fürsten nach dem Zwecke gefragt, erwiderte er, es gelte Züchtigung einiger ungehorsamen Reichsfürsten.

Am 26. Juli erklärte er Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen in die Acht; ihm zuvorzukommen sagten sie alsbald ihm Fehde an und führten ihre Heere vor die Donaufestung Ingolstadt, siegesgewiß, doch ohne den besten Kriegsrat. Das erkannte der Kaiser wohl. Da sie gewaltig in sein Lager schossen, umritt er (wie erzählt wird) die Haufen, also zu den Seinen sprechend: *Laßt diesen eisernen Regen nur ablaufen; bald wird schön Wetter folgen — ja es wird ihnen bald an Rat und Vorrat, an Geld und Einigkeit mangeln.* Leider behielt er in der Hauptsache Recht, Herzog Moriz fiel, mit Vollstreckung der Acht beauftragt, in seines Veters Staaten ein und nötigte diesen zu raschem Rückzuge. Anfangs siegreich eroberte Johann Friedrich die verlornen Städte zurück und neue dazu — aber bei Mühlberg an der Elbe, auf dem Wege von Meissen nach Wittenberg, sollte sein Geschick sich erfüllen.

Mitten im Stückhagel der Sachsen stellten die Spanier eine Schiffbrücke her und gingen unerwartet auf's andere Ufer über. Drei Meilen vom Flusse in der Waldgegend zwischen Torgau und dem Jagdschlosse Lochau (bei Annaburg) wurde der Kurfürst, der seine Hauptstadt Wittenberg zu schützen eilte, eingeholt und zur Schlacht genötigt. Während sein Oheim Fürst Wolfgang sich durchschlug, mußte Johann Friedrich, im Einzelkampf in die Wange verwundet, einem Ritter Thilo v. Trotha sich ergeben, ebenso sein Mitkämpfer Ernst von Lüneburg. Noch eben hatte er den sehr verzagten mit den herzhaften Worten getröstet: *Bekümmert Euch nicht; sind wir im Kriege unterlegen: wir wollen uns mit Standhaftigkeit waffnen, auf daß wir noch obsiegen. Laßt uns in der That erweisen, daß wir das Unglück verachten, so werden wir unsern Feinden den Sieg aus der Hand reißen und aus überwundenen zu Überwindern werden.*

Er irrte in der Person; ihre Sache siegte, wenn auch spät. Man brachte die Gefangnen in das Zelt des Herzogs Alba, dann vor den Kaiser, der auf dem andalusischen Schlachtroß mit goldgestickter Sammetdecke inmitten der Seinen hielt. Vergebens streckt' ihm der Kurfürst, von seinem hohen friesischen Streithengst abgestiegen, nach deutschem Brauche die Rechte entgegen mit der Anrede *Allergnädigster Kaiser* . . . Karl wies ihn streng zurück:



*So? bin ich jetzt Euer gnädigster Kaiser!* — ja er duldete, daß sein Sohn Ferdinand noch herbere Scheltreden beifügte. Wer dächte nicht an ähnliche neueste Begegnungen aus Kaiser Wilhelms Leben, dessen Antwort so ganz anders lautete!

Ungeschreckt bat nun Johann Friedrich um fürstliches Gefängnis, und erhielt es bei einem Spanier Alfonso Vives — während der Kaiser in unüberlegtem Zorne so weit ging, ihn zum Tode zu verurteilen. Aber Karl wußte zu gut, wie wenig er dazu berechtigt war, und erkannte bald, was zu fordern jetzt dienlicher war. Als dem gefangnen Fürsten mehrere Forderungen vorgelegt wurden, vor allem die, zum voraus anzunehmen, was die Tridentiner Versammlung und der Kaiser in Religionssachen beschließen würden: da erklärte er unumwunden, er wolle und werde bei dem Augsburger Bekenntnisse seines Vaters beharren und lieber Kurwürde und -land, ja das eigne Leben hingeben. Und Karl strich sofort diesen Punkt, und befahl, den Fürsten nicht wieder damit zu beunruhigen. Willigen aber mußte der besiegte in Abgabe der Kur und der zugehörigen Lande, Übergabe der Kurstadt Wittenberg u. a., ja auch daß er bis auf weiteres Kaiserlicher Gefangener bleibe.

Und er ist es geblieben fünf lange Jahre hindurch bis zum Mai 1552, nur daß er auf sein fürstliches Wort eine Woche zum Besuche seiner Familie ins Wittenberger Schloß entlassen wurde. Ehrlich und offen verhandelte er mit Moriz über jene Abtretung; er erlangte es, daß wenigstens seinen Söhnen eine Anzahl Thüringischer Städte zum Unterhalt überwiesen wurden. Standhaft wie wenige bewährte er sich in der langen Gefangenschaft, die so mancher treue Unterthan wie der ältere Lukas Cranach freiwillig mit ihm teilte — hier vor allem erwarb er den geschichtlichen Namen *Magnanimus*, auch wohl *Crucis vexillifer* (des Kreuzes Bannerträger); ernstlich ermahnte er die Söhne, den beschwornen Vertrag auch nach seinem Tode zu halten; er blieb ungebeugt in dem, was ihm das wichtigste war.

Etwa zwei Jahre nach seiner endlichen Freilassung, die er zunächst der späten Reue seines Veters Moriz verdankte, hat er noch in der ihm zugewiesenen Residenz Weimar in Ruhe verlebt; ein Bild im dortigen Schloßgarten zeigt ihn als Daniel zwischen Löwen mit der Beischrift *Impasti licet irruant leones* (mögen hungrige Leu'n mit Tode drohen). Ein schönes Standbild des unerschrocknen Fürsten ziert heute den Marktplatz von Jena. Hier



faßte er gleich im ersten Jahre der Gefangenschaft, da er in diesem Städtchen mit den Söhnen zusammentraf, den Entschluß, die verlorne Hochschule Wittenberg, deren Erhaltung durch Moriz er damals nicht zu hoffen wagte, neu zu gründen. Die volle Entfaltung der neuen Universität, sowie der ebenfalls ungekränkt gebliebenen Marburger (der beiden ersten ohne papistische Vergangenheit) war ihm zu erleben nicht beschieden. Immerhin bleibt Johann Friedrich Jenas eigentlicher Stifter. Nichts in den letzten Lebensjahren lag ihm mehr am Herzen, als für diese Akademie tüchtige Lehrer zu gewinnen — wußte er doch zu gut, daß auch Wittenberg selbst von sehr bescheidenen Anfängen an zu einer der besuchtesten und einflußreichsten Universitäten Deutschlands, ja des ganzen germanischen Nordens herangewachsen war. — Zehn Tage nach dem Tode seiner treuen Gattin Sibylla, welche Freud' und mehr noch Leid mit ihm lange Jahrzehnte geteilt und getragen, entschlief er am 3. März 1854, der Ahnherr des vielverzweigten noch heute blühenden Ernestinischen Herzogsgeschlechts, aus dessen zahlreichen Gliedern wir heute vor allem Ernst den Frommen von Gotha hervorheben, einen der gelehrtesten, einsichtsvollsten, frömmsten Fürsten seiner Zeit.

Auch Fürst Wolfgang von Anhalt, nach dem wir jetzt uns wieder umschauen, hatte (wenn auch aus der Schlacht glücklich entkommen) Land und Leute den Kaiserlichen preisgeben müssen, welche Stadt und Schloß Coswig niederbrannten und selbst aus dem Bernburger Schlosse ihn zu weichen zwangen, wie das schöne Reliefbild am Dessauer Jubeldenkmale darstellt. Auch so noch unermüdlich für seine Glaubensgenossen thätig, ward er, obwohl lange verbannt, zugleich bei Johann Friedrichs Freilassung durch den Kaiser wieder von der Acht befreit und seinem Lande zurückgegeben — doch überließ er die Regierung den Kindern seiner Vettern. Denn auch diese, vor allem die drei Brüder Johann IV., Georg der Gottselige und Joachim waren den Reformatoren persönlich befreundet und für Entwicklung und Einrichtung evangelischer Schule und Kirche eifrig thätig.

Des erstgenannten Sohn Joachim Ernst (bei Johann Friedrichs Tode 18 Jahr alt und insofern Zeitgenosse, wenn auch jüngerer) fassen wir nunmehr ins Auge. Wenn man mit Recht sagt, daß Anhalt niemals vier so tüchtige Fürsten zugleich besessen habe, wie Wolfgang und die drei Brüder: so zeigt dies, daß dem heran-



wachsenden Prinzen in Vater und Oheimen das beste Muster vorleuchtete. Zwei Züge erfahren wir aus seiner Jugend, wohl geeignet, seinen sittlichen Charakter zu bezeichnen. Es war eines Abends spät auf der Burg zu Rofslau, da sein kränklicher Vater nach einem stärkenden Trunke verlangte. Den bereitstehenden Dienern voraus eilte der fürstliche Knabe in den unheimlichen Keller, die selbst übernommene Kindespflicht zu erfüllen, und freudig rief ihm der Vater zu: *Gott wird dafür auch dich einst an deinen Kindern Freude erleben lassen.* Der andre bedeutendere sodann, daß er etwa 7 Jahr alt in steter Seelenangst sich befand und erst wieder Lebensmut gewann, als er gewiß war, daß die inbrünstige Bitte, Gott möge ihm ein seliges, nicht plötzliches, nicht besinnungsloses Ende gewähren, ihm erhört sei. So wußte er sich in der wichtigsten Sache für sein ganzes Leben vorbereitet.

Durch seine Mutter Margarete von Brandenburg auf ein (wenn spät, so desto eifriger dem Evangelium sich zuwendendes) benachbartes Fürstenhaus gewiesen, genoß er mit seinem Bruder Bernhard eine wissenschaftliche Erziehung wie wenige damals, und wurde weiterhin, ohne die ritterlichen Künste irgendwie zu vernachlässigen, auf der Hochschule in Rechtswissenschaft, teilweise selbst Heilkunde, sorgfältig unterwiesen. Zur fernern Ausbildung durfte er sich in fremden Landen umsehen; vor allem, 21 Jahr alt, unter dem erfahrenen Feldherrn Günther von Schwarzburg am Kriege gegen Frankreich teilnehmen. Bei der Belagerung der Namurschen Festung Marienburg (wie erzählt wird) geriet der junge Fürst zu nahe an das feindliche Lager, in augenscheinlicher Gefahr gefangen oder zu Tode getroffen zu werden. Graf Burkhard von Barby aber errettete ihn, indem er den einen Angreifer rechtzeitig niederschloß, und mit dem Prinzen gemeinsam den andern zurückjagte. Zurückgekehrt aus dem Feldzuge, in welchem er noch in St. Quentin Egmonts Feldherrnkunst zu beobachten Gelegenheit gefunden, vermählte der junge Fürst sich mit seines Lebensretters Schwester Agn. v. Barby, leider nur zu kurzer Ehe, und erlangte zu Augsburg gemeinsam mit dem Bruder die feierliche Belehnung durch den Kaiser. Und als er wenige Jahre darauf diesen Bruder verlor und alleiniger Fürst von Anhalt geworden, widmete er sich von da ab ganz seinen Herrscherpflichten; gab es doch auch Übelstände und Mißbräuche im Lande genug abzustellen.

Es war ein Ereignis für jene Zeit, daß er eine allgemeine



Landesordnung und stehende Gerichte einföhrte, nicht minder, dafs er als h6chster Landesbischof ein gemeinsames Konsistorium f6r alle kirchlichen Angelegenheiten einsetzte. Zugleich erkannte er als evangelischer F6rst die ernste Pflicht, das eben durch die Reformation mit Notwendigkeit verlangte Volksschulwesen 6berall zu heben.

F6r die theologischen Wirren seiner Zeit hatte er lebhaftes Interesse und bethätigte es in einer auch uns heute wohlthuenden Weise. Während man in Sachsen die mildere (immer wieder Vereinigung mit den Reformierten anstrebende) Weise Melanchthons schon zu dessen Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tode mit Mißfallen betrachtet und seine Anhänger schärfer und schärfer verfolgt hatte, so dafs u. a. des Reformators Schwiegersohn, der Kurf6rstliche Leibarzt Kaspar Peucer, als heimlicher Calvinist eingekerkert wurde: stand in Anhalt, das dem *Praeceptor Germaniae* besonders viel verdankte, Melanchthons und seiner Sch6ler Name hoch wie fr6her. Auf das Gutachten seiner gelehrten und scharfsinnigen Zerbster Theologen (zumal eines Wolfgang Amling) gest6tzt und unter ihrem Beirate wies Joachim Ernst beharrlich das Ansinnen zur6ck, die strenglutherische (trotz ihres Namens fast auf neue Feindschaft hinauslaufende) Konkordienformel f6r sein Land verbindlich zu machen. Und als die sächsischen streitbaren Theologen jener Zeit es an heftigem Schelten 6ber den Anhaltischen Abfall (wie man's nannte) nicht fehlen ließen, da sprach sich der F6rst ruhig aber bestimmt dahin aus: man solle die Nachwelt urteilen lassen, welche sich weniger als die damals lebende von der Leidenschaft werde bestimmen lassen; vor allem sei der Spruch zu bedenken: *Satis fiat conscientiae, non calumniae*.

Keine Gelegenheit, solche vers6hnliche Gesinnung zu bethätigen, ließ er ungen6tzt; auf seine Veranlassung wurde bei der Hochzeit einer seiner T6chter mit Kurf6rst August jener Dr. Peucer aus dem Gefängnis befreit, der sich dann hieher nach Zerbst wandte und lange noch als f6rstlicher Leibarzt in Dessau lebte. Der Streit 6ber die Geheimnisse des Abendmahls aber war unserm F6rsten so zuwider, dafs er ernstlich einmal erinnerte: es stehe geschrieben *Solches thut zu meinem Gedächtnis*, und nicht etwa *Hier6ber streitet nun und zanket*. Dafs es ihm an der rechten Fr6mmigkeit und innerstem Interesse an der Religion nicht fehlte, bewies sein ganzes Leben: wie gern stimmte er bei Festen selbst die



geistlichen Lieder an, die gesungen werden sollten! wie liebte er erbauliche Gespräche mit erfahrenen und bewährten Christen! ja eine Reihe von Gebeten, selbst in gebundner Rede, die er für sich aufgeschrieben, ließ späterhin seine Witwe als *Sacra poëmata* veröffentlichen.

So verhielt er sich im engern Kreise; so auch, wo die Verhältnisse ihn zur Bethätigung weiterhinaus nötigten. Interesse weckend sind hier besonders seine Verhandlungen mit Franz III. von Frankreich einer- und Heinrich von Navarra (dem spätern Heinrich IV.) anderseits. Während er mit ersterem persönliche Bekanntschaft pflegte, seit jener auf dem Wege zur polnischen Krone 1574 ihn in Halle gesprochen: empfing er 1584 den wegen Vereinigung aller Protestanten vor ihm erschienenen Gesandten Heinrichs auf das zuvorkommendste, und beantwortete dessen Schreiben mit völliger Bereitwilligkeit. *Nur wer gänzlich ohne Menschenliebe und Religion ist* (heißt es u. a.), *kann zweifeln, daß solche Pläne, von einem so christlichen Könige zum Ruhme Gottes und zur Förderung seines Reiches unternommen, das höchste Lob verdienen, zumal wenn sie unsrer, überhaupt dem Abgrunde zueilenden Zeit mit Rat und That aufhelfen wollen.* Dagegen wies er König Heinrich III, als dieser bat, ihm Werbungen gegen die angeblich aufrührerischen Hugenotten zu gestatten, scharf und kurz ab; hielt ihm vielmehr in einem entschiednen Schreiben vor, wie ungerecht er handle, soviel guten Unterthanen ihre freie Religionsübung im Widerspruche mit manchen früheren Zusagen zu wehren. So wirkte Fürst Joachim Ernst für Gerechtigkeit, Glaubensfreiheit und Menschenwohl, wo ihm Gelegenheit sich bot, vor allem aber im eignen Lande.

Wenige Jahre vor seinem Tode noch krönte er seine Thätigkeit für Kirche und Schule durch die uns hier besonders nahe angehende Stiftung des *Illustre Gymnasium Anhaltinum*, dessen einstige Räume uns heute zu gute kommen — eine Anstalt, welche dem kleinen Lande die Hochschule nach Kräften ersetzen sollte. Es waren die bewährten Grundsätze des als Pädagogen weithin berühmten Melanchthonianers Johannes Sturm zu Straßburg, nach denen vom 30. Januar 1582 an der Unterricht in den 7 Schulklassen erteilt wurde; die Vorlesungen für die Studierenden begannen eigentlich erst im April — mit wechselnder Blüte bestand die Anstalt bekanntlich über zwei Jahrhunderte



bis 1798.\*) Diese Stiftung vor allem nennt die Inschrift auf dem hier die zweite Stelle an der Aula-Hauptwand einnehmenden Bilde Joachim Ernsts.

Es führt zu weit, wollten wir neben diesen Beweisen geistigen Interesses und geistlicher Fürsorge des vielgepriesenen Fürsten auch diejenigen mehr weltlichen Eigenschaften näher schildern, die er mit andern teilte: sein geschicktes Lautenspiel, seine manchen sogar gefährliche Turnergewandheit, seine Jagdlust, der er gleichwohl ausdrücklich nur zum Schutze der bedrängten Unterthanen oblag.

In aller Kürze werfen wir noch einen Blick in sein Familienleben. Der Segenswunsch seines Vaters ging völlig an ihm in Erfüllung. Von seinen zwei Gemahlinnen hatte Joachim Ernst acht Söhne, deren fünf ihn überlebten, und ebensoviele Töchter, die (soweit sie heranwuchsen) meist glücklich vermählt wurden. Den Unterricht seiner Kinder hatte er selbst sorgfältig überwacht. Dafs die Söhne den rechten brüderlichen Sinn besaßen, bewiesen sie später wie durch die lange gemeinsame Regierung, so durch die dann zur Verwunderung der Mitwelt in seltner Eintracht vollzogene vierfache Teilung des Landes. Denn es war Joachim Ernst, der alle Anhaltischen Lande in sich vereinigt hatte, beschieden, eben durch jene Söhne der Stammvater aller späteren Fürsten Anhalts zu werden. Jener\*\*) Karl Wilhelm von Zerbst (der letzte in der Reihe, der Erbauer unseres Schlosses wie der Trinitatiskirche hier, der Zeitgenosse Karls XII. von Schweden, war der Enkel eines seiner Söhne; der Urenkel eines andern war jener August Ludwig

---

\*) Zur Erinnerungsfeier 1882 erhielt das neue Hauptportal folgende Aufschrift:

Quae schola Ioachimo Ernesto condita primumst,

Illam Franciscus post jubet esse novam.

Ingenuas artes pueri juvenesque colunto,

ut Christo vivant et patriae atque duci.

*(Joachim Ernst hat zuerst akademische Schule gegründet,*

*Fürst Franz hat sie erneut später in andrer Gestalt.*

*Studien sollten dahier sich Knaben und Jünglinge weihen,*

*Dafs sie dem Heimatland leben, dem Fürsten und Gott.)*

\*\*) Lebensgroße Bildnisse der im folgenden genannten Fürsten zieren die Aulawände. Herr Fabrikant G. Spielhagen in Berlin, früherer Zögling der Anstalt, hat neuerdings die der Restauration besonders bedürftigen, darunter solche, wo sie fast unmöglich schien, mit nicht unbedeutenden Kosten trefflich wieder herstellen lassen. Auch von 6 Rektoren des Ak. G. bietet die Aula die Bildnisse.



von Köthen, dessen in Semlin beim Türkenkrieg gestorbener Sohn Karl Georg Lebrecht im roten Kriegsgewande neben dem Vater abgebildet ist — Nachkommen Joachim Ernsts nicht minder jener Bernburger Viktor Friedrich im blauen Kleide, dort der geharnischte Fürst Wilhelm von Harzgerode — vor allem endlich jene Glieder des jetzt noch grünenden Dessauer Zweiges, von seinem Sohne Johann Georg I. angefangen bis in unsre Zeit.

Die in Kürze vorgeführten Lebensbilder des Askanischen und des Wettiner Fürsten bieten (wenn wir etwa in Plutarchs Weise einen übersichtlichen Vergleich anstellen wollten) manche Verschiedenheiten, doch auch nicht wenige Ähnlichkeiten. Beide haben sie sich im Kriege versucht: der eine freilich in der Jugend, mehr als freiwilliger Teilnehmer fremder Siege; der andre dagegen im Interesse des eignen Landes wie seiner Bundesgenossen für eine große Sache fechtend, anfangs glücklich, später unglücklich, wohl eben weil er die Anlage zum Feldherrn nicht in sich trug — sonach beide mehr für Friedensthätigkeit geschaffen.

So richteten sie denn, wie es die Reformatorenzeit forderte, der sie als zu Lebzeiten Luthers geboren gleichermaßen angehörten, persönlich fromm, ein besonderes Augenmerk auf Entfaltung des Kirchen- und Schulwesens: Johann Friedrich der Sachlage gemäß als entschiedener Bekenner den Päpstlichen gegenüber, als mit denen kein Vertrag möglich sei; Joachim Ernst nicht minder entschieden gegen diese, wohl aber zugleich zum vertragen mit den Reformierten geneigt und ein Feind des sich selbst überschätzenden Luthertums — überzeugungstreu beide, so zwar, daß Johann Friedrich Gelegenheit gegeben ward, seine Festigkeit in schwerer Anfechtung glänzend zu bewähren, während Joachim Ernst mehr in ruhigen Verhältnissen äußerlich unangefochten dahin leben durfte. Der eine wie der andre suchte seinem Lande das höchste zu geben, was das Schulwesen jener Zeit erlaubte und der Sachlage angemessen erschien: jener die Universität, dieser das akademische Gymnasium.

Beide wurden den Ihrigen schon im 51. Lebensjahre entrissen, aber dieser wie jener hinterließ eine sich ausbreitende Nachkommenschaft, welche bis in unsre Tage blüht und deren Zweige mit Vorliebe Vereinigung mit einander gesucht haben. Von Johann Friedrich, dem einstigen Thronnachfolger der Wittenberger Askanier, stammt durch den obengenannten, erst kürzlich in G. Freytags



Vaterlandswerke so lebendig uns vorgeführten Ernst den Frommen von Gotha und dessen mit Hildburghausen belehnten sechsten Sohn — stammt (sag' ich) in unmittelbarer Reihe die edle Fürstin, welche in diesen Tagen das Jubiläum ihrer Ehe mit unsrem erhabenen Landesherrn beging, dem direkten Nachkommen Fürst Joachim Ernsts. In beiden sehen wir Tugenden der rühmenswerten Ahnen verkörpert; mögen sie in verstärktem Maße auf die Nachkommen übergehn. Gott erhalte S. Hoheit den Herzog und seine Durchlauchtigste Gemahlin, die Herzogin, wie das ganze Herzogliche Haus! Er lasse auch das neubegonnene Ehe- und Lebensjahr ihnen zum Segen gereichen, und mit ihnen und durch sie dem ganzen Lande. Das walte Gott!



### Abteilung III.

---

12.

## Denkwürdigkeiten Wittenbergs.

Gelesen in Dessau (Theater-Konzertsaal) 20. Februar 1873.

— — Hochgeehrte Damen und Herren! Nach den bisher hier gehaltenen Vorträgen dürfte die Frage nicht überraschen, ob es sich der Mühe wohl lohne, das unscheinbare Nachbarstädtchen an der heimischen Elbe auf seine Denkmäler und Erinnerungen hin anzusehen. Sicher auf die ersteren hin nur um der zweiten willen. Wem die Gegenwart, wem die Sorge für das äußere Alltagsleben alles wäre, diesem eine Bedeutung der Stadt erweisen zu wollen, wäre vergebens. Aber auch von denjenigen, die zu Zeiten gern zurückdenken, wie das alles geworden, was uns heute, sei es leiblich, sei es auch geistig, erfreut, trug wohl manchen das Dampfroß wieder und wieder an Wittenberg vorüber, ohne daß er Muße gefunden, durch die düstern, nun endlich der Tilgung geweihten Festungsthore den Schritt in die Straßen zu lenken. Und wenn auch dies, doch ohne die Häuser und Hallen zu betreten, in denen Männer einst wandelten und wirkten, litten und stritten, deren Namen — mindestens (sag' ich) ein Mann lebte und stritt, dessen Name in deutschen und nichtdeutschen Landen bis heute genannt wird, von dem einen mit dankbar leuchtendem Antlitz, von dem andern wohl mit übelverhehltem Zähneknirschen.

Die Liebe, die Begeisterung lehrt leicht überschätzen. Es mochte dahin gehören, wenn vor 14 Jahren angesichts des neuen Portals der Schloßkirche zu Wittenberg ein Redner\*) in die Worte

---

\*) Geh. Rat F. v. Quast 1858 10. November.



ausbrach: „diese Thür, der auf Erden keine andre jetzt zu vergleichen ist, seit jene des Paradieses hinter den ersten Sündern sich schloß, die des heiligsten Grabes für immer zersprengt ist.“ Und dennoch: je mehr einer der stummen Sprache dieser Erinnerungsstätten lauschend nachdenkt, umso eher wird er wenigstens begreifen, wie solche Überschätzung möglich wurde. Vor solcher gleichwohl mich zu hüten soll heute mein ernstes Bestreben sein; gelingt es weniger, so verzeihe man mir — nicht minder, wenn ich bekanntes oft einzuflechten versucht bin. Zu einem Gange im Geiste nach Wittenberg wage ich einzuladen, zunächst am letzten Oktober 1517.

Gegenüber den kurfürstlichen Weinpflanzungen am Balduins- oder Boldensberge, von dessen Höhe die St. Annenkapelle herabwinkt (jetzt der fast kahle Apollensberg) betreten Sie das kursächsische Gebiet. Von weitem über den Strom herüber schimmert, der Hauptstadt des Kurkreises nun erst den Namen Wittenburg oder Wittenberg volldeutend, das glänzend weiße, jüngst erst vollendete zwiegetürmte Fürstenschloß; neben ihm die nur durch das „Kossewitzer“ Thor unterbrochene nordwärts fortlaufende Bürgerwehrzinne, darüber emporragend zwei parallele Kirchtürme, damals spitz zugehend wie die des Domes von Magdeburg. Angekommen an der eichenen Brücke, die über den Strom hinüberführen soll, gewinnen Sie den vollen Anblick der Südseite der Stadt.

Vieltürmig breitet sie sich vor dem Blick\*). Links am Westende ladet zum Einblick der Turnierhof des Schlosses, südlich von dessen kürzerem Flügel flankiert, nördlich von der ihm parallelen Stifts- oder Schloßkirche. Am Ostende das sog. schwarze Kloster der Augustiner, nicht weit davon der Universitätsturm\*\*), in der Mitte grade vor uns die Pfarrkirche St. Marien mit jenen spitzen Zwillingtürmen. Die Wege sind belebt — ist doch in diesen Tagen die zweite der alljährlichen viele lockenden Reliquienzeigungen in der Stiftskirche zu erwarten.

Zwei Franziskaner in graubrauner Kutte, den Sack über der Schulter, einen Esel mit noch leerem Korb zwischen sich, eilen uns entgegen der Brücke zu, den gewohnten Sammelgang durch die

---

\*) So der älteste mir bekannte Holzschnitt in *Avila y Zunniga, Bellum Germanicum* 1550.

\*\*) Heute Artillerie-Kaserne, vorher bis etwa 1830 preußische Zeugschmiede. Daher des alten H. L. Heubners Epigramm: *Hic quondam fuerat Musarum sacra palaestra, Horrida sed Martis fabrica nunc resonat.*



reichen Audörfer nach Kamerik\*) anzutreten. Ein Trupp Hellebardierer rechts kehrt von der Lochau\*\*) zurück, wohin sie ihren gnädigen Herrn Kurfürsten Friedrich geleitet haben. Auf der Wiese dort übt sich ein Haufe Bürger mit eingesteckten Gabeln in Handhabung des Feuerrohrs; eine Strecke weiter eine andre Gruppe im Armbrustschießen. In armseliger Tracht und demütiger Geberde sehen Bauern zu, mit denen fahrende Schüler und Studenten, auf den blanken Hieber gestützt, unzarten Scherz treiben. Augustiner-mönche in ihrer schwarzen Tracht, das eben erst geschlossene Brevier in der Linken, begrüßen die von auswärts zum Feste gekommenen Prämonstratenser von Magdeburg in schneeweißem Gewande, sowie die Prettiner Chorherren mit dem blauen Antoniuskreuz auf der Brust. Vergeblich aber späht Ihr Auge nach den sonst in der Nachbarschaft so zahlreichen Dominikanern in schwarzen Mänteln über gelblich weißem Kleide.

Ein alter freundlicher Priester, Magister Cyriacus (Kustos zu Allerheiligen — wie sich bald erweist), lädt die Fremdlinge ein, an seiner Hand die heiligen Stätten der Reihe nach aufzusuchen, zunächst das älteste Kloster im nördlichen Stadtteile, das der franziskanischen Minoriten. Während wir unter seiner Führung das Elbthor mit der Türmerwohnung darüber und die schmal ansteigende Elbgasse passieren, von wo jenseit des weiten Marktes das unansehnliche, dem Abbruch nahe\*\*\*) Rathaus sich bietet, erzählt er uns von den Anfängen der Stadt, die kaum mehr als vierthalb Jahrhunderte zurückliegen. Lange hatten an diesen Elbufern heidnische Slawen in bunt verzierten Holztempeln dem weißen und dem schwarzen Gotte†) geopfert und gefangene Deutsche geschlachtet, bis auch ihr Blut durch das Schwert König Heinrichs reichlicher floß und seine Faust das Goldbanner des Heiligen Michael über den Trümmern des zerstörten Triglawtempels bei Brandenburg aufgepflanzt. Erst der gewaltige Wendenbezwinger Albrecht vom askanischen Stamme, der Held mit dem Bärenschilde, hatte des Kreuzes Sieg wie für seine besondre Heimat so für den Wittenberger Gau entschieden.

Aber die Bewohner hatten (um nicht fremdgläubigen Priestern

---

\*) *Cameracum*, später Kemberg. — \*\*) Nahe dem sp. Annaburg. —  
 \*\*\*) Neugebaut laut erhaltener Eckschrift in arabischen Ziffern 1524. —  
 †) Belbog, Czernebog.



erzwungene Steuern zu zahlen) der teuern Heimat den Rücken gewandt und bauten bald neue Sitze in den blühenden Slawenreichen des Nordens und Ostens — menschenleer stunden Häuser und Dörfer. Heimatlos anderseits stunden gleichzeitig an der durch Sturm- und Springflut geschmälerten Nordseeküste die Bewohner des von dem Meere verschlungenenen Strandes. Diese hatte damals der weise Fürst eingeladen, das deutsche Salz des den Heiden abgerungenen Bodens zu werden. Scharenweise waren nach getrockneten Thränen Rheinländer und Fläminger gefolgt; in fruchtbare Äcker, in Gärten hatten sie das Land der Elbe umgeschaffen; ihrer dankbarsten Schöpfungen eine war Wittenberg.

Jenes Albrecht gleichnamiger Urenkel um 1260—1298 hatte zuerst hier häufiger Hof gehalten; derselbe Albrecht II, dessen Mutter Helena damals für die von Meissen her sich ausbreitenden Minoriten oder Minnerbrüder das graue Kloster gestiftet. So zeigt denn unser kundiger Führer im hohen Chore der bescheiden Klosterkirche die Gräberplatten der vielen hier bestatteten Herzöge und Herzoginnen, von jenem Albrecht II. an und seiner Gattin, einer der vom Dichter besungenen sechs lieblichen Töchter des einstigen Grafen von Habsburg, hindurch durch die drei Rudolfe bis herab zu Albrecht III, dem letzten in der ruhmvollen Reihe der Kurfürsten askanischen Stammes. Auf den meisten Platten sind die Figuren der Fürsten mit Zubehör kenntlich dargestellt — in die Augen fallen in den noch gar nicht abgetretenen besonders die halb- und mehr erhobenen fast lebensgroßen Bilder eines Ehepaares und einer jugendlichen Fürstin\*).

---

\*) Lange galt sie für Kurfürstin Kunigunde. Erst beim jüngsten Umbau der Schloßkirche haben die Umschriften größtenteils lesbar sich herausgestellt, sie stehen jetzt in der Südseite derselben aufrecht gestellt; wir kennen sie nun als *Rudolfus secundus dux Saxoniae ob. anno domini 1370*, in unmittelbarem Anschluß seine Gemahlin *Elisabet*, daneben beider Tochter *Elisabet*. Vgl. unten. Nach vergeblichen Versuchen des Herausgebers um 1854, zu erreichen, daß man den Boden der jetzigen Kaserne weiter ausgrub, gelang es dem verst. Reg.-Rat G. v. Hirschfeld 1883 ff., die meisten der gefundenen Fürstengebeine bestimmen und in 27 Eichensärgen in die Krypta unter dem neuen Turme überführen zu lassen. Jetzt ist der Raum darüber auf kais. Befehl mit einer Bronzetafel bedeckt, deren Text ein Berliner Historiker wie folgt festgestellt hat:

Herzogin Helena v. Sachsen † 1273. — Herz. Johann v. Sachsen-Lauenburg † 1285. — Herz. Albrecht v. Sachsen-Wittenberg † 1298. — Herz. Agnes v. Sachsen † 1322. — Herz. Wenzel † 1327. — Herz. Jutta v. S. † 1328. —



Eine große Reihe einfacherer Grabsteine zumal um die Kirche herum zeigen, wie seit Jahrhunderten so mancher Einwohner am besten für seiner Seele Heil zu sorgen geglaubt, wenn er seine Leiche in Minoritengewand gekleidet um größerer Heiligkeit willen auch in der geweihten Erde dieses alten Klosters begraben ließ — meist Bürger der Stadt, mehr noch Bürgerfrauen. Unter den Mönchsgräbern werden uns einige gezeigt als Ruhestätten der *rectores scholarum*, der einzigen Lehrer, die die Stadt vor der Hochschule 1502 besessen.

Nach einem raschen Blicke auf die daneben westlich stehende, schon etwas verfallene Kapelle der Antonierherren und Hospitaliten von Prettin wenden wir die Schritte der Hauptkirche St. Marien zu. Auf dem Wege dahin erzählt der Führer von den vielen, erst neuerdings etwas beschwichtigten Zwistigkeiten zwischen beiden Orden, insbesondere aber der Franziskaner mit den Weltpriestern der Stadt. Wie sie ihr Recht, Beichte zu hören und zu predigen, in stetem Widerspruche mit dem Stadtpfarrer geübt, ja diesem und seiner Kirche manche Leiche mit reichem Vermächtnis zu entziehen gewußt; wie namentlich der Guardian von vielen Handwerkern der Stadt unentgeltliche Leistungen für sein Kloster zu gewinnen verstanden, wofür jene aller Messen, Vigilien, Fasten und andrer überschießenden guten Werke des Ordens theilhaftig sein sollten; wie daraus eben so mancher Streit mit dem Pfarrer zu St. Marien entstanden, in dem gleichwohl die angerufene Entscheidung des Heiligen Vaters immer wieder zu gunsten der Minnerbrüder ausgefallen.

Unter solchen Gesprächen gelangt unser Zug durch ein hohes

---

Herzog Bernhard v. Polen † 1329. — Herz. Albrecht † 1329. — Herz. Beata v. Polen † 1330. — Herz. Kunigunde v. S. † 1333. — Herz. Agnes v. S. † 1343. — Herz. Otto † 1350. — Herz. Elisabeth † 1353. — Herzog Bernhard v. Polen † 1356. — Kurf. Rudolf II. v. S. † 1370. — Kurf. Elisabeth v. S. † 1373. — Herz. Helena † als Kind. — Herz. Albrecht † 1385. — Herz. Katharina † 1393. — Kurf. Anna v. Sachsen † 1395. — Herz. Wenzel † 1402. — Herz. Rudolf † 1406. — Herzöge Wenzel u. Sigismund † 1407. — Kurf. Rudolf III. v. Sachsen † 1419. — Kurf. Albrecht III. v. S. † 1422. — Kurf. Cäcilia v. S. † 1429. — Kurf. Barbara † 1435.

Widmungsrandschrift: *Dem ruhmreichen Geschlechte der Anhaltiner zum Andenken gesetzt von Wilhelm II, Deutschem Kaiser, König v. Preußen, im Jahre 1891.*

Vgl. noch meine Abhandlungen in Mitth. d. V. f. Anhaltische Geschichte III, 671 ff., IV, 254 f., und in Ermisch, Sächs. Archiv VI, XX.



Kirchhofsthor\*) über einen gräberreichen, von uralten Linden beschatteten Rasenplan zu der Pfarrkirche selbst. Sie erscheint den wesentlichen Teilen nach um 1412 aus der ursprünglich nur zweischiffigen Franziskanerkirche zu einem stattlichen spätgotischen Bau mit 3 Schiffen erweitert. Über dem Westportal zwischen beiden Türmen das Bild der Himmelskönigin, über den zierlichen Nord- und Südportalen Statuen verschiedener Heiligen; an den Mauern herum Kalvarienstationen, Kruzifixe, Grabtafeln aller Art — auch wohl für gewaltsamen Todes gestorbene Studenten; oben unterhalb des Daches ein Wahrzeichen vielleicht von 1304 zur Erinnerung an die damals erfolgte Vertreibung aller Juden aus dem Kurstaate\*\*).

Sodann inwendig vor dem mit Schmuck überladenen Hauptaltare (der seine Heiligkeit einem darin eingeschlossenen Felsenbeintelle vom Haupte der Jungfrau Maria selbst verdankt, wie's heißt) ein kunstreicher Taufständer von dem Nürnberger Hans Visscher (1457) mit vielen Apostelgestalten — vor und hinter ihm ferner Grabplatten für namhafte Männer und Frauen der Stadt, u. a. den 1511 durch einen ausgewiesenen Studenten ermordeten akademischen Rektor Udalrich Erbar. Daneben dann durch die Seitenschiffe verteilt Altäre der einzelnen Gewerke und Bruderschaften — rechts der Severusaltar der Tuchmacher, gegenüber der der Elbschiffer dem h. Nikolaus geweiht, daneben der des Schützenpatrons St. Sebastian, nicht weit davon St. Erhard und St. Georg für Ritter der Nachbardörfer u. a. m. Vier Priester zugleich lesen in der Kirche an je einem ihre Messe, um morgen zum Allerheiligenfeste desto mehr Zeit zu erübrigen. Betäubend schallt das Geplärre der wohl selbst andachtlosen durcheinander — man ahnt, wie schwer es den hier und dort knieenden Bürgerfrauen und Kindern wird, die etwa beabsichtigte Andacht festzuhalten.

Erst seit einigen Jahrzehnten (werden wir belehrt) ist eine Bruderschaft sämtlicher in der Kirche messelesenden Altaristen zu-

---

\*) Erst nach 1820 abgebrochen, wohl als dem östlichen Pfarrhause gegenüber das (damalige) Gymnasialgebäude Rücksicht verlangte.

\*\*) Das auch aus Zerbst (Nikolaikirche aus gleicher Zeit) bekannte, von Juden umringte Borstentier; Überschrift: *Rabini Schem hamphoras*. Wenn andre hier nur Mönche verhöhnt finden, bleibt wenigstens die Wahl des Wortes *Sch.* völlig unerklärt, wenn auch Hohngebilde der Art den Baugesellen öfter sich gestattet finden, auch grade der Kirchenmacht gegenüber.



stande gekommen. Südlich neben der Stadtkirche, ihr parallel gestreckt, gewahren wir eine kleinere gotische *Kapelle zum heiligen Leichnam* genannt, 1377 von Herzog Wenzel erbaut und zu Messen für das kurfürstliche Haus dotiert, später der geistlichen Bruderschaft ganz überlassen, welche die Begräbnisse besorgte, soweit diese nicht bei den Minnerbrüdern gesucht wurden.

Mag. Cyriacus geht weiter voran zum Ostende der Stadt, wo das Kreuzthor zur Elstervorstadt hinausführt und weiter nach Lochau. Nach einem flüchtigen Blicke auf die dem Gottesackerdienste dienende *Kapelle zum heiligen Kreuz*, sowie auf das an den vorstädtischen Brunnenplatz stoßende Siechenhaus für Aussätzige mit der vom Rat geweihten St. Bartholomäuskapelle, kehren wir zu dem von innen an das Thor sich lehnenen Augustinerkloster zurück, mit dem künstlich ausgearbeiteten, stattlich über die Mauer emporragenden Giebelfelde\*).

Um 1365 (erfahren wir) hatten die Erfolge der Minoriten auch die schwarzen Augustiner lüstern gemacht, aus ihrem Hauptsitze Erfurt eine Anzahl Brüder hieher zu entsenden. Zahlreicher noch war seit 1502 an die jüngere Hochschule und besonders um 1508 ein stärkerer Zuzug von Ordensleuten erfolgt — darunter einige gelehrtere, die auch abwechselnd in der Bretterkapelle mit Beifall predigten. Denn noch stunden zur Seite des baumreichen Klostergartens von der beabsichtigten Kirche nur die Umfassungsmauern — innerhalb des großen Raumes für das Bedürfnis des Augenblicks ein Holzbau von kaum 30 Fuß Länge.

Es gilt nun, die längste Doppelstraße der Stadt zurück zu messen zu dem Hauptziele, welches zu zeigen und zu erklären Mgr. Cyriacus verheißen hat. Westwärts vom schwarzen Kloster, vorüber an jenem stattlichen Fridericianum mit glockengeschmücktem Portale (durch die Überschrift *Bursa Sophiae*, sowie die aus- und einströmenden Jünglinge bez. Männer in bunten Mänteln mit Federbarett auf dem Kopfe und Hiebern in Hand oder Gürtel hinreichend als Musensitz gekennzeichnet), an manchen ebenerdigen einzeln stehenden Sälen vorüber, von denen die Kollegiengasse heißt, über den schon bekannten Markt nun durch die Schloßgasse an der kurfürstlichen Mühle vorbei, wo *Rische* und *Faule Bach* sich vereinigen, und dem gegenüber sich öffnenden Eingangsthor zur Herzoglichen

---

\*) Ähnlich erneut erst um 1856.



Hofburg geleitet er uns vor die Stiftskirche aller Heiligen, seit kurzem zugleich Kirche der Universität.

Zum vollen Verständnis holt unser geschichtskundiger Freund weiter aus. Rudolf I, des Reiches mächtiger Erzmarschall und zeitweiliger Verweser, Schwiegervater Fürst Albrechts II. von Anhalt-Zerbst, derselbe, welcher 1320 nahe daran war, die Brandenburgischen Lande zu erwerben und Berlin zur Landstadt der von Wittenberg aus gebietenden Fürsten zu machen — Rudolf I. also hatte um 1340 die vor alters an seine Hofburg angebaute Kapelle zu würdigerer Gestalt ausgebaut, auch reichlich mit Einkünften und meist auf Ablass lautenden Sonderrechten auszustatten gewußt. Geweiht war sie Gott dem Allmächtigen, der Jungfrau Maria und allen lieben Heiligen — Hauptwert gab ihrem Hochaltar ein darin eingeschlossener blutgetränkter Dorn aus des Erlösers Schmerzenskrone, den des Herzogs ältester Sohn und frühzeitiger Mitherrscher neben manchem goldnen Kleinod als höchsten Lohn für seine Kriegshülfe gegen England und den schwarzen Prinzen einst vom Frankenkönige Philipp erhalten hatte. Wohl in Nachahmung der Verhältnisse der in Paris kennen gelernten Schloßkapelle Ludwigs des Heiligen (daher auch jener Dorn stammte) stiftete der Kurprinz später bei der seinigen ein Rom unmittelbar untergeordnetes Kollegiatstift (Propst mit 6 Domherren) und ordnete nachher so die Pfarrkirche wie jene Annenkapelle des Boldensberges seiner Schloßkirche unter. \*) So hatte der Askanische Fürstenstamm 1422 seinen Nachfolgern aus Wettiner Geschlecht neben dem bescheidenen Schlosse eine reich ausgestattete Burgkapelle hinterlassen, bedient von den ersten Geistlichen des Kurfürstentums; doch erfuhr sie Jahrzehnte hindurch geringere Beachtung. Erst des streitbaren Friedrich in Altenburg Urenkel (Friedrich III, der Weise) lenkte seine Blicke wieder vorzugsweise auf Wittenberg.

Als Freund neuer Bauten gern wetteifernd mit seinem Magdeburger Bruder Ernst, dem Gründer der Moritzburg in Halle, faßte er den Plan eines würdigen Sitzes in der alten Hauptstadt der Kurlande. Das Jahr 1499 (noch heute über dem Schloßsportale

---

\*) Anders stellt sich der noch immer unsichere Hergang nach Jul. Köstlin: Friedr. der Weise und die Schloßkirche zu Wittenberg 1892, S. 6, 7. Die oben Cyriacus in den Mund gelegten Worte zeigen die Auffassung, an welche die 1558 in den Turmknopf gelegte von Melanchthon herrührende Darstellung des Hergangs sich angeschlossen.



sichtbar) sah Schloß wie Kirche vollendet, die im Eingange vorgeführten weiß schimmernden Gebäude. Nur zum Teil auf den Grundmauern jener Kapelle Rudolfs I. dehnte sich diese Stiftskirche als Nordflügel des Schlosses einschiffig mit dreiseitigem Chorschluss; hochgewölbt, angeblich ohne Pfeiler außer einem, von vorn herein auf steinerne Emporen angelegt, am Boden mit bunten Marmorfliessen gepflastert. Auf der Osthälfte des Daches erhebt sich ein Türmchen mit drei Glocken — über dem Portale zwei Steinbilder mit Bischofsmütze und Krone, darüber zwei heilige Frauen in betender Stellung. Im Innern bietet sich der Altar im Osten, den Raum davor schließen die buntgefärbten Rogensteingestalten des knienden Kurfürsten (sagt man) und seines Bruders Johann. Reicher Schmuck aller Art — auch außer den wertvollen Gemälden Dürers — erfüllt die Räume. 24 Mefsbücher zählt Mag. Cyriacus auf, 32 Teppiche, 18 Prozessionsfahnen, 12 Sammetdecken, 138 seidene Vorhänge, 221 Mefsgewänder und Chorkappen, 75 Gefäße von Gold oder Silber, 114 von geringerem Metalle.

Aber nicht nur der gewöhnliche Altardienst erfüllte diese Räume; sie waren zugleich ein Tempel der Wissenschaft geworden. Gleich nach Inangriffnahme des Schloß- und Kirchenbaues hatte Friedrich der Weise, der mächtige und angesehene Reichsstatthalter, seiner geliebten Kurstadt auch die höchste Stiftung kirchlicher Natur nicht vorenthalten wollen, ein *Studium generale*, d. h. Zusammenfassung aller Schriftekundigen, Lehrenden und Lernenden zu geistlicher Körperschaft mit privilegiertem Gerichtsstande, einer Universität. Die Domherren Allerheiligen bildeten den Grundstock der Lehrerschaft. Durch Wahl in der Pfarrsakristei war des Fürsten Leibarzt Martin Pollich der erste Rektor der neuen Hochschule (Deutschlands vierzehnter) geworden, deren allgemeiner Fürsprecher „bei Gott und der unversuchten Jungfrau“ St. Augustinus sein sollte, während die theologische Fakultät unter des Augustiners Staupitz Dekanate sich dem Apostel Paulus insbesondre anempfahl, die Artisten oder Philosophen der Heiligen Katharina. Noch 1502 wies das Album 416 Namen auf, darunter 24 Doktoren und Magister der freien Künste, 7 graduierte Theologen, meist Augustiner, 5 Juristen, viele Studenten vom 13. bis 40. Lebensjahre, auch ältere, um die eine Wissenschaft zu lehren, die andre zu lernen — manche Erfurt und Wittenberg zugleich angehörig. Zur Seite des Hochaltars saßen, seit 1503 die Stiftskirche akademisch geworden,



die Lehrer des Rechtes, der Heilkunde, der Aristotelischen Philosophie als Propst, Dechant u. s. f. auf ihren Chorstühlen, neben ihnen auf höherem Throne der Rektor. Dem Schiffe zugewandt war das Katheder für die großen Promotionen aufgerichtet, gegenüber am Westende für die kleinern ein zweites. Was hier geschehen sollte, meldeten Anschläge an der Außenthür. War doch in der damaligen reichen Abstufung lehrender und lernender je ein Aufsteigen (z. B. vom Baccalarius zum Licentiaten, von da zum Magister und Doktor) stets durch mündlichen Nachweis lateinischer Redefertigkeit und seiner Widerlegungskunst in allen möglichen Fragen der mittelalterlichen Philosophie — kurz durch eine Disputation bedingt.

Wie oft waren hier schon die Geister auf einander geplatzt, da der eine die Wahrheit suchte, so weit sie zu finden möglich schien, der andre seiner Streitlust die Zügel schießen ließ, ein dritter seine Kenntnisse und Gewandtheit zu zeigen strebte — sei es unter Führung des feinen und gewissenhaften Theologen Staupitz, oder seines gelehrten, aber auch leidenschaftlich heftigen Kollegen Andreas Carlstadt, des strengkonservativen rechtskundigen Propstes Henning von Havelberg, oder jenes in Theologie wie in Galens Heilkunde gleich beschlagenen Dr. Pollich von Frankenland, oder endlich des eben von Italien zurückgekehrten klassisch gebildeten Nürnbergers Christoph Scheurl. Denn wie wissensdurstige Knaben und Männer hier bald allseitig zusammenströmten, so waren auch die Lehrer durch den Kurfürsten und seine Berater wie den Schloßkaplan Spalatin von allen Orten versammelt worden.

Aber (fährt zu der Hörer Verwunderung der greise Erklärer fort) nicht minder als diese der Stiftskirche Ehren schaffende Gelehrsamkeit lag Herzog Friedrich am Herzen, daß dieselbe recht viel Schätze besitze, die unmittelbar zur Sündenvergebung und Seligkeit helfen: Heiltümer (Reliquien). Schon auf der bald nach begonnenem Kirchenbau unternommenen Pilgerfahrt nach Palästina hat er die von den kaufmännischen Mönchen und geldgierigen Mameluken dort reichlich gebotne Gelegenheit benutzt, merkwürdige und heilige Dinge aller Art zu sammeln, ja erst vor wenigen Jahren noch zur Vervollständigung in den Niederlanden aufkaufen lassen. An der Wand die Reisetafel nebst der daneben hängenden Ausmessung des Fronleichnams vom Heiligen Grabe, umgeben von



Walfischrippen, Greifenklauen u. a. dgl. — mehr noch die in einer Reihe kostbarer Schreine aufgestellte Zahl von 5005 Heiltümern verleiht unserer Kirche Glanz vor vielen größeren. Ein kürzlich 1509 hier auf Pergament gedrucktes Buch mit vielen Holzschnitten, betitelt: *Dye Zaigung des hochlobwirdigen Hailigtums der Stiftkirchen zu Wittenburg*\*), führt sie alle einzeln vor, wie sie zweimal jährlich (Montag nach Misericordias und Allerheiligen) dem gläubigen Volke gezeigt wurden — in 8 Gängen, deren jeder gehörig veneriert 100 Tage Ablass bringt. Wir blicken hinein in das Buch: Knochenstückchen und wieder Knochenstückchen von allerlei Heiligen; auch ein Restchen der Wachskerze, die man der toten Maria in die Hand gegeben; ein Holzstück von der Treppe, darunter der arme Lazarus (im Gleichnis) gelegen, bis zum letzten und höchsten, jenem Dorne aus Christi Marterkrone\*\*).

Nicht ohne Begeisterung erzählt Mag. Cyriacus von der jetzt wieder am 1. November bevorstehenden, oft unter Teilnahme der Herzöge selbst begangenen Prozession durch die Straßen der Stadt, an deren Ecken überall Altäre errichtet würden vom Zudrange der Gläubigen, deren jeder die Monstranz zu küssen sich mühet, welche das Heiltum umschließt; von dem Eifer, mit welchem die Mütter für ein Silberstück die Mützen und Kleidchen ihrer Kinder an eine heilige Partikel oder deren Umschließung halten und durch deren Berührung sie weihen lassen; von den reichen Spenden, welche das opfergeneigte Volk zu gunsten der Altäre, der Kirchen, der Geistlichen darbringen.

Es ist Mittag\*\*\*) geworden. Zahlreicher strömen die Fremden durch die weit geöffnete Thür, ihre erste Andacht an einem der Altäre zu verrichten. Noch sind die Schreine heut geschlossen; um jenen Platz zu machen, treten wir hinaus. Da kommt die Schlossgasse herab, von einem Geräte tragenden Universitätsdiener begleitet, ein Augustiner mit einer Rolle in der Hand, hochgewachsen, hager, abgehärmten Antlitzes, mit tief liegenden dunkel-

---

\*) So häufig das Schloß, die Stadt stets Wittenberg; vgl. Wartenburg a. Elbe bei dem benachbarten Dorfe Gartenberg.

\*\*) Die Sammlung wurde stets fortgesetzt und stieg schließlich noch über 19000.

\*\*\*) Nach heutiger Rechnung. Auf Lehrplänen jener Zeit erscheint 12—1 schon als erste Nachmittagsstunde.



blitzenden Augen. Ehrerbietig machen dem verehrten Lehrer die vor der Thür stehenden Studenten Platz; sie sehen, er will (eine Disputation ankündigend) das Blatt außen an die Thür heften lassen. Weit schallen die Hammerschläge.

Neugierig drängen vorübergehende Bürger heran auch wohl Landsknechte, die von frühern Schuljahren her, da sie einst geistlich werden wollten, Latein genug noch verstehen. Sie lesen und dolmetschen den andern Überschrift und Namen der angehefteten Schrift. Einige eilen fort nach der neuen Buchdruckerei am kleinen Markte, wo die Schrift noch heute gedruckt ausgegeben werden soll. „Gewiß wieder etwas (ruft Cyriacus) gegen den Ablasshandel, den die Dominikaner wie vor kurzem im Anhaltischen Zerbst, so jetzt in den Brandenburgischen Städten so schamlos treiben! Ach es wird dem D. Martinus so wenig gelingen, als dem viel gelehrteren D. Carlstadt, der erst bei der letztverflossenen Zeigung im Mai eine Anzahl Sätze gegen diesen Handel anschlug und ihn doch weiter mußte geschehen lassen. Freilich sie treibens arg genug. Obgleich in jedem Ablassbrief deutlich auf Latein zu lesen ist, daß die zum Bau der Peterskirche gezahlten Beiträge nur dem seine Sünden wahrhaft bereuenden wirksame Vergebung schaffen; obwohl ganz am Schlusse den Armen diese Briefe sogar umsonst verheißen sind: behandelt der päpstliche Kommissar Tetzl, der wegen ungebüßter früherer Strafen das Kurgeliet nicht betreten darf, doch (wie man hört) den Handel als die Hauptsache, das andre verschweigt er ganz. Schon seit 1½ Jahren predigt bald hie bald dort Pater Martinus gegen solch Wesen, das er ein Unwesen nennt, und hat viele Bürgersleute gegen sich erbittert, die den bequemen Kaufweg vorziehen und dem vornehmen Kommissar mehr glauben zu müssen meinen als dem schlichten Prediger und Mönch.“

Aber treten wir näher zu lesen, was das Blatt enthält. *Disputation* (lautet die Überschrift übersetzt) *des Theologen D. Martinus Luther zur Feststellung der Kraft des Ablasses. Aus Liebe zur Wahrheit und dem Wunsche, sie an den Tag zu bringen will Sr. Ehrwürden Pater M. Luther, der freien Künste und der Theologie Magister und derselben ordentlicher Lehrer zu Wittenberg, über folgende Sätze daselbst disputieren. Darum bittet er, daß diejenigen, so sich nicht persönlich mit ihm davon unterreden können, solches abwesend schriftlich thun mögen. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Amen.* Folgen die 95 Sätze selbst



in sechs Abteilungen, zu beachten vor allem 20. 21. 32. 36. 49. 50\*) — —.

Und nun durchheilen Sie mit mir (bitte ich) im Geiste zunächst die folgenden 43 Jahre reichster Geschichte.

*Aus Liebe zur Wahrheit* hatte der durch ernsteste Seelenarbeit abgehärmte Bruder Martin (den der Tod stets bereit, stets als ein willkommener gefunden hätte) zu jener Disputation sich erboten, die nicht hier, nicht so, wie eigentlich beabsichtigt, zu stande kam, wohl aber im großartigsten Maßstabe vom deutschen Volke, Theologen wie Laien, mit Worten und Thaten durchgefochten wurde. Die Wahrheitsliebe — meinte wohl der demütig naive Klosterbruder trotz seiner Romreise von 1511 noch zur Zeit — fehle etwa Franziskanern und Dominikanern, deren er viele als unlauter kannte. Fest aber, fester als ihm selbst sei sie seinen hohen Vorgesetzten eingegraben, vor allem dem „Heiligen Vater.“ Wie gern wollte er sich zurückziehen, sobald nur der Bibelwahrheit, welche mit allen Mitteln zu verteidigen er als Doktor der Heiligen Schrift jüngst geschworen, ihr Recht gewahrt bleibe. Das versprach er den von Fürsten und Bischöfen an ihn gesandten angsterfüllten Boten, ja noch zweimal in unmittelbaren Briefen an den Papst. Aber widerrufen, was er gesagt — er wollte es nur, würd' es ihm mit klaren Gründen als Gegenteil der Wahrheit nachgewiesen. Keiner vermochte das.

Aber Er seinerseits blieb nicht allein. Bald stund ihm in der Elbstadt selbst, ob erst 21jährig, der sprachgewandte Melanchthon zur Seite, der ihn jene halb bewiesene, halb geahnte Erkenntnis tiefer kennen und begründen lehrte. Des süddeutschen Waffenschmieds Sohn half dem Bergmannssprossen aus den Marken des Nordens das mühe- und mutvoll geförderte Erz ausschmieden zu rechter Waffe gegen Niedrig und Hoch, gegen die Neider in fremden Orden und Hochschulen, weltliche und geistliche Fürsten, soweit sie auf Worte hören mochten.

Bald galt es Leben oder doch Freiheit. Aus Augsburg war er des Kardinals de Vio drohenden Banden nach Wittenberg entronnen, um hier in jener kleinen Brüderschaftskapelle neben der Pfarrkirche am 28. November 1518 die Berufung an ein allgemeines Konzil

---

\*) Vollständig lateinisch und deutsch in meinem *Corpusculum Inscr. Vit. Wittenberg* 1883, S. 4—21.



der Kirche vor Zeugen aufzusetzen; wie hätte (wähnt' er) ein solches der Wahrheit ins Gesicht schlagen können?

Heller allmählich ward ihm aus dem Redeturnier zu Leipzig und andrem Streit die Wahrheit geboren. Noch freilich 1520 schreibt er an Leo X. als einen „*frommen Daniel zu Babylon: Zu deinen Füßen liegend bitte ich dich, Heiliger Vater, den Schmeichlern, die des wahren Friedens Feinde sind und doch Friede vorgeben, einen Zaum anzulegen, den süßen Ohrensingern, die da sagen, du seist nicht ein bloßer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe.*“

Seine Schrift *von der Freiheit eines Christenmenschen* hatte er beigelegt; Leo antwortete mit — der Bannbulle\*), Luthers ärgster Gegner Dr. Eck von Ingolstadt sollte sie verbreiten. Überall ward sie angeschlagen, Luther für ausgestoßen erklärt aus der Christengemeinschaft, „aus seines Vaters Hause geworfen“, wie später ein anderer klagte. Da zog am 10. Dez. d. J. eine Stunde nach Sonnenaufgang der vervehmte Doktor mit einigen Studenten hinaus vors Kreuzthor, um nach altakademischem Brauche den Fehdebrief zu verbrennen, zu mächtigerem Eindruck wohl da, wo man am Siechenhause der Pestkranken Kleider zu verbrennen pflegte\*\*). Luther selbst warf die Schrift samt den vermeintlichen Urkunden der Papstmacht in die Flamme mit dem alttestamentlichen Verbrennungsspruch aus Josua und wandte sich heimwärts. Die studierende Jugend aber blieb stehen, erneute und erweiterte am Nachmittag die Verbrennungsfeier zu einem großen Maskenspiele, und zog umher das Lied singend (wie in Thorn):

*O du armer Judas, was hast du gethan, Dafs du unsern  
Herrgott so gar verraten hast? Nun mußt du in der Hölle  
leiden große Pein! Lucifers Geselle mußt du ewig sein!*

Zittern erfasste in der Stadt alle ruhigen Gemüter, denen der äußere Frieden als erste Bedingung für der Hochschule Wohl erschien, zumal den gelehrten Bürgermeister Dr. Bayer. Ja der Propst der

---

\*) Sie war wohl schon älter. Lateinisch und deutsch herausg. von Prof. Dr. W. Bernhardt, Wittenb. 1891, 68 S.

\*\*) Dem *Leproserium*. Als 1817 bei Herstellung preußischer Befestigungen der Platz von den Trümmern der zerstörten Vorstadt hier gesäubert wurde, bestimmte man die Stelle der zu pflanzenden „Luthereiche“ nach der Überlieferung der „ältesten Leute“, welche einen Brunnen als Verbrennungsort bezeichneten.



akademischen Kirche, das rechtsgelehrte Orakel seiner Zeit Henning Göde, überlebte die Verbrennung des kanonischen Rechts u. s. w. nur um 6 Wochen — und die noch jetzt beim Altar vorhandene Denkmalplatte (ebenso in Erfurt) zeigt ihn die gekrönte Maria anbetend, während er einen den Kelch bietenden Engel als Versucher zurückzuweisen scheint.

Luther freilich erkannte, daß es kein Zurück mehr gebe. Die in eiligem doch heiligem Zorne vollbrachte Handlung verteidigte er alsbald durch die ruhigeren Gründe einer Flugschrift mit dem Titel: *Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind. Laß auch anzeigen wer da will, warum sie Dr. Luthers Bücher verbrannt haben!* Und am Schlusse dieser Bogen erbot er sich, in dem allen jedermann zu Recht zu stehen.

Am 18. April des Jahres drauf stund er vor seinem höchsten weltlichen Richter, Kaiser Karl und dem Reichstage, und führte seine Sache mit den Worten, die jedes Schulkind kennt. Dennoch kam zur päpstlichen Bulle die Acht des Kaisers. Offen durfte nun auch sein Landesherr ihn nicht mehr schützen, welcher grundsätzlich jedes Landeskind soweit möglich in Schutz nahm. So ward durch seine Vorsorge der Geächtete und Gebannte, dem ungefährdete Heimreise gesichert war, in Thüringen aufgegriffen und aus der innern und äußern Aufregung in die wohlthätige Stille der Wartburg versetzt, streng sich zu prüfen, ob er überall nur das Göttliche gewollt habe aus Liebe zur Wahrheit. Und er bestand vor sich selbst und legte flugs Hand an, allem Laienvolk den Beweis der Wahrheit deutsch vorzutragen. —

Aber Wittenberg? Wir verließen in heftigem Streite der Bewohner über Luthers kühnen Schritt vom 10. Dezember 1520; bald zeigte sich, daß, der am heftigsten erschienen war, vor andern im stande gewesen wäre, die übrigen zur Besonnenheit zurückzuführen. Auch bei Ruhigeren war der Zauber der Überlieferung strengen Gehorsams gegen Gebot und Zwang der Kirche schier gebrochen, revolutionäre Strömung eingetreten. Verschiedene Geistliche hatten offen ihre Vermählung begangen, dreizehn Augustiner auf einmal das Kloster verlassen und teils den Bürgern sich angeschlossen, teils den Studenten. Jüngere aus diesen Ständen drangen —, unter dem Wams bloße Messer, am 3. Dezember in die Pfarrkirche, nahmen die Meßbücher vom Altar und verjagten die amtierenden Priester. Andre rissen zwei Tage später einen Altar



der grauen Klosterkirche ein, schlugen Drohbrieife an die Pforte und nötigten die Mönche, vom Räte sich Wache zu erbitten. Ratlos stand der 24jährige Melanchthon daneben — hin und her schwankte der Entscheidung Wage zwischen den Jüngeren, die mit dem Unkraute den Weizen auszuraufen Gefahr liefen, und den der vorsichtigen Bewahrung des Bestandes geneigten Älteren.

Jene überwogen an sich: waren doch seit wenigen Halbjahren Tausende von Studenten aus allen Teilen des Reiches, ja Engländer und Schweden, Polen und Dänen, Welsche aller Art, selbst Griechen nach dieser nun auf einmal so viel genannten Hochschule gezogen. Nun trat auch einer der älteren, vor Luther angesehenen Professoren, der auf diesen letzteren längst eifersüchtigere Rektor Carlstadt auf die Seite der aus Thüringen und Sachsen verstärkten Schwarmgeister. Leitern wurden über der Hauptthür der Stadtkirche angelegt, und die Heiligenbilder (wie die heutigen Lücken nach Nord und Süd zeigen, nur Jakobus und Andreas stehen noch) größtenteils aus ihren Nischen herabgeschleudert, überflüssig scheinendes aus dem Innern entfernt. Man verwandelte die Messe in ein würdeloses *Mahl*, schloß sogar die Knabenschule daneben — was brauche man noch Studium des alten Tandes — selbst akademische Grade — Gott geb' es ja den Seinen im Schlafe!

Solcher Wirtschaft ein Ende zu machen, seine Sache vor dem Vorwurfe der Revolution möglichst zu sichern, mußte Luther zurückkommen. Gegen des Kurfürsten, seines letzten irdischen Schirmers Willen langte er am 7. März 1522 hier wieder an. Wohl eine Woche lang donnerte täglich seine Predigt (zu welcher der ohnehin oft zu vertretende kränkliche Stadtpfarrer seine Kanzel lieb) gegen die voreiligen Verbesserer des Gottesdienstes — Carlstadt und jene Schwärmer von außen zogen beschämt ab — die lat. Messe mit Ausnahme der Opferworte und fast alle äußere Ordnung ward vorläufig wieder hergestellt. Von innen heraus sollte reformiert werden, nicht des Außern Änderung den Anfang machen, sondern Belehrung über deren Notwendigkeit. Bald war dem deutschen N. Testament eine Sammlung deutscher Lieder zusammen mit einigen ältern gefolgt, mit Anweisung zu deutscher Abendmahlsfeier verbreitet durch die rastlose Wittenberger Presse — und nun war es Zeit. Am 14. Mai 1525 wurde der erste Geistliche am Hauptaltare der Schloßkirche als Gehülfe des Refor-



mationswerks ordiniert. Jetzt erhielt vermutlich auch die Kirche ein Bibelexemplar.

Am 13. Juni warb Luther, wohl auch dem Drängen des greisen Vaters, der nie der Möncherei Freund gewesen, endlich nachgebend um die adlige Jungfrau Katharina aus dem Geschlechte derer von Bora (gewesene Nonne) im Hause des Stadtschreibers Reichenbachs\*). Noch am Abend vermählte er sich mit ihr vor Schlofspropst und Stadtpfarrer; und mochten auch die Päpstlichen nie aufhören, den Bund des „bundbrüchigen Mönchs mit einer eidvergessenen Nonne“ mit Kot zu bewerfen — Wittenberg sah bald in den oberen Räumen des frühern schwarzen Klosters (heute *Lutherhaus*) ein Familienleben sich entfalten, das zum Muster vieler wurde. Zellen des umfangreichen Gebäudes, das ihm dann der Kurfürst Johann zu eigen geschenkt, bewohnten ärmere Studenten im fruchtreichen Umgange mit dem großen Lehrer, dessen theologischen Vorträgen der gewölbte Saal zur ebenen Erde diente.

Noch erinnern Fenstersitz und Tisch, Glas und Bild an Luthers einfache Häuslichkeit; noch zeigt die Überlieferung als häufiges Ziel seiner Gänge den *Luthersbrunnen*  $\frac{3}{4}$  Stunde vor dem Ostende der Stadt, in ihr selbst die Vergnügungsstätte, wo er zu Zeiten der Geselligkeit der Bürger sich anschloß, von ihrem Leben zu lernen und sie zugleich in seiner Weise lehrend. Wie ein Bann war es von vielen genommen; die edleren traten hervor, schlechtere zurück. Dr. Martinus' Studierstube wurde ein Mittelpunkt, von wo Ratschläge und Trostbriefe, Warnung und Widerlegung in Brief und Schrift ausgingen nach allen Gegenden des Reichs und auch wohl Auslands, an Fürsten und Adel deutscher Nation wie an Bürgermeister und Ratsherren der Städte, an Hochgelehrte wie an einfachere Laien, soweit der unablässige Streit mit den nimmer ruhenden Gegnern im päpstlichen Lager oder die von seinem Landesherrn befohlenen Reisen es zuließen.

Oft aber (wenns anging) trug ihn der eilende Fuß in das kaum 50 Schritt entfernte Nachbarhaus, wo des Bürgermeisters Eidam Mag. Philippus viele Hunderte von Zuhörern täglich im gewaltigen Gartensaale um sich sammelte, den außerdeutschen unter ihnen (Griechen und Italienern, Ungarn und Böhmen u. s. w., waren doch

---

\*) Bürgermeisterstraße, 2 Häuser von dem jetzigen katholischen Pfarrhause, hinter dem seit 1858 eine römische Kirche sich erhebt.



nicht selten 8—10 verschiedene Zungen an seinem Mittagstische vertreten) Sonntags vor dem Gottesdienste lateinisch das Evangelium auslegte, und Schrift auf Schrift, Lehrbuch auf Lehrbuch ausgehen ließ, an die theologischen Lehrer, in die schulbedürftigen Städte des weiten Vaterlandes, also daß in Nord und Süd damals kaum ein Gymnasium gegründet ward, dessen Grundlehrplan nicht aus Wittenberg, dessen Lehrer nicht von Melanchthon empfohlen waren. Noch liest das Auge über dem Fensterbogen, unter dem einst sein Schreibtisch stand (der Ort, wo äußerlich das Augsburger Bekenntnis entstand), zwei halbverblichene Zeilen\*), deutsch des Inhalts:

*Hier nach Norden gewandt schrieb alle die Werke Melanchthon, welche die Welt stolz wohl heute die ihrigen nennt.*

Noch prangen die Wappen einiger der von ihm geleiteten jungen Edelleute oder Patrizier an den Wänden eines Zimmers — noch trägt in der traulichen Laube\*\*) Melanchthons eingehauenen Namen ein steinerner Gartentisch, der manch ernste wie heitere Tafelrunde gesehen haben mag.

Und neben beiden fehlte der dritte nicht im Bunde, der deutsche Evangelist und Kirchengründer, Dr. Bugenhagen *Pomeranus*, in dem ehrwürdigen, oft erneuten, zur Generalsuperintendentur des Kurkreises erhobenen Pfarrhause zu St. Marien\*\*\*). Wo eine Kirchenordnung zu entwerfen, eine Gemeindeverfassung einzurichten war, in Hamburg und Lübeck, Hildesheim und Braunschweig, Herzogtum Pommern und Dänenreich — überall zeigte der Sohn der Baltenküste durch (oftmals niederdeutsche) Briefe und Gutachten das Rechte, nachdem er mit jenen beiden es beraten. Ja wenn man's begehrte, kam wohl der vielbeschäftigte selbst und weihte die evangelischen Kirchenfürsten und Prediger, ja die Könige selbst des Nordens. O wie vieles suchte und erhielt das halbe Deutschland, seit es vom Papste losgeworden, Jahrzehnte lang in jenen unscheinbaren Häusern der unscheinbaren Elbstadt! An Roms Stelle war sie

---

\*) *Ad Boream vergens oculos (oder versis oculis) hac sede Melanchthon scripta dedit, quae nunc praecipua orbis habet* — so glaubte ich 1860 noch zu lesen.

\*\*) Leider wurde der Garten Ende 1859, eh es zu hindern war, zur Hälfte an den Nachbar verkauft; noch aber stehn die Reste des geräumigen Kollegiensaals, an die Stadtmauer gelehnt.

\*\*\*) Seit 1860 mit Gedächtnistafel über dem Eingange.



vielen autoritätsbedürftigen Laien getreten; erklärlich war es, wenn deutsche Landsknechte in Kaiser Karls Heer vor den Thoren der Engelsburg Papst Klemens zum Ärger Martin Luther als Gegenpapst ausriefen. Nur ein Wink noch sei gestattet, den Einfluß auf andre Wissenschaften zu zeigen für jene Zeit.

Am gestrigen Tage 1473 ward zu Thorn Nikolaus Copernicus geboren, den das dort 1853 gesetzte Denkmal *Terrae motor, Solis Caelique stator* nennt, da er in kühnem Wahrheitsdrange eine uralte, bis dahin nicht erschütterte Überlieferung niederwerfend, die neuere Astronomie als Wissenschaft schuf. Auch der Dank der Christenheit an diesen, dem man selbst in Rom gestern einen Denkstein zu setzen nicht länger zögerte, gilt zum guten Teile der Luther-Universität. Aus Wittenbergs Mauern eilte im Mai 1539 der 25jährige Mathematiker Rhäticus zu dem ebenso gelehrten und ehrwürdigen als bedächtigen und ängstlichen Frauenburger Domherrn, fortan ihm zu Füßen zu sitzen; und erst seinen jahrelangen, vertrauenweckenden Mühen gelang es, das längst in der Handschrift vollendete, bahnbrechende Hauptwerk aus des Pultes enger Haft zu erlösen, nach Wittenberg zu bringen, zum Druck in Nürnberg zu fördern. Auch diese, den geistigen Gesichtskreis für alle denkenden Menschen so gewaltig erweiternde, Freiheit der Forschung sichernde That also danken wir mittelbar den Männern des evangelischen Roms.

Nicht umsonst aber war auch ihnen das Wort erklingen: *wirket so lang' es Tag ist*. In Wittenberg wie anderswo hielt der Tod seine Ernte. Noch ehe Luther des neuerworbenen Herdes sich freute, war Friedrich der Weise friedreich entschlafen. Wilde Rosen blühen einsam auf der feldumringten Stätte des einstigen Jägerschlösschen bei Annaburg\*), wo er den letzten Odem verhauchte. Unter Dr. Martinus' Denk- und Dankworten senkten die bestellten Diener dann die balsamierte Leiche hinab in das unter der Schloßkirche ostwärts sich hinziehende Gewölbe. Den herzoglichen Bruder hinderten die beginnenden Schrecken des Bauernkrieges, der Leichenfeier beizuwohnen, die ihm nun den Kurhut brachte. Nach 7 Jahren mutigen Bekenntnisses und Kampfes stand auch sein Leichnam vor jenem Altar aufgebahrt 1532. Der fürstlichen Brüder Gedächtnis aber

---

\*) Jetzt im Volke *das Schlösschen* genannt, etwa 4 Kilom. westwärts vom Schloß Annaburg, durch Pastor Dr. Seyler von neuem ausgezeichnet.



blieb lebendig unter allem Volk und wird es bleiben, so lange man von den Segenzeiten der norddeutschen Reformation reden wird, auch wenn die Erzbilder rechts und links vom Altar, durch welche sie die Künstlerhand der Brüder Peter und Hans Visscher dem Beschauer jetzt noch leiblich vergegenwärtigt, der Zeit werden zu trotzen aufgehört haben.

Und zu den Wettinschen Fürstenbildern gesellte sich ein Jahrzehnt später noch dies und jenes Grabrelief der vorangegangenen edeln Askanier, an die Zeit kirchlicher Finsternis zu erinnern. Als die Zellen der Minnerbrüder alle leer stunden und jene Franziskanerkirche überflüssig schien, so daß man sie im Hinblick auf nahende Belagerung zum Kornhause einzurichten beschloß: trug Melanchthon Sorge, daß die best erhaltenen Steinbilder in die Universitätskirche versetzt würden\*). Der aber zu dem lebenden Fürsten hier so gewaltig, so trostreich an der Entschlafenen Särgen geredet — Vater Luther selbst war der nächste, um den an gleicher Stelle die Thränen aller Wittenberger flossen. Von schluchzen an Vollendung der Rede verhindert, weihte Bugenhagen den von der Eisleber Geburts- und Sterbestätte hieher gebrachten müden Leib des Reformators, mit dem er als sein Timotheus manch Jahr im heiligen Ernst wie in Heiterkeit der Familien verlebt, zur Grabesruhe.

Auch die Stürme des gleichfolgenden Jahres durften diese nicht stören. Nicht länger hatten Joh. Friedrich und Landgraf Philipp dem offenen Kampfe gegen den Kaiser ausweichen mögen — auch von der Kurhauptstadt vermochten sie das Heer der Päpstlichen nicht abzuhalten. Als der Kriegslärm näher drang, zerstob die Hochschule größtenteils. Mit den meisten Lehrern, denen die Hörer fehlten, ging Melanchthon als treuer Beschirmer der Witwe Luthers (die später ihre Grabesruhe in Torgau finden sollte, während die frühgestorbene Tochter Elisabet allein von der Familie im alten Gottesacker ruht\*\*) zunächst nach Zerbst.

Fester fühlten die Geistlichen der Pfarrkirche sich an die Stätte ihres Wirkens gebunden. Aber wüste stunden die Dörfer, leer-gebrannt die Trümmer der Vorstädte, an der Landstraße lagen den Vögeln zum Fraß Leichen Erschlagener. Von der Plattform der

---

\*) Vgl. oben S. 107.

\*\*) Ursprünglich in Reihe links, etwa 100 Schritte links, jetzt ist der Stein in die Thormauer versetzt!



Kirch- und Schloßstürme (die man ihrer Spitzdächer beraubt) starrten Falkonette und Feldschlangen, die Spanier zu empfangen. Da kam die überraschende Kunde von des Kurfürsten Gefangennahme bei Mühlberg; bald erschien der Feind selbst vor den Thoren. Schreck und Jammer erfüllte sie, als man im Westen am Bistritzerbach, Bleesern gegenüber\*), das Kaiserzelt spannen sah; in jener Zeit dichtete ein frommer Mund in Wittenberg das Lied: *Wenn wir in höchsten Nöten sein*. Auf bestimmte günstige Bedingungen hin ward die Stadt geöffnet. Karl selbst, begleitet von König Ferdinand, ritt durch die Straßen der, wie versprochen, nur von deutschen Truppen besetzten Kurstadt bis über den Kirchplatz, betrachtete die Marienkirche von außen, entblöbte auch beim Anblick des ihn hier überraschenden Kruzifixes an der Ostseite\*\*) sein Haupt und gab Befehl, daß der evangelische Gottesdienst (dessen Würde die spanischen Fremden trotz sprachlicher Unkenntnis deutlich inne wurden) in nichts gehemmt werde. Wohl mochte mancher päpstliche Eiferer damals an Ausgrabung der Gebeine des Erzketzers denken — Karl hätte sie nicht gelitten\*\*\*).

Aber des Landes Herrschaft ging nach des Kaisers Willen von den Ernestinern an Herzog Moriz über, den eine Zeit lang durch Neid verblendeten Albertinischen Vetter des unglücklichen Kurfürsten. Erst nach langer Gefangenschaft, die Wittenbergs Bürgermeister und erster Künstler Cranach (der ältere) unablässig mit ihm teilte, konnte Joh. Friedrich in die gebliebenen Thüringischen Lande zurückkehren, um dort in Nachbildung der verlorenen Kurstadt die dritte evangelische Hochschule Jena zu gründen. Melanchthon freilich kehrte, da mit dem Frieden die von Moriz kräftig gehobene Hochschule wieder in Wittenbergs Mauern einzog, mit ihr in das längst zur neuen Heimat gewordne zurück, um fast anderthalb Jahrzehnte noch sie durch seine Einsicht zu leiten — nicht ohne bittere Kränkung seitens derer, die von ihm in jeder Hinsicht Luthers Überzeugung, Luthers Festigkeit verlangten. Am 19. April

---

\*) Wo ein Ackergebiet heut noch *Kaiserlager* heißt.

\*\*) Noch lassen in der leer erhaltenen Nische Schatten sich erkennen vom Kreuz, Maria und Johannes.

\*\*\*) So ergreifend auch auf Teichs herrlichem Bilde die Gestalten des Kaisers, Albas, Cranachs u. a. die Überlieferung darstellen, der geschichtliche Quellen älterer Zeit leider fehlen. Vgl. Dr. Wentrup im Wittenb. Gymn.-Progr. 1861, S. 18f.



1560 hatte der 63jährige ausgelitten. Innerhalb des evangelischen Lagers war der Streit bereits entbrannt, ob und wie weit man den Schweizern die Hand reichen dürfe trotz der Abendmahlsunterschiede — umsonst wohl hatte Melanchthon noch in den letzten Stunden Christi Mahnung auf den Lippen wie im Herzen geführt: *Lafs sie eins sein in uns, wie auch wir eins sind.*

Grade vor den Kirchenständen der Philosophenfakultät, wo er im Leben gesessen, senkte man sein Sterbliches ein, wie Luthers Grab dicht vor der Kanzel ausgewählt worden war\*). So umschlossen nun die Mauern desselben Gotteshauses die Leiber der fürstlichen Schirmherren des an und in ihm begonnenen Werkes der Reformation, wie neben einigen andern der beiden Männer selbst, deren gewaltiger Geist sie ins Leben gerufen und, so weit ihnen vergönnt war, durchgeführt haben. Ihre Seelen aber waren hinübergegangen in das Jenseits, von den irdischen Mängeln, die ihre Feinde so herzlos hervorzuziehen wußten, befreit, vereint mit den im Leben noch äußerlich geschiedenen mutigen Mitkämpfern gegen das Papsttum. Im Sinne vieler sang vor wenigen Jahren ein elsassischer Dichter:

*Und waren sie auch hier geschieden, wo noch im Streit  
die Kirche liegt;  
dort oben wandeln sie in Frieden, wo treuer Glaube ewig siegt.*

---

\*) Erzplatten mit erhabener Schrift ganz gleicher Form decken die Gräber noch heute, erst 1891 bei der Kirchnerneuerung gleichmäßig erhoben. Vermutlich wurde die Inschrift Melanchthons zuerst entworfen und die schon 1546 von Johann Friedrich geplante, aber durch Krieg und Herrschaftswechsel in der Ausführung gehemmte Luthersche nun erst nach der Melanchthonschen als Simile etwas eilig ausgeführt. So etwa erklärt sich das arge Versehen derselben. Denn wenn die Zahlenangaben bei Melanchthon unanfechtbar schließen . . . *m(ortem) o(ccubuit), c(um) v(ixisset) an. LXIII m. II. d. II*: so schließt diejenige Luthers unbegreiflich *m. o. c. v. ann. LXIII m. II. d. X*. Sind doch vom 10. Nov. bis 18. Febr. sicher nicht zwei, sondern drei Monate, auch 10 Tage nur, wenn bei beiden Monaten summarisch je 30 Tage, als Geburtsjahr 1482 angenommen wird. Freilich galt es sogar der Mutter des Reformators selbst als ungewiß, auch M. Luther rechnete eine Zeitlang Melanchthon dem Astrologen zu gefallen 1484 — doch gab Jakob Luther bestimmt an, in der Familie habe man mit wachsender Sicherheit 1483 angenommen. Vgl. G. Stier, *Corpusculum Inscr. Vit. Wittenberg* 1883, S. 33, 164. — Das in der Nähe jetzt der Südseite der Kirche eingefügte lebensgroße Messingbild Luthers ist ein erst bei jüngster Herstellung genommenes Abbild des in Jena Sec. XVI, wohl von Kurf. Joh. Friedrich gesetzten *Epitaffium* (so 1546).



*Dort oben stehn sie mit den Palmen vereint vor des Erlösers Thron,  
und feiern unter Himmelspsalmen die eine sel'ge Kommunion.*

Ferner als jeder andern lagen jener Zeit die Unionsgedanken unseres Jahrhunderts. Auch über Melanchthons Grabesruhe brausten bald Stürme vornehmlich geistiger Art dahin. Noch zu wenig war die Lutherische Kirche der Menschenautorität entwöhnt; die Inhaber der Lutherkathedr wähten schon dadurch sich gefeit und vor allem Irrtume das gesichert, was *ex cathedra Megalandri* (wie man zu rühmen liebte) in die Presse gelangte.

Der Vermittlungsschritt zwischen Sachsen und Schweizern, den Melanchthon von jener, Calvin von dieser Seite in der Abendmahls-sache gethan, um in der Mitte fast schon zusammenzutreffen, wurde dem ersteren und seinen Philippisten bald als Abfall von Luthers Nachfolge gebrandmarkt. Nicht ohne Wehmut könnten wir hier eines Leonh. Hütter, Calov u. a. samt ihrer Zeit gedenken. Die aber, welche 1667 in der Schloßkirche durch eine (150 Quartseiten im Druck haltende) pomphafte Jubelpredigt das 150jährige Gedächtnis des Reformationsbeginns feierten, der erst damals auf den 31. Oktober bestimmt wurde, dünkten sich die echten Erben und freuten sich des gereinigten und geschmückten Prophetengrabes. Noch über manches Wittenberger Bürgerhauses Thür nach Straße oder Hof zu prangt aus jenen Zeiten die Inschrift:

*Gottes Wort und Lutheri Schrift  
Ist des Bapst und Calvinis Gift,*

oder vollständiger:

*Gottes wort, Lutheri lehr Vorgehet nun noch nimermer,  
Vnd obs gleich bisse noch so sehr Die Calvinisten an ihr ehr;*  
während man billig die zweite Hälfte dieses letzten Spruches wegließe, wie anderswo geschah.

Wieder verging ein Jahrhundert. Nicht bloß bei dem bald darauf zum Papsttum übertretenden Beherrscher der Kurlande mit Wittenberg mochte die einseitige Betonung der Glaubensform zu fortgesetzter Verflüchtigung des Inhalts geworden sein. In der dann folgenden Aufklärungszeit sank, als man Melanchthons 200jähriges Todesgedächtnis charakteristisch genug nur durch eine Denkrede über seine Verdienste um Physik und Mathematik feierte, über den Reformatorengräbern das ehemalige Schatzhaus Lutherscher Reliquien mit samt jener eichenen Thesenthür in Trümmer unter den Kugeln der belagernden Reichsarmee, vor denen Friedrichs d. Gr. Truppen auf



nur wenige Zeit in die jener erst entrissene Elbfestung sich geflüchtet hatten. Erst 1770 war sie leidlich wieder hergestellt. Aber fast wie Nehemias greise Begleiter bei des neuen Tempels Einweihung laut weinten im schmerzlichen Gedenken an den Salomonischen, so erschien die hergestellte Schloßkirche vielen nur als schwächeres Abbild der früheren. Doch hatte man ihr nun den Schloßsturm zu eigen gegeben. Die Festungswerke fielen; Friedenszeiten schienen wiedergekehrt, um zu bleiben — es war wenigstens für ein Menschenalter.

Vom 20. Oktober 1806 an 4 Monate lang fand in ganz Wittenberg auf eines Franzosenkaisers Befehl kein öffentlicher Gottesdienst statt; alle Kirchen waren zu Lazaretten, Provianthäusern, Rofsmühlen eingerichtet; und nach kurzer Unterbrechung ertönte am Napoleonstage 1813 in der ehrwürdigen Pfarrkirche das *Salvum fac Napoleonem* mit begleitendem Trommelwirbel und *Vive l'empereur*. Schrecklicher fast noch als die Belagerungen von 1546 und 1760 erschien den erlebenden die preußische, da in der Nacht vom 28. September u. a. der Turm der Schloßkirche zu brennen begann und von neuem das ehrwürdige Erinnerungsmal teilweise in Trümmer sank. Vier Monate später war Festung und Stadt in den Händen Friedrich Wilhelms III, sich allmählich von den Drangsalen zu erholen. Überreichen Ertrag lieferten die von den Alpen bis Schottland hin angestellten Sammlungen für die im Kriege verarmte Lutherstadt.

Die Herstellung der Schloßkirche vor allem ließ der König sich angelegen sein; nicht würdiger konnte der mächtigste, nun freilich schwer heimgesuchte evangelische Fürst des Festlandes den Besitz der Wiege der Reformation antreten\*). Derselben 300jähriges Andenken am 31. Oktober 1817 feierte der König mit mehreren Prinzen persönlich anwesend in der Schloßkirche, indem er diese dem an Stelle der still verblichenen (in Personen, Stiftungen und Namen mit Halle vereinigten) Universität getretenen Predigerseminar überwies.

Am nämlichen Tage legte er den Grundstein zu dem nun den Markt zierenden Standbilde Luthers von Schadow, und zwar (wie die Aufschrift der Deckplatte wörtlich sagt): *Zum Denkmale des Dr. M. Luther und der Vereinigung beider evangelischen Kirchen.*

---

\*) Siehe näheres unten im Anhang.



Denn das war die nächste Frucht des unter Napoleonischer Drangsal wieder erwachten, in allen Liedern eines Arndt, Körner, Schenkendorf wiederklingenden Glaubens und Hoffens auf die Gerechtigkeit eines persönlich die Welt regierenden Gottes, daß die von gleich warmer Überzeugung erfüllten sich brüderlich zusammenschlossen aus allerlei Kirchengemeinschaften, wie viel mehr aus den beiden Schwesterkonfessionen, deren Trennung schon im 16ten Jahrhundert nicht nur ein Zwingli und Melanchthon oft mit bitteren Thränen beklagten.

Friedrich Wilhelms III. edle Söhne erbten des verewigten Heldenvaters Teilnahme für die Reformatorenstadt. Seit 1858, da sie die Regierung tauschten, trägt das Portal der Schloßkirche in Reliefschrift den Wortlaut jener 95 Sätze auf ehernen sechsspaltigen Thürflügeln mit würdigem Bilderschmuck, überragt von Statuen des fürstlichen Brüderpaars aus jener Geistesheroenzeit, ein letztes Geschenk Friedrich Wilhelms IV. \*) Und wenn auch von jenem Franziskanerkloster nur die Grundmauern noch stehen als Teile eines militärischen Gebäudes am Arsenalplatze: wo Augustiner einst aus- und eingingen, ragt heute noch über dem der Hauptsache nach erhaltenen Gebäude mit reich erneutem Giebel ein schützendes Dach, über weit gedehnten Räumen voll von Erinnerungen und Bildern, welche die handelnden Männer der Reformationszeit uns vergegenwärtigen — ebenso wie die zu einem kleinen Bildermuseum umgeschaffene Leichnamskapelle südlich neben der Pfarrkirche\*\*), während aus Luthers Zeit selbst (1540) der ebenerdige Eingang neben dem Treppenaufgang als Geschenk seiner Gattin herrührt.

Auf dem Markte aber, zwischen Cranachs wenigstens zum Teil erhaltenem Wohnhause und dem unter ihm zuerst so stattlich aufgeführten Rathause, hat zu jenem Lutherdenkmale ein Standbild seines treuesten Helfers sich gesellt, des geistesgewaltigen *Praeceptor Germaniae* — begründet und geweiht (unter Teilnahme des Erben askanischen Fürstenruhmes) durch den heute als Deutschlands Kaiser gebietenden zweiten Königssohn. Den ersten Platz aber

---

\*) Den mancher ungern nun auf der *Gedächtnistafel* von 1892 vermißt, wo von Fürsten Friedrich d. Weise, Friedr. Wilh. III, Kaiser Wilh. I, Friedrich III, Wilh. II. genannt sind. S. Wagner die Schloßkirche, S. 50.

\*\*) Über die neuerdings so gewaltig erweiterte *Lutherhalle* im ersten Stocke des Lutherhauses s. Genaueres Dr. Schild, Denkwürdigkeiten Wittenbergs 1892, S. 33—40.



unter allen Erinnerungsstätten Wittenbergs behält die Schloßkirche. Daß ihre 500jährige Geschichte — nach einander geknüpft an drei edle Fürstenhäuser — zugleich möchte man sagen in verjüngtem Maßstabe eine deutsche Reichs- und Kirchengeschichte darstellt, gestatten Sie mir schließlich in wenigen rückblickenden Worten anzudeuten. Gegründet, erneuet und geschmückt unter des Papstes Herrschaft, von den erlauchten Häusern Anhalt und Wettin, die bis in die neuste Zeit zum Heil ihrer Völker oft einander die Hand gereicht, wurde jene Kirche gleichwohl Wiege und Warte der Deutschen Reformation, wie Hüterin der Gräber ihrer Herolde und Pfleger. Lange ward des Höchsten Wort darin augenscheinlich nach Seinem Wohlgefallen verkündet. Allmählich aber neigten sich des Wortes bestellte Verkündiger zu kaum verlassenen Verirrungen; einer Zeit liebloser Glaubenswächter drohte alles positiven Glaubens Vernichtung zu folgen, welscher Unglaube in deutsche Herzen sich einzuwühlen — da sank mit dem unsichtbaren Gebäude auch eins der sichtbaren Geburtshäuser in Asche, um erst nach langen Drangsalen mit dem Reformationsjubelfeste 1817 (der Epoche des allgemeiner wieder erwachten religiösen Gefühls) auch seine Erstehung aus Schutt und Asche zu erleben und jüngst (da bei vielen die Früchte jener Blüten gezeitigt sind) durch ein neues, ein evangelisches Kaisergeschlecht kostbarsten Schmuckes theilhaftig zu werden.

Und wenn am 31. Dezember 1817 in Wittenberg ein einfaches Neujahrslied\*) den Jahresbeginn u. a. mit folgenden Worten feierte:

*Kennt ihr das Grab? Es birgt im engen Raum*

*Des großen Lebens ird'sche Überreste!*

*Noch wächst, noch blüht der evangel'sche Baum,*

*Der Pflanze ruht in tiefer Grabesfeste.*

*Sein Schatten mahnt — die gläub'gen Fürsten knieen,*

*Kein Pilger mag dem Ort vorüberziehen. —*

*Kennt ihr das Haus? Ein Rudolf baut' es klein,*

*Ein weiser Friedrich führt' es in die Höhe;*

*Der Zeuge\*\*) macht's vom falschen Wesen rein.*

*Daß es zum Dank für reine Lehre stehe,*

---

\*) Verfasser Karl Imm. Nitzsch, Diak. d. Schloßkirche 1811—17.

\*\*) M. Luther, mit Beziehung auf Off. Joh. XI, 1. XXII, 16.



*Ist es durch Lutherslieb' in allen Landen  
Von jedem Falle neu und schön erstanden —  
so möcht' ich nunmehr heute hinzufügen:*

*Wenn unser Volk je Welschen obgesiegt —*

*Treu', Glaube, Wahrheit schwang's als schärfste Waffen,  
Der schlichte deutsche Mann, des Staub dort liegt —*

*Mit Gott hat er das Rüstzeug neu geschaffen:*

*Drum soll heut bis zu spätesten Enkelkindern*

*Sein Volk ihm nimmer seine Ehre mindern.*

---

### Anhang aus der Gegenwart.

Wittenberg hat besonders in den letzten Jahrzehnten noch viel erlebt. Daß dies zum Teil, zumal betreffs des Lutherhauses (Lutherhalle) und der Schloßkirche erst so spät geschah, unbefangen und gerecht zu beurteilen, empfiehlt es sich, auf den Beginn seiner preußischen Zugehörigkeit zurückzugehen. Als sächsische Universität bis 1806 immer noch von weit, namentlich auch von Ungarn her, viel aufgesucht, Hauptstadt des alten Kurkreises, der im Norden noch Belzig und Brück, in Süd und West noch Eilenburg u. a. umfaßte, von nahen Vorstädten umgeben, die vielfach den Studenten dienten, war es seit 1764 ohne eigentliche Befestigung, und man hoffte schon statt dessen auf reiche Anlagen, als Napoleon Erneuerung derselben befahl, aber auch Aufgabe der einstweilen nach Schmiedeberg ausgewanderten Universität. Es lag den mit der Vergangenheit der Lutherstadt vertrauteren Einwohnern nahe genug, von der Rückgabe in deutsche Hände, wenn sie ihr Zeiger auch nach Berlin statt Dresden wies, die Erneuerung der Hochschule als Wiege der nordischen Reformation und reiche Herstellung vieler baulichen Vorzüge von früher her zu erwarten; zumal D. K. L. Nitzsch (bisher General-Superintendent des Kurkreises und hochgefeierter Universitätsprofessor) erschien als Stimmführer\*). Als 5jähriger Knabe hatte er den Einzug der preußischen Feinde erlebt, die Beschießung von 1760 (wo die Reste der Lutherzeit gewaltig litten)

---

\*) Sofern es sich um Änderung der Schloßkirche ohne Rücksicht auf Luthers Zeit handelte.



als 9jähriger, wie ich ihn selbst gelegentlich erzählen hörte. Man vergegenwärtige sich, wie die ältern Sachsen noch von 1814 über Preußen denken mußten, einen Staat, dessen Unterthanen bis zum Tilsiter Frieden wohl zur Hälfte weder Deutsche noch Evangelische waren. Es war eine gewaltige Enttäuschung, daß 1815 die Stadt preußische Festung blieb, Lutherhaus und namentlich Schloßkirche an deren Werke anschloß, die Hochschule an Halle abgab, den Kurkreis zu dem viel geringeren Wittenberger Kreise zusammenschrumpfen sah. Man vergleiche die langsame Stimmungswandlung in den Elbherzogtümern, in Hannover, den Reichslanden; sehr allmählich auch starben die alten Wittenberger aus, mehrte sich die Einwanderung preußischer Beamten und Geschäftsleute, während jene noch immer gelegentlich die Wünsche: *Kehrt Lehrer wieder, fällt Wälle nieder* in Transparenten u. dgl. auszusprechen wagten. Noch D. Heubner (Superint. 1832—53) erhielt auf die dringende Bitte, den zu Montierungs- und Kanonenkammern umgearbeiteten Turm der Schloßkirche für diese zurückzuerhalten, die doppelte Antwort von des Königs Majestät, das werde der Kriegsminister nie zugeben, aber freilich, Wittenberg habe viel verloren dadurch, daß es preußisch wurde. Noch 1864 wurde der Wittenberger Brückenkopf Haftort für dänische Kriegsgefangene, noch 1866 das Südglacis der Wälle für den Krieg gegen Sachsen in stand gesetzt, bez. rasiert; erst November 1874 begann die erfolgreiche Entfestigung der Stadt, vor allem auch wichtig für Lutherhaus und Schloßkirche.

Inzwischen waren die Studien der Reformationsgeschichte gewaltig fortgeschritten, von Marheinekes Geschichte 1817 durch die Feier- und Festschriften hindurch von 1830, 1846, 1858—1860, 1875 (Luthers Leben von Köstlin); nachdem noch 1617 niemand, auch in Wittenberg nicht, daran gedacht, ein Jubiläum zu begehen. Friedrich Wilhelm III that was irgend die Zeit erlaubte: in der nach Kräften würdig hergestellten Schloßkirche weihte er statt der Hochschule das aus allen Teilen Preußens gesammelte Seminar\*), legte auf dem Markte den Grundstein zum Denkmale Luthers und eben der Union, welche das reformierte Königshaus mit den neuen Unterthanen ver-

---

\*) Es war wohl nicht ohne Bedeutung, daß der erste der damals eingetretenen Kandidaten (Heinrich Eduard Schmieder) später vier Jahre lang der erste evangelische (Gesandtschafts-) Prediger in Rom war und erst vor wenigen Monaten im hundertsten Lebensjahre wieder in Wittenberg starb, nachdem er auch diesem 45. Jahre als Geistlicher angehört.



binden sollte. Auf welchen Ersatz schon sein Sohn für die Schloßkirche sann, verriet erst 1846, wenn man auch ihren Kunstwert nicht vor August 1875 amtlich würdigte.

Es war ein mit Wehmut erfüllendes Ereignis, daß eben dieser kunstsinnige König die Einweihung seiner Prachtthüren und Fürstenbilder mit Lavagemälde nicht mitfeiern konnte, nachdem für die Erneuerung des Turms sogar die Mittel schnöde abgeschlagen worden — ja daß dann auch der eifrige Hersteller der Kirche, Kaiser Friedrich, die Vollendung nicht erleben sollte. Erst 1892 zum 375jährigen Gedächtnis der Thesenthat\*) sollte sie durch Kaiser Wilhelm II in würdigster Weise erfolgen an der Spitze der Vertreter aller evangelischen Deutschen, nicht ohne entsprechende Teilnahme von Großbritannien, Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Der feierlichst vollzogenen Kirchenweihe selbst folgte durch des Kaisers Majestät im Lutherhause die Verlesung und sodann Vollziehung der entsprechenden Urkunde, aus der wir folgende Abschnitte hier mitteilen:

— *Mit Mir haben die Mir verbündeten evangelischen Fürsten Deutschlands und die Vertreter der freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, welche neben Mir diese Urkunde mit eigenhändiger Namensunterschrift vollziehen, sowie zahlreiche Vertreter der evangelisch kirchlichen und Staatsbehörden, des Adels, der evangelischen Geistlichkeit und aller Stände des evangelischen Volkes der feierlichen Handlung beigewohnt.*

*In evangelischer Glaubensgemeinschaft haben Wir den Allmächtigen, gnadenreichen Gott in heißem Gebete angerufen, Un-*

---

\*) Hier nennen wir als mit Bildern geschmückt: 1) Wittenbergs Denkmäler, von J. G. Schadow. Zimmermann 1825. — 2) G. Stier, die Schloßkirche. Ebenda 1860. 2. Aufl. 1873. — 3) Dr. Schild, Denkwürdigkeiten Wittenbergs. Herrosé 1892 (von den Bildern ist ein Teil aus 2) entlehnt). — Ferner 4) die bis jetzt vollständigste Übersicht über die Schloßkirche in ihrer neuen Gestalt: Wagner, die Schloßkirche in Vergangenheit und Gegenwart. Wunschmann 1892. 5) Wattrodt, die Einweihung der Schloßkirche in Wittenberg 31. Oktober 1892, Wittenberg. — Endlich als Hauptwerke: J. Köstlin, Friedrich der Weise und die Schloßkirche zu Wittenberg. W. 1892. L. Witte, die Erneuerung der Wittenberger Schloßkirche eine That evangelischen Bekenntnisses. W. 1893. Zu erwarten scheint vornehmlich noch ein künstlerisches Werk von [der Hand des in Kaiserlichem Auftrage jetzt in Jerusalem beschäftigten] Baumeisters P. Groth.



serem evangelischen Volke die Segnungen der Reformation zu bewahren, Gottesfurcht, Nächstenliebe und Unterthanentreue in Unsern Landen zu mehren, Unser Deutsches Vaterland in seiner gnädigen Obhut zu behalten, redliches Streben und Schaffen in allen Berufszweigen mit Seinem Segen zu krönen, Uns und allen Unsern Mitchristen durch Jesum Christum ein seliges Ende in der Gewissheit einer fröhlichen Auferstehung zu bescheren. Wie Wir zu dem die gesamte Christenheit verbindenden Glauben an Jesum Christum, den Mensch gewordenen Gottessohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, Uns von Herzen bekennen und wie Wir zu Gott hoffen, allein durch diesen Glauben gerecht und selig zu werden, also erwarten Wir auch von allen Dienern der evangelischen Kirche, daß sie allezeit beflissen sein werden, nach der Richtschnur des Wortes Gottes in dem Sinn und Geiste des durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Christenglaubens ihres Amtes zu warten, das Volk zu Gottesfurcht und Unterthanentreue, zu herzlicher Liebe und Erbarmung gegen alle Mitmenschen, auch gegen die Andersgläubigen, anzuleiten u. s. f.

So steht die Schloßkirche nun als hervorragendes Denkmal der nordischen Reformation im Schmuck reichster Bildwerke da mit dem ihr zugehörigen 88 Meter hohen, dem ursprünglichen ähnlich gebildeten Turm, den vor allem die weithin leuchtenden Anfangszeilen des Lutherliedes auszeichnen:

*Eine feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen.*



## Hektors Gang vom Lager zur Stadt

(Ilias VI).

Gelesen in der Zerbster Litteraria 26. April 1887.

— Die Litteratur europäischer Völker beginnt für uns mit der Ilias, die wir mit Herodot ins 9. Jahrhundert v. Chr. setzen wollen. Sie ist zunächst ein einheitlich angelegtes Kunstepos, nach Form und Wendungen entsprechend den Heldenliedern der vorangegangenen Zeiten verfaßt, auch inhaltlich größtenteils auf ihnen ruhend. *Achilleus' Groll* ist ihr Vorwurf, zuerst der um die Briseïs gegen Agamemnon, sodann der gegen Hektor um Patroklos.

Den Anfang des Zwistes mit Agamemnon zeigt das erste, die *Expositio* bildende Buch, das letzte als *peroratio* die volle Versöhnung mit Hektors Vater. Die Handlung beider Bücher zusammen beansprucht mehr als 20 Tage (einschließlich jedesmal einer Wartezeit von 11). Das 2. bis 23. Buch führen uns in breiterer Darstellung vor, was innerhalb 8—10 Tagen vor oder in Ilios geschehen.

Ein Apollonpriester aus dem Troerreiche, von Agamemnon barsch abgewiesen, da er gegen genügendes Lösegeld seine kriegsgefangene Tochter zurückerbittet, veranlaßt um Rache bittend seinen Gott, die Achäer durch Pest zu strafen. Diese währt neun Tage. Die von Achilleus endlich berufene Heeresversammlung zeigt in geschicktester Gliederung nach fünf Auftritten, daß der Oberkönig die Hauptschuld trägt, da er unbilliger Weise die ihm persönlich überwiesene Sklavin nur gegen sofortigen Ersatz zurückgeben will, den er ungerecht genug von Achilleus verlangt; wie diesen nun die plötzlich ihm sichtbar erscheinende Göttin Athene von leidenschaftlicher Gegenthat zurückhält; wie auch Nestors Vermittlungsversuch fehlschlägt. Um des Volkes willen gibt Achilleus nach,



aber dem Oberfeldherrn sagt er den freiwillig gelobten, so schlecht belohnten Gehorsam nun auf, und bittet seine Mutter, die einflussreiche Meeresgöttin Thetis, ihm Genugthuung von Zeus zu schaffen. Nachdem Agamemnon dem Priester die Tochter versprochenmaßen zurückgegeben (durch Odysseus als Gesandten) und so das Ende der Pest veranlaßt, erlangt Thetis von Zeus Zusage ihres Wunsches, obwohl dieser dauernden Zwist mit Hera, der er Trojas Zerstörung schuldet, als Folge der Niederlage der Achäer voraussieht; nur vorläufig vermag Hephästos' Scherzrede die Eltern scheinbar zu versöhnen.

Auf dreierlei Schauplatz (Ebene vor Troja, Chryse, Olymp) werden uns 7 Bilder vorgeführt. Von den Achäerhelden haben wir den obersten, den tapfersten, den ältesten und den gewandtesten kennen gelernt; von Troerseite nur einen Bundsgenossenpriester; von den Göttern (außer Zeus und der zum Olymp nicht gehörenden Thetis) drei griechenfreundliche und einen griechenfeindlichen. Auf Erden wirkt der Groll offen fort, im Olymp insgeheim — der Doppelknoten ist geschürzt, mit Spannung tritt der Hörer ein in Buch II\*).

Dieses ergänzt die Vorführung der wichtigsten Fürsten durch die des Heeres. Zeus versucht (der Gattin unbemerkt) allgemeinen Kampf — wie er bisher so dicht vor Ilios noch nicht stattgefunden — zu erregen durch einen an Agamemnon gesandten Traum. Wir sehen den diesem folgenden König in Schwanken und Ratlosigkeit, wie er der ratenden Hülfe vornehmlich auch Nestors und Odysseus bedarf, wie nach Achilleus' Kränkung und Rücktritt der Widerspruch im Heere nun unerwartete Worte findet und nur eben durch Odysseus zum Schweigen gebracht wird. So gelangt der Dichter zur Ordnung des Heeres, dessen Fürsten und Völker er im Geiste noch einmal an Troas' Küste landen sieht (*Schiffskatalog*). Zuerst die Mittelgruppe aus Hellas, ihr folgen als 2te die Peloponnesier, als 3te die Inselbewohner mit Einschluss der Nachbarküste, als 4te die Thessaler — 644 Schiffe in beiden Mittelgruppen, beinahe ebenso viel in beiden andern, 44 Führer mit ihren Leuten aus 177 Ortschaften werden uns vorgeführt, dann eine Übersicht über die Wagenstärke, endlich summarischer das von  $3 \times 9$  Führern geleitete Heer der Gegner, der wieder dreifach geteilten Troer, Dardaner und Bundesgenossen.

---

\*) Vgl. Homers Ilias erklärt von G. Stier, Gotha 1886 I, S. 51.



Buch III macht uns näher mit den Troern bekannt. Hier prunkt Paris als Vorkämpfer, alsbald von Menelaos, dem Mitbewerber um den Siegespreis Helena zum Einzelkampfe gefordert. Die Vorbereitungen des zum Waffenstillstand nötigen Vertrages führen uns nach Ilios. In der *Mauerschau* werden dem über dem Thore sitzenden Priamos und seinen Geronten von Helena die vornehmsten Griechenfürsten charakterisiert — 7 an Zahl: nach dreien fragt der König, über drei andre gibt Helena ungefragt Auskunft, den Menelaos (der in Troja insgeheim Gesandter gewesen) schildert Antenor (Priamos' *Gegenmann*). Der Vertrag nun, von den Oberkönigen selbst abgeschlossen, sichert, falls Menelaos siegt, diesem Helenas Rückgabe mit allem Raube; falls Paris siege, Abzug der Achäer. Im Zweikampfe selbst gerät Paris in große Not, Aphrodite aber entrückt ihn zur Helena; und so kühl auch diese (die den Menelaos eben wieder gesehen) ihn empfängt: das Ende ist, daß sie sich aufs neue ihm hingibt — sein Gegenbild in Liebenswürdigkeit wie Haltlosigkeit.

Agamemnon freilich fordert den Siegespreis; und in der That muß es nun in Buch IV zu neuem Kampfe kommen, wenn Ilios (wie alte beiderseits bekannte Schicksalssprüche sagen) zerstört werden soll, und ebenso wenn anderseits zu Achilleus' Genugthuung die Troer siegen sollten, so lange er sich fern hält.

So verleitet (auf Zeus' Rat) Athene den Lykierfürsten Pandaros aus Ruhmsucht (er gilt als bester Bogenschütze) trotz Waffenstillstandes auf Menelaos zu schießen. Noch wird dieser, den Athene wiederum schützt, nur leicht verwundet; aber den allgemeinen Kampf nun ernstlich zu beginnen, rüstet sich eine der 5 Heeresabteilungen nach der andern und rückt vor. Agamemnon schreitet entlang mit ermunterndem, bald lobendem, bald tadelndem Wort an die Führer, deren 7 genannt werden. Abwechselnd einen und dann 2 zusammen redet der Oberführer an; ungerechten Vorwurf erfahren besonders Odysseus und Diomedes, dieser als jüngerer nimmt ihn schweigend hin, jener nicht.

Dem Aufmarsch folgt der erste Zusammenstoß, wobei von den Achäern 3 fallen, 4 von den Troern; diesen hilft Apollon, jenen Athene. Zunächst erscheint Odysseus hier als Sieger, um so gespannter ist man auf Diomedes; er besonders tritt hervor im Weiterkampfe Buch V, das von ihm den Namen trägt. Durch Diomedes fällt zur Sühne Pandaros der Vertragbrecher, wird Äneas



verwundet, der Dardanerfürst. Ihn rettet zuerst seine Mutter Aphrodite, die dann selbst verwundet flieht, hierauf Apollon zu Mutter und Schwester, den göttlichen Pflegerinnen Leto und Artemis; bald entlassen sie ihn hergestellt.

Inzwischen dringen unter Ares' Leitung (den Athene bisher geschickt fern gehalten) die Troer siegreich vor, an ihrer Spitze Hektor und bald auch Aeneias. Aber Hera und Athene halten ihnen das Gegengewicht; unter ihrem Schutze verwundet Diomedes sogar den Kriegsgott selbst — der Achäer Obmacht ist hergestellt.

In Gesang VI dauert der Kampf fort, auch ohne daß man die Götter unmittelbar eingreifen sieht, deren Teilnahme für und wider den Hörern nun hinreichend bekannt ist. 7 Troer werden von 3 Achäerhelden erlegt, dann weitere 7 durch je 1 Achäer. Erbitterung, aber auch Gesinnungsverschiedenheit erkennen wir aus einer weitem Scene. Ein Troer gerät, da sein Gespann sich in Gesträuch verwickelt, in Menelaos' Gewalt; er stürzt diesem zu Füßen, um sein Leben flehend wie Montgomery in Schillers Nachahmung:

*Nimm mich lebend hin, o Sohn des Atreus!  
nimm den Lösungspreis! in meines reichen  
Vaters Hause liegt so manches Kleinod,  
Erz und Gold und wohlgehämmert Eisen —  
viel davon als reiche Lösung böt' er  
dir, erführ' er, daß ich hier noch lebte.*

Da rennt Agamemnon herbei, des Bruders keimendes Mitleid zu tadeln:

*Was doch, Menelaos, lieber Bruder,  
sorgst du zärtlich so um diese Männer!  
That das Troervolk im Hause dort dir  
auch so wohl? Möcht' ihrer doch nicht einer  
unserm Arm entfliehn und grausem Schicksal —  
möchten aus der Troerfeste alle,  
alle grablos untergehn und spurlos!*

Menelaos stößt nun den Flehenden von sich, und Agamemnon tötet ihn rasch. Jetzt ruft Nestor laut im Heere:

*Danaer, Dienstmannen Ares', Freunde!  
bleibe keiner nach der Beute trachtend  
jetzt zurück, recht viel zu Schiff zu tragen!  
Männern laßt den Tod uns geben; später*



mögt gemächlich ihr die Rüstung abziehen  
den gefallnen Toten im Gefilde.

Gegen solche Feinde können nur Götter helfen. Helenos, Hektors vogelkundiger Bruder, der den Ernst der Sachlage erkennt, zeigt den Weg, schimpflicher Niederlage wenn möglich vorzubeugen. Sein Rat lautet wie folgt:

*Hektor und Aneas! Da der Troer  
und der Lykier Müh' auf euch vor allen  
ruhet — allzeit ihr ja seid die besten  
so an Kampfmuth wie im Rat der Männer!  
haltet inne hier und hemmt die Mannen  
vor den Thoren, tretet vor die Reihen,  
eh sie schmähhch fliehend in der Gattin  
Arme sich gestürzt, ein Spott der Feinde.  
Habt ermuntert ihr zum Kampf die Scharen,  
wollen wir hier, ob geschwächt, ausharren,  
da die Not drängt, gegen die Achäer.  
Aber du, geh' nach der Stadt zu, Hektor!  
Sprich mit ihr, die dein' und meine Mutter:  
Sammeln soll sie die Gerontenfrauen  
zu Athenes Tempel in der Hochburg,  
öffnen dann des Heiligtumes Thüren;  
ein Gewand, das ihr das schönst' und größte  
unter allen dünkt und ihr das liebste,  
soll sie auf den Schoß der schöngelockten  
Göttin legen, soll der Kühe zwölf auch —  
feiste, die noch nie den Pflug gezogen —  
ihr verheißen zu des Tempels Opfer:  
ob sie wohl der Stadt, der Troerfrauen  
und der Kindlein dieser sich erbarme,  
daß sie Tydeus' Sohn von Trojas Feste  
halte fern, den wilden Speeresschwinger,  
ihn, den Fluchterreger, der von allen  
Griechenhelden mir der stärkste dünket.  
Auch Achilleus haben sonst wir nimmer  
so gefürchtet, der (ein Sohn der Göttin,  
wie man sagt) die Myrmidonen führte.  
Aber dieser wüthet wild, und keiner  
kann an Mut noch Kraft mit ihm sich messen.*



Hektor befolgt den Rat, laut ruft er, auch von Helenos' Worten scheinbar absichtlich hier abweichend:

*Hochgemute Troer, fernberufene  
Bundsgenossen, Freunde! steht als Männer,  
denkt des Angriffs und des Sturms, indessen  
ich zur Stadt hinschreite, den Geronten  
(die des Rates pflegen) und den Frauen  
sage, daß sie zu den Göttern flehen  
und verheißen Hekatombenopfer.*

Der erzählende Dichter fährt fort:

Eilig entfernte sich Hektor drauf mit dem leuchtenden Helme; ihm umschlenkerte Knöchel und Hals die gedunkelte Stierhaut, die den genabelten Schild als Randeinfassung umfranzte.

So sehen die Hörer (deren Gedanken der Dichter noch auf dem Schlachtfelde festzuhalten wünscht, bis Hektor in Ilios angelangt ist) diesen im Geiste vom Rücken her, also davoneilend, und erhalten inzwischen ein überraschend friedliches Bild in der Begegnung zweier Kämpfer vorgeführt. Der nämliche Tydeide, der oben so wütete gegen Menschen und Götter, gegen den jetzt Pallas selbst zu Hülfe gerufen werden soll, erkennt in dem zweiten Lykierfürsten Glaukos einen Gastfreund vom Großvater her — sie tauschen die Rüstungen und versprechen einander im Kampfe zu meiden. So erfährt der Hörer, was Diomedes inzwischen thut, wo er von edelster Seite sich zeigt, zugleich aber von alten Beziehungen zwischen Achäern und den Südländern in Priamos' Machtbereich. Volle Teilnahme aber für die Troer und ihre Heldenführer zu weihen dient nun dessen Zusammentreffen mit Mutter (und Schwester), Bruder (und Schwägerin) Gattin (und Sohn).

Als nun Hektor erreichte das skäische Thor und den Eichbaum, rings umdrängten da ihn troische Frauen und Töchter — wie es dem Sohn ergehe, dem Bruder, dem Vetter, dem Gatten, fragten sie ihn; er aber gebot zu den Göttern zu beten allen gesamt; gar Vielen bereits sei Wehe beschieden.

Aber sobald er kam zu Priamos' herrlichem Schlosse — schimmernde Hallen umgaben es rings; doch im Inneren waren prächtige hohe Gewölbe von künstlich geglätteten Steinen neben einander gebaut nachbarlich — es wohnten darinnen Priamos' Söhne gesamt mit den ihnen vermählten Frauen.



Doch gegenüber im Hof erhoben an anderer Seite  
sich zwölf Dächergewölbe von künstlich geglätteten Steinen  
neben einander gebaut nachbarlich — es wohnten darinnen  
Priamos' Eidam' alle, bei jedem die züchtige Gattin.  
Sieh ihm trat da entgegen die Mutter, die gabenbereite,  
der Laodike folgte, die schönheitstrahlende Tochter,  
faßte den Sohn an der Hand, und also begann sie die Rede:

*Sohn, warum doch kamst du, was verließest  
du die Feldschlacht? Sicherlich gewaltig  
drängen die Achäer, die verwünschten,  
die die Stadt umkämpfen; und es trieb dich,  
herzukommen, daßs du von der Burghöh'  
betend hoch zu Zeus die Hände hebest.  
Warte hier — ich hole süßen Wein dir,  
daßs du Spend' erst Vater Zeus und allen  
andern Göttern im Olympos darbringst,  
dann dich selbst auch an dem Trunk erlabest;  
denn dem Mann, der müde ward, erhöht ja  
Wein gewaltig seine Kraft, wie du hier  
müde wardst im Kampf um all die Deinen.*

Ihr antwortete wieder der helmbuschschüttelnde Hektor:

*Würd'ge Mutter! hole mir des süßen  
Weines nicht; du würdest mich entkräften,  
daßs ich Mut zugleich und Kraft verlöre.  
Doch dem Zeus mit ungewaschenen Händen  
roten Wein zu spenden scheu' ich; keiner  
darf befleckt mit Blut und Schlachtenstaube  
flehn zu Kronos' Sohn im Wolkendunkel.  
Aber sammle die Gerontenfrauen  
du, und geh mit Körben voll des Weihrauchs  
hin zum Haus der Beutegöttin Pallas;  
ein Gewand, das dir das größt' und schönste  
unter allen dünkt und dir das liebste —  
mußt du auf den Schoß der schöngelockten  
Göttin legen; Kühe mußt du zwölf auch —  
feiste, die noch nie den Pflug gezogen —  
ihr verheißen zu des Tempels Opfer:  
ob sie wohl der Stadt, der Troerfrauen*



*und der Kindlein dieser sich erbarme,  
dafs sie Tydeus' Sohn von Trojas Feste  
halte fern, den wilden Fluchterreger.  
Also geh du hin zur Beutegöttin,  
ich jedoch geh', Paris aufzurufen,  
ob er will auf meine Rede hören;  
schläng' ihn doch die Erde hier hinunter!  
Denn zum großen Unheil ließ Kronion  
ihn den Troern und dem hochgemuten  
Priamos und dessen Haus erwachsen.  
Säh' ich ihn zu Hades' Haus hinabgehn,  
ohne Leid noch könnt' ich sein vergessen.*

Wenn irgend eine Partie, so erscheint diese charakteristisch. Die Not muß groß sein, da der Oberfeldherr zu beten auffordert. Die fromme Greisin hofft, ihr Sohn selbst hole die leider oft versäumten Gebete nun einmal gründlich nach; aber Hektor (uns hier an Schenkendorfs Hofer erinnernd: *ich hab' keine Zeit zum beten; sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe u. s. f.*) beantwortet der Mutter Rede einzeln mit auf sie berechneter Begründung, gibt dann seine klaren Befehle, und sie führt sie pünktlich aus.

Sprach's, doch jene gebot, nachdem sie die Halle beschritten, dienenden Mägden, der Stadt Hausfrauen zusammen zu rufen. Aber sie selbst schritt eilig hinab zu der duftenden Kammer, wo sie die bunten Gewänder verwahrete, Werke des Fleißes tyrischer Frau'n, die einst Alexandros selbst der erlauchte her von Sidon gebracht, da er herfuhr über die Meerflut, selbigen Weg, da er Helena brachte, die Tochter Kronions. — Eins von jenen entnahm jetzt Hekabe, Pallas zur Gabe, welches das schönste zugleich an Bildwerk war wie das größte. Sterngleich schimmert es vor, tief unter den andern lag es. Hiermit ging sie, geleitet von all den würdigen Frauen.

Da sie jedoch zur Burg und dem Pallastempel gekommen, öffnete ihnen die Pforte Theano, die anmutsvolle, Kisseus' Tochter — er gab sie dem reisigen Helden Antenor — denn zur Priesterin war sie ernannt vom Volke der Troer. Aber im Klagruf huben sie alle die Hände zu Pallas; doch das Gewand nahm jene, die anmutsvolle Theano, breitet' es über die Kniee der schönumlockten Athene; betend rief sie sodann zu Zeus', des gewaltigen, Tochter:



*Schirmerin der Stadt, erhabne Pallas,  
hehre Göttin! Brich des Tydeussohnes  
Speer, ja laß ihn selber auf das Antlitz  
hingestürzt im Staube vor dem Skäer-  
Thore liegen — daß wir zwölf der Kühe  
— feiste, die noch nie den Pflug gezogen —  
als des Tempels Opfer dar dir bringen,  
ob du wohl der Stadt, der Troerfrauen,  
und der Kindlein dich erbarmen möchtest!*

Also beteten jene, doch Pallas wandte das Haupt ab. —

Während die Frauen dort riefen zu Zeus des gewaltigen Tochter,  
war zu des Paris Hause, dem herrlichen, Hektor gewandelt,  
das Alexandros selbst sich erbaut mit den besten der Meister,  
welche zu der Zeit lebten in Trojas scholligem Lande.  
Hallen und Hof erbauten sie ihm an dem stattlichen Wohnhaus,  
nahe bei Hektors Haus und des Priamos, hoch in der Burgstadt.  
Dort trat Hektor hinein, Zeus' Liebling. Hoch in der Rechten  
hielt er den Speer, elf Ellen im Maß; vorn blinkte der Spitze  
Erz an dem Schaft, es umschloß sie sicher der goldene Haltreif.  
Paris fand er darin mit den blinkenden Waffen beschäftigt,  
Panzer und Schild, und wie den gerundeten Bogen er prüfte.

Nicht erwähnt wird weislich das Schwert, auch der Speer nicht,  
nicht im Männersaale sitzt er, sondern bei der Frau.

Auch die Argeierin Helena saß mit den dienenden Mägden  
dort und wies sie, die einzelnen, an zu künstlicher Arbeit.  
Aber zu ihm sprach Hektor die schamaufweckende Rede:

*Nimmer, Unglücksmensch, gereicht dies Grollen  
dir zur Ehre, das du hegst im Herzen.*

*Um die Stadt rings, um die hohen Mauern  
schwindet blutend unser Heer im Streite;  
deinethalben steht das Kampfgetümmel.*

*Hadern würdest du auch selbst mit andern,  
säh'st du lässig sie zu strenger Kriegspflicht.*

*Aber auf! Daß nicht, bedrängt von Feinden,  
alsobald in Glut die Stadt entlodore!*

Doch Alexandros der stattliche Held sprach jenem erwidern:

*Hektor! Da du mich mit Recht getadelt,  
nicht mit Unrecht — höre was ich sage,*



*du vernimm's und achte meiner Worte:  
nicht im Herzen um die Troer grollend  
allsosehr noch jene tadelnd sitz' ich  
im Gemach; nachhängen nur dem Kummer  
wollt' ich — aber eben trieb die Gattin  
fort zum Kampfe mich mit Schmeichelrede;  
scheint's doch nun mir selber auch geratner,  
denn es wechselt Sieg von Mann zu Manne.  
Warte jetzt denn, bis die Wehr ich anthu' —  
oder geh' — ich folg' und hol' dich ein noch.*

Man beachte die Rücksicht, die Hektor vor Helena immer noch übt, Paris' Fernbleiben vom Kampfe als Groll gegen die Troer (die ihm oben den Tod gewünscht) auszulegen. Ferner, daß Paris gegen besseres Wissen die Sache darzulegen scheint. Von einem dem Schmerze nachhängen war eben wenig zu spüren gewesen; allerdings hatte Helena spöttisch gemahnt, sich dem Menelaos von neuem zu stellen, aber gleich hinzugefügt, er mög' es lieber bleiben lassen, da er ihm sicher unterläge. Endlich, wie schwankend redet Paris auch hier wieder: 1, warte bis ich fertig gerüstet bin — aber wo? auf der Schwelle, wo Hektor stehen geblieben war? — 2. geh lieber voran, ich folge dir. Solch Vertrauen soll ihm der Bruder doch schenken? — Was kann Hektor erwidern? Er schweigt aus Rücksicht auf Helena, diese aber unterbricht die peinliche Pause und spricht den Doppeltadel aus, den ihr feines Gefühl in seiner Seele zu lesen glaubt.

Sprach's — nichts sagte dawider der helmbuschschüttelnde Hektor, diesen jedoch sprach Helena an mit freundlichen Worten:

*Schwager mein, der Hündin, die ich Unheil  
über euch so viel gebracht! o hätte  
gleich an jenem Tage, da die Mutter  
mich gebar, ein Sturm mich hingerissen  
ins Gebirg, in wilder Meerflut Brausen,  
wo den Tod mir dann die Woge brachte,  
eh' noch all' die weitem Dinge kamen!  
Aber da's die Götter also fügten:  
wär' ich nun doch eines Bessern Gattin,  
eines Mann's, der für die Schmach, den Tadel  
noch besäß' Empfindung und Gewissen!*



*Diesem fehlt's an Herz und wird es künftig  
fehlen — das entgelten wird er, mein' ich.  
Aber komm doch nur herein, mein Schwager,  
setz' dich auf den Sessel hier; am meisten  
hat ja Kummer dir das Herz umfangen  
um mich Hündin und um Paris' Frevel.  
Bös Geschick ward uns von Zeus, daßs beide  
wir zum Liede würden künftigen Menschen.*

Ihr entgegnete wieder der helmbuschschüttelnde Hektor:

*Nöt'ge nicht mich, Helena, zum sitzen;  
Kann nicht folgen dir, so gut du's meinst.  
Treibt mich's doch, daßs ich den Troern helfe,  
die mit Sehnsucht harren, weil ich fern bin.  
Treib du den nur, treib' er auch sich selber,  
daßs er mich noch treff' im Bann der Mauern.  
Denn noch will zu meinem Haus' ich gehen,  
daßs ich schau' die Meinen und die Gattin  
und den kleinen Sohn, ich weiß ja nimmer,  
ob ich je zu ihnen wiederkehre,  
ob Achäerhand den Tod mir schon bringt.*

Sprach es und ging nun weiter, der helmbuschschüttelnde Hektor;  
alsbald aber gelangt' er drauf zu dem wohnlichen Hause,  
doch nicht fand er Andromache drin mit den Lilienarmen,  
sondern sie stand mit dem Kind und der zierlichgekleideten Dien'rin  
auf hochragendem Turm und und jammerte thränenvergießend.  
Da nun Hektor drin sie nicht fand, die untadlige Gattin,  
trat zu der Schwell' er hin und rief zu den dienenden Weibern:

*Sagt mir an, ihr Mägde, nach der Wahrheit,  
wo Andromache die lilienarm'ge  
hingegangen aus des Hauses Halle!  
Ging sie zu der Schwägerinnen einer  
oder eines meiner Brüder Gattin,  
oder hin zum Pallastempel, wo die  
lock'gen Troerfrau'n zur Göttin beten?*

(Tadelfreunde rügen das der Herrin den Mägden gegenüber gegebene Prädikat; aber ist nicht seit Jahrtausenden bis heute die Titulatur bei allen Völkern eine mannigfache gewesen, verschieden



nach Nord und Süd? und ist die heutige Sitte, je nach Rang und Höhe jemand als Majestät(isch), Hoheit(svoll), Erlaucht zu bezeichnen, von der ältesten im Grunde anders verschieden, als dafs man neuerdings eben unbekümmert um die etymologische Bedeutung sie formelhaft gebraucht?)

Auf die Fragen einzeln eingehend erwidert die Schaffnerin, wo die Fürstin nicht hin und wo sie vielmehr hin sei:

*Hingegangen ist sie zu dem großen  
Turm von Ilios, da sie vernommen,  
hartbedrängt sei'n jetzt die Troer, aber  
Macht und Sieg groß auf Achäerseite.  
Schon zum Thor kam wohl sie angstgetrieben;  
mit dem Kinde war die Wärt'rin bei ihr.*

Also sprach sie, die Frau; Hektor jedoch eilte von Hause wieder zurück den nämlichen Weg durch prangende Straßen. Da er die herrliche Stadt durchschreitend bis zu dem Skäer-Thore gelangt, wo dann es hinaus ins offene Feld ging — siehe da kam entgegengeeeilt die teuer erworbne Gattin Andromache ihm, des erhabenen Hetion Tochter, welcher gewohnt vormals an des waldreichragenden Plakos Abhang, dorten in Thebe, kilikischen Männern gebietend; sich zur Gattin erkor die Tochter der reisige Hektor. Ihm nun trat sie entgegen, die Dienerin aber daneben trug am Busen das zarte, so ganz unmündige Knäblein, Hektors lieblichen Sohn, gleich leuchtender Himmelserscheinung, den er selber Skamandrios hieß, Astyanax aber sagte das Volk — denn Hektor allein war Ilios' Schutzwehr. Still zu dem Sohn hin blickte der Held und lächelte freundlich — doch Andromache trat zu der Seit' ihm, Thränen im Auge, faßte die Hand des Gemahls und sprach und redete also:

*Böser Mann, zum Tode führt dein Mut dich.  
Hast du Mitleid nicht mit deinem Söhnchen,  
nicht mit mir, der armen, die ich Witwe  
bald von dir bin? Bald ja werden auf dich  
stürzend alle dich die Griechen töten.  
Mir jedoch wär', wenn ich dein entbehrte,  
besser, in der Erde Schoß zu sinken.  
Nimmer hätt' ich ja noch irgend Freude,*



wenn dich dein Verhängnis schon erfaßte —  
 Leid und aber Leid nur. Vater, Mutter  
 hab' ich nicht mehr. Unsern Vater schlug ja  
 Held Achilleus, da er Thebes prächt'ge  
 Stadt zerstörte mit den hohen Thoren,  
 die das Volk der Kiliker umwohnte.  
 König Hetion erschlug er, ließ ihm  
 aber seine Wehr, voll Scheu im Herzen;  
 mit der Wehr verbrannt' er dann den Leichnam,  
 einen Hügel häuft' er ihm, und Ulmen  
 pflanzten um das Grab die Bergesnymphen,  
 Zeus, des Ägishalters, schöne Töchter.  
 Sieben Brüder hatt' ich in der Hall' einst;  
 alle sandt' Ein Tag hinab zum Hades —  
 alle sieben schlug der Held Achilleus  
 bei den Rindern und den weißen Schafen.  
 Doch die Mutter, die am Plakoswalde  
 mitgebot, sie führt' er mit der andern  
 Beute hieher, gab sie dann zurücke  
 gegen unermesslich reiche Lösung,  
 und im Vaterhause starb auch sie mir  
 durch den Pfeil der Artemis, der Schützin. —  
 Hektor, aber du bist Vater, Mutter,  
 Bruder auch mir, du mein blühnder Gatte.  
 Aber nun, o hab' Erbarmen, bleib hier  
 auf dem Turm, auf daß du nicht zum Waisen  
 machst den Sohn, zur Witwe deine Gattin.  
 Stell' am Feigenbusche dort das Heer auf,  
 wo der Angriff auf die Stadt am leichtesten,  
 wo die Mauer sich erwies ersteigbar.  
 Haben's doch drei Male schon die Besten  
 dort versucht, der beiden Aias' Mannen,  
 Fürst Idomeneus, der weitberühmte,  
 und des Atreus Sohn und Tydeus' Sprosse —  
 mocht' es ihnen nun der Göttersprüche  
 kundig einer raten, oder auch wohl  
 eigener Sinn sie treiben hier zu stürmen.

Man sieht leicht, wie nach des Dichters Willen Andromache  
 der Hauptaufforderung (bleib um des Sohnes und meinetwillen



*innerhalb der Mauern, wie du's solange bisher gethan; du bist mir alles, erhalte dich uns*), wie sie dieser die Begründung hinzufügen müsse, daß das ja keine Pflichtwidrigkeit sei, denn die Verteidigung der Stadt lasse sich auch von den Thoren aus leiten. Also (wie ein Erklärer sehr richtig sagt) „ein unentbehrlicher Pinselstrich im Charakterbilde der Fürstin“; als des Feldherrn ebenbürtige Gattin hat sie eben mit andern Augen als die übrigen Troerinnen ins Schlachtfeld geschaut — doch findet sie eben auch hier als Weib ihre Grenze, wie die Folge zeigt.

Ihr antwortete wieder der helmbuschschüttelnde Hektor:

*Liebes Weib, auch mir am Herzen liegt das  
alles, doch zu sehr die Schande scheu' ich  
bei den Troern und den schön gewand'gen  
Troerfrau'n, wenn ich vom Kampf, dem Feigling  
gleich, entflöhe — das verbeut der Mut mir  
denn ich lernt' einst, wacker mich zu halten,  
kämpfen allzeit bei der Troer ersten,  
Vaters hohes Lob und mein's zu wahren.*

*Fest in Sinn und Herzen steht das Wort mir:*

*„Sein wird einst ein Tag, da sagt man:*

*„Trojas heil'ge Stadt — sie war,*

*„Priamos, der Speeresschwinger,*

*„und des Priam Heldenschar“.*

*Aber um der Troer Leid in Zukunft*

*härm' ich so mich nicht, um Hekabe nicht,*

*noch um König Priamos, die tapfern*

*Brüder alle, die von Feindeshänden*

*hingestreckt im Staub den Geist verhauchten —*

*als um dich, wenn der Achäer einer,*

*die der Panzer schmückt, hinweg dich schleppen*

*wird, die weinende, freiheitberaubte.*

*Wohl in Argos spännst du dann der Herrin,*

*trügest Wasser ihr vom Quell Messeïs*

*oder Hypereia\*) wider Willen —*

*hartem Zwang als Sklavin dann gehorchend.*

---

\*) Er wählt (scheint es) auf's Geratewohl Quellen am Fuße der Burgberge des Menelaos und Achilleus.



*Sieht dich dann wohl einer weinen, spricht er:  
„Hektors Weib ist's, der so tapfer stritt einst  
für die Troer, als um Troja Kampf war.“*

*Also spricht wohl einer, dir zu neuem  
Schmerz, um den Mann, der der Knechtschaft wehrte. —  
Ach, daß ich zuvor gefallen läge  
unterm Hügel, eh ins Ohr dein Wehruf  
dränge mir, und wie man dich hinwegschleppt!*

Hektor sprach's und streckte die Hand, sein Söhnchen zu fassen;  
aber es bog zu dem Busen der wohlumgürteten Amme  
sich mit Schreien zurück, vor'm eigenen Vater in Angsten,  
denn ihn schreckte das Erz und der Busch vom wallenden Roßhaar,  
den es herabdrohn sah von des Helms hochoberster Spitze!  
Auf da lachte der Vater zugleich und die liebende Mutter;  
gleich vom Haupte den Helm nahm ab der gewaltige Hektor,  
stellte zur Erd' ihn nieder, den funkelnden, aber das liebe  
Knäblein küßt' er und schwang es im Arm und schaukelt' es freundlich,  
rief dann betend empor zu Zeus und den anderen Göttern:

*Zeus und all' ihr andern Götter, gebt doch,  
Daß wie ich mein Sohn auch brav und wacker  
werd' im Troervolk, ihr starker Herrscher.  
Kehrt er dann vom Kriege, spricht wohl einer:  
„Seinen Vater übertrifft er weithin.“  
Trüg' er dann die blut'ge Wehr des Feindes,  
den er schlug — wie jubelte die Mutter!*

Hektor sprach's und legte sodann in der liebenden Gattin  
Arme das Kind. Sie schloß es sogleich an den duftenden Busen,  
Thränen im Auge. Der Gatte gewahrt's (ihn faßte die Rührung),  
streichelte sie mit der Hand und redete, also beginnend:

*Sei, du Arme, mir nicht allzu traurig!  
gegen das Geschick ja wird mich nimmer  
einer einst hinab zum Hades senden.  
Doch dem Schicksal nie entflohn ein Mann noch,  
nicht ein Feiger, nicht ein Held — sobald er  
Helios zuerst auf Erden schaute.  
Aber geh ins Haus und treib das Deine,  
schaff am Webstuhl, schaffe mit der Spindel,*



*heiß die Mägde thun ihr Werk; den Männern  
allen bleibt des Krieges Werk — am meisten  
mir von denen, die in Troja wohnen.*

Hektor sprach's, der erhabene Held, und den Helm mit dem Roßbusch nahm er empor vom Boden. Die Gattin wandte sich heimwärts, schaute sich oft noch um, reichquellende Thränen vergießend. Bald drauf kam sie zurück zu des männererlegenden Hektors wohnlichem Haus. Viel fand sie darinnen der dienenden Frauen. Diesen erregte sie allen zugleich viel Schluchzen: im eignen Haus scholl, da er am Leben noch war, um Hektor die Klage. Ahnten sie doch, nie werde zurück vom Schachtengetümmel kehren der Held, entronnen dem Arm und der Wut der Achäer.

Aber es säumt' auch nicht Alexandros im hohen Palaste; sondern sobald er die Wehr anlegte des funkelnden Erzes, stürmt' er die Stadt entlang, den hurtigen Füßen vertrauend. Gleich wie ein Stallpferd, gut an der Krippe mit Gerste genähret, plötzlich die Bande zerreißt, mit stampfen die Ebne dahinstürmt, wo es zu baden gewohnt in dem breit hinfließenden Strome, üppig in Kraft; hoch hebt es das Haupt, es umflattern die Mähnen stattlich den glänzenden Bug — in der Schönheit stolzem Bewußtsein tragen die Schenkel es leicht, wo die Rosse zu weiden gewohnt sind — so kam Paris herab von Pergamos' Höhe, des Königs Sohn, von der Wehr umstrahlt wie Helios selber, geschritten üppigen Sinns, schnell trugen die Füß' ihn, und er erreichte Hektor, den herrlichen Bruder, sogleich, der eben von dort sich wendete, wo er zuvor mit der Gattin traulich gesprochen.

Zu ihm sprach Alexander, der hehre, die Rede beginnend:

*Trautester, so hielt ich doch zurück dich,  
hielt dich auf durch zaudern, da du eiltest?  
kam ich doch nicht zeitig, wie du wolltest?*

Ihm entgegnete wieder der helmbuschschüttelnde Hektor:

*Thörichter — wie würde, wer gerecht ist,  
dir die Tüchtigkeit zum Kampfe tadeln,  
da du tapfern Sinnes bist! doch lässig  
handelst du und säumst, es fehlt der Wille.  
Aber weh thut mir es oft im Herzen,  
wenn ich Schmähung über dich vernehme*



*bei den Troern, die um deinetwillen  
allsoviel und schweren Dienst vertragen,  
Komm denn! schlichten wir das später, wenn einst  
Zeus verleiht, daß wir die wohlgeschirmten  
Danaer vom Troerland vertreiben,  
und den ew'gen Himmelsgöttern spenden  
in der Halle beim Befreiungsfeste.*

Soweit das sechste Buch. Während etwa V. 1—70 noch der Schilderung der im IV. begonnenen bis zum VIII. reichenden ersten großen Schlacht gewidmet sind, erscheint alles übrige, der Rat des Helenos an Hektor und seine Ausführung durch diesen als eine große Episode, welcher als kleinere die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes vorgefügt ist — wahrlich nicht als unnütze, leicht auszuscheidende. Wie wir sahen, daß man schon aus Andromaches Rede nicht ungestraft einzelnes ausscheidet, mögen's auch einige nach Aristarch thun: so erscheint das Ganze noch weniger entbehrlich für das Gesamtbild des Liedes von Ilios.

Mag ein W. Jordan (dessen Hauptverdienst schwerlich in Homers Übersetzung und Beurteilung zu suchen ist) auch hier allerlei Versäumnis dessen, was der Dichter schlechterdings nicht versäumen durfte, neben Versfüllseln, Mangel an Anschaulichkeit, insipide Zwischenpartien und dgl. finden: uns bedürfen die vorangehenden Kampfszenen, deren Hauptverdienst naturgetreue Schilderung ist, allerdings der Unterbrechung durch friedliche wohlthuendere Bilder. Aber nicht bloß als Abwechslung dienen sie. Bisher erschienen die Achäer durchaus im Rechte gegen die bundbrüchigen Troer, deren Vertreter Paris namentlich gegen Ehe- und Gastrecht so schmäählich gefrevelt. Sollen diese nun (wie Zeus der Thetis versprochen) Vorteile erlangen im Schlachtenverlauf: so muß dies auch innerlich begründet erscheinen; wir müssen auch die Edleren in Ilios kennen lernen, die an jener Schuld keinen Teil haben.

So bilden Hektor und Andromache ein erwünschtes Gegenstück zu Helena und Paris; diesen letzteren (die, wie die Reden beweisen, einander nicht zu achten vermögen) ist aus guten Gründen auch jede Frucht des Ehebruchs versagt, während jene in treuer Vollehe eines Astyanax sich freuen dürfen. Solcher unschuldiger Frauen und Kindlein soll Athene (so bitten die Gerontenfrauen) sich erbarmen — auch dazu folgen sie als passendstes Beispiel. Schon die Heiligkeit des Gastrechts zeigten Glaukos und Diomedes (ge-



wissermaßen Vertreter der Morgen- und Abendländer zu beiden Seiten des Ägäermeeres) ihrerseits im weiteren Sinne. Aber auch Hektor selbst als edelsten Troercharakter zeigen wollte der Dichter, nachdem wir im Eingang alle wichtigern Achäerhelden, von den Troern zunächst nur Paris und Priamos (neben Helena) näher kennen gelernt.

Von den vielen Widersprüchen, die unsre kritischen Anatomen behaupten, bleiben für mich nur wenige mehr scheinbare übrig; ich sehe klar Handlung aus Handlung folgen. Diomedes' Heldenthaten (V) und die im Eingang von VI gemalte Erbitterung eines Agamemnon und Nestor gegen den Feind begründen der Troer Not. Der auf Helenos' Rat durch Hektor veranlaßte Bittgang der Troerfrauen in den Pallastempel hat zum nächsten Zwecke das ernstliche Gebet an die Göttin, sie möge Troja schützen, indem sie des Tydeiden Ungestüm breche, d. h. ihm den Tod bringe. Dafs Paris in die Schlacht zurückkehre, ist nicht minder notwendig; ungezwungen flicht sich Hektors Begegnung mit den Seinigen ein. Niemand aber kann jenen Gehorsam Hektors gegen seinen Bruder als Mutlosigkeit auslegen; Hektors Gottesfurcht ist eben eine soldatische. Wie er, weit entfernt, den Vogelzeichen große Bedeutung beizumessen, gelegentlich sogar ausruft:

*Nimmer acht' ich sie; mich soll's nicht kümmern,  
ob sie rechts herfliegen, Sonn' entgegen,  
oder links zum schatt'gen Abenddunkel.*

*Nur Kronions Rate laßt uns trauen,*

*Eine Mahnung gilt mir: schirmt die Heimat. —*

So hat auch hier Hektor keine Zeit, sich lange mit Opfer und Beten aufzuhalten (wie seine Mutter mit Schrecken erfährt); aber zu Zeus als dem obersten Vertreter des Gottheitsbegriffes sendet er zur rechten Zeit sein Gebet, sozusagen als Vertreter des Henotheismus unter den Troern.

Man tadelt ferner, dafs zwar Athene nach des Dichters Versicherung der Frauen feierliches Gebet nicht erfüllt, und dennoch in den nächstfolgenden Gesängen von weiteren Großthaten des Diomedes nicht die Rede sei — ob mit Recht? Nicht um günstige Wendung überhaupt baten die Frauen, sondern gleich ins einzelne gehend um Diomedes' Fall. Dies wird ihnen in der That nicht erfüllt. Des Tydeiden Speer zerbricht nicht, noch findet er vor dem Skäerthore den Tod. Aber auch die dennoch später eintretende



günstige Wendung verleiht wahrlich Athene nicht (die stets den Troern feindlich bleibt), sondern gegen ihren Willen Zeus selbst. Und auch aus der Menschen Thun folgt dies natürlich, da Paris' Rückkehr, Hektors neugestählter Mut, die Anspannung aller Kräfte in höchster Bedrängnis hinreichend erklären. Nebenbei wurde durch den Besuch bei Paris dem begreiflichen Wunsche der Hörer egnug gethan, zu erfahren, was seit Ende III mit ihm und Helena geschehen. Wir finden ihn bei der Frau, Rüstung und Helm putzend, und die Fernwaffe prüfend — energielos und eitel wie so oft. Nur Hektor eben vermag hier wie früher die in ihm schlummernde Thatkraft zu wecken.

Andre wieder finden den Ort in der Ilias für *Hektors Abschied* nicht gut gewählt. Allerdings hat Schiller in dem so benannten Gedichte, bei dessen erster Abfassung der 19jährige wohl die Ilias, wenn überhaupt, nur sehr oberflächlich kannte, und welches bei näherer Prüfung hinter Homer sehr zurücksteht, eine wesentlich spätere Zeit angenommen, wirklich den letzten Abschied. Aber für die Ilias bemerkte schon L. Gerlach (wie andre anerkennen) treffend: „Es kommt dem Dichter nicht allein darauf an, Hektors Heldensinn durch den Gegensatz zu der feigen Saumseligkeit eines Paris in helleres Licht zu setzen und die ideale Gattenliebe hervorzuheben. Er zeigt uns so zugleich in wirksamster Weise die mächtigen Beweggründe, welche den Hektor zur Vermeidung des Krieges hätten bestimmen können. Denn wer hätte es diesem verargen wollen, wenn er Bedenken trug, einem Unwürdigen zu Gefallen, dem er selbst den Tod wünscht, sich und sein Teuerstes zu opfern?“ Wenn ein Held weichen Gefühles selbst so starken Eindrücken gegenüber unbeweglich bleibt, so zeigt er seine wahre Größe, empfindet wahrhaft das Gebot der Ehre. Und hier grade in der Ilias beginnt seine Heldenlaufbahn alsbald nach dem Zweikampfe mit Aias.

Und wenn (möcht' ich schließen) W. Jordan, der ja vielen mit Recht als bedeutender Dichter gilt, hier nicht müde wird, bald diese bald jene Partie stark zu rügen, ja auch im VI. Buche eigentlich nur für V. 480 ff. lobende Worte zu haben scheint: so halte ich es lieber mit Horaz, der wirklich ein Dichter feinen Gefühles war wie wenige, und finde grade in unserem sechsten Gesange dessen Ausspruch über den Anfänger unserer Litteratur besonders bewahrheitet — *qui nil molitur inepte*.



## Kaiser Friedrichs Gedächtnis.

Zerbst, 18. Oktober 1888.

Wir beginnen das Winterhalbjahr an einem Tage besondrer geschichtlicher Wichtigkeit. Es erscheint der Mühe wert, in einigen Hauptzügen seine mehrfache Bedeutung zu begründen. 1502 am Tage S. Lukas gründete Friedrich III. (der Weise) in dem ehemaligen Sitze der Kurfürsten aus dem Hause Anhalt jene anfangs unscheinbare Akademie, welche 6 Jahre später einen Luther, nach 16 Jahren einen Melanchthon neben vielen andern zu Lehrern gewann, und bald bis 2000 Zuhörer aus allen Ländern Europas um diese versammelte, ein Salz zu werden vor allem für die Völker germanischer Zunge.

Jahr für Jahr ward dieser 18. Oktober als Stiftungsfest — 1802 als drittes und letztes Säkularjubiläum begangen. Aber es macht dieses dem näheren Betrachter einen tiefwehmütigen Eindruck. Von all' den Forschungen und Lebensbildern, welche uns zumal seit 1817 und dann 1830 und 1860 jenes gewaltige Ringen der Reformationszeit näher gebracht, wußten um 1800 wenige im Volke mehr, als daß Luther und Melanchthon und ihre Mitkämpfer gegen Finsternis und Aberglauben mannhaft und siegreich gekämpft, selbst aber von diesem noch gar manchen Rest beibehalten hätten. Jetzt erst in des 18. Jahrhunderts zweiter Hälfte sei die wahre Zeit der seligmachenden Aufklärung angebrochen. Die Jubiläumsfesttafel in Wittenberg zierte Embleme des Aërostaten, der Voltaïschen Säule, des Blitzableiters, Euphons von Chladni und andrer Errungenschaften damaliger Neuzeit. Von den Festreden und -predigten behandelte die eine in allgemeinsten Wendungen einerseits die edle und fromme Freude an Ansehn und Verbreitung der Wahrheit, anderseits die Wirkungen dieser Freude in Erfahrung und furchtloser Äußerung derselben, die andre den Dank, den man der Vorsehung



schulde für Erhaltung der Akademie, und pries wenigstens gelegentlich die *bessere Lehrmethode* Luthers und Melanchthons, mit der sie die *Barbarei der Wissenschaft* angegriffen.

Wie war's gekommen, daß man jetzt über jene glaubensstarken Heroen der Reformation so kühl redete? Schon in den nächsten Jahrzehnten nach Luthers Tode hatte man, in Erneuerung scholastischer Kämpfe für das Wort der nach ihm gegen seinen Willen sich nennenden Kirche allmählich zu fragen vergessen, ob der *Lutheraner* auch lebe was er bekenne. Spener und Francke waren es dann, welche (den echten Reformatorengrundsatz betonend) den ganzen Menschen mit dem Glauben durchdringen und umwandeln wollten. Aber war ihnen so der einzelne Christ wichtiger als Christentum und Kirche: so legten ihre Schüler bald zu wenig Wert auf ein volkstümliches Gemeinleben; man schien zu vergessen, daß das Evangelium als Sauerteig die Masse durchdringen und ein religiöses Volksleben schaffen will. Solchen Männern gegenüber ward von der Kirche Form und Wort immer einseitiger betont; ihren Verteidigern galt vor allem der verstandesmäßige Beweis; unversehens erfüllten ihre Formen sich mit den neueren Ideen, die unter französischem Einflusse in Deutschland sich ausbreiteten.

Setzte aber der Rationalismus (so streng sittliche Männer auch seine Führer sein mochten, zumal Imm. Kant) alles Vertrauen auf eigne Kraft und angeborne Vernunft: so nahmen hervorragende Schüler diese bald nur als edlern Namen für den gemeinen Menschenverstand; und wenn man im eignen Wohlbefinden den Zweck alles Handelns erkannte, so lehrte ein Rousseau auch die Nachtreter in Deutschland, ein glückliches Leben erreiche man eben durch Rückkehr zum Naturgemäßen, der Naturwahrheit habe die geschichtliche zu weichen.

Wir wissen, in welcher furchtbaren Praxis die Pariser Revolution solche Lehren umsetzte; in unserm Vaterlande nagte die Theorie langsamer am Bestehenden. Den lockeren Genußsucht fröhnenden höhern Ständen fehlte fast durchweg sittlich ernster Wille, fehlte das Bewußtsein, einer opferheischenden Gesamtheit anzugehören; und bestand vielfach in mittleren und untern Ständen noch die Überlieferung der einfachen Sitte christlich deutschen Familienlebens, so war es (wie z. B. Gellerts „*Lotterielos*“ zeigt) ohne Bewußtsein seiner Vorzüge. Wohl war seit Jahrzehnten in Wissenschaft, Kunst und Litteratur ein wesentlicher Umschwung vorbereitet oder schon



eingetreten durch den für Germanentum und Religion glühenden Klopstock, durch Antikekenner wie Lessing, Goethe und Schiller: auch sie zogen nur einen kleinen Teil der Nation sich nach. Wenig genug kam dem Vaterlande noch im ganzen zu statten von den fruchtbaren Anregungen — um so weniger als auch jenen zum Teil das Weltbürgertum höher stand als der als engherzig verachtete Patriotismus.

In solchen Stimmungen hatte man im 2. Jahre unsers Jahrhunderts ein 300jähriges Gedächtnis gefeiert — teils in Selbsttäuschung über die vermeintlich erreichte Hohe Stufe, teils in banger Vorahnung der kommenden. Nur 11 Jahre später sollte eben dieser 18. Oktober in anderer Weise ein Gedächtnistag werden — diesmal des ganzen deutschen Volkes und der Nachbarvölker dazu — aber nach welchen furchtbaren Erschütterungen und Umwandlungen!

Noch hieß 1802 Deutschland ein Kaiserreich mit vielen hundert Gliedern teils monarchischer teils republikanischer Staatsgemeinschaft, aus denen ich hier nur 9 Kurfürstentümer (auch in Personalunion mit auswärtigen Königreichen), 51 freie Reichsstädte nebst 431 Reichsdörfern nennen will — vielfach zerspalten nach Kriegswesen und Rechtsübung, Münzen, Maß und Gewicht. Aber schon 10 Wochen vor jenem Wittenberger Feste war in der benachbarten Franzosenrepublik der 33jährige General Buonaparte zum Großkonsul auf Lebenszeit ernannt worden mit dem Rechte der Ernennung des Nachfolgers; und was er in den 7 Jahren seit 1795 (seit man ihn als Retter des Vaterlandes von der Schreckensherrschaft begrüßt) gethan, hatte Europa in banges Erstaunen gesetzt. *Buonaparte* (schrieb damals ein Staatsmann von Ruf) *kann alles, weiß alles, will alles*. Mit Plänen über Europas Umgestaltung beschäftigt, wußte er gleichwohl in jedem der 87 Landesdepartements das einzelne geschickt umzugestalten, schier unerschöpflich in Einbildungskraft, Verstand und Willensstärke — also daß unzählige dieser Welt Heil von ihm erwarteten. Die Folgezeit hat gezeigt, daß er überall nur sich selbst und seine eigne Erhöhung zum Zweck hatte. Da ich 1841 als Sekundaner einen jungen evangelischen Pariser (jetzt Senator von Frankreich\*) näher kennen lernte, antwortete dieser auf

---

\*) Edm. de Pressensé, † 1891. Als Schriftsteller von Einfluß im protestantischen Frankreich, Dr. theol. aus Deutschland, erwarb er sich durch sein Auftreten gegen E. Renan den epochemachenden Dank des Erzbischofs von Paris, zeigte aber als echter Franzose erst spät sich fähig, einen Kaiser Wilhelm I. zu verstehn.



meine Frage, was er von Napoleon (I.) halte, kurz und entschieden: *ich liebe ihn als den Hersteller der Ordnung in meinem schönen Vaterlande, aber ich hasse ihn als dessen Tyrannen.*

Aus der Geschichte wissen die älteren hier, und die jüngeren werden's bald genauer erfahren, wie Frankreichs Gebieter damals unzählige Rechte und Herzen zertretend Europas Karte umgestaltet — ja immer neuem Wechsel unterwarf. Gott wußte warum er's zuließ. Vieles, vieles mußte vergehen zur notwendigen Neuschöpfung. Ein ebenso geistreicher wie frommer Theologe Württembergs\*) hat 1742, unter manchen Vermutungen (die Erfüllung nicht fanden), auch die ausgesprochen, zwar werde Österreich sich vergebens mit Frankreich gegen Preußen verbinden, später aber auch dies Frankreich wieder mächtiger werden, und nachdem das Röm. Reich Deutscher Nation bald nach 1800 ein Ende gefunden, diese Kaiserwürde an sich reißen zur Demütigung Österreichs wie Preußens. In der That war Napoleon überzeugt, Karls des Großen Frankenmonarchie zu erneuen, welche ja ähnlich mit Gallien als Mittelland über dessen Grenzen dreifach hinausgriff; und wieder wie in alter Zeit mußten sich die zahllosen kleinen Staaten Deutschlands gewöhnen, gemeinsam einem größern Ganzen und dessen einheitlichen Gesetzen zu gehorchen. Unmöglich hatte ja jener notgedrängte Reformbeschluss der Reichsdeputation vom Februar 1803, welcher mit allen geistlichen Staaten aufräumte, jene 53 Reichsstädte auf 6 beschränkte u. s. f., genügen können, zu wahrer Einheit und einheitsvoller Stärke gegen einen Bonaparte zu gelangen.

Freilich die Einheit des deutschen Volkes als eines solchen schien um so ferner, als zunächst 3 neben einander und vielfach gegen einander wirkende Teile sich heranbildeten; zwischen dem seit Jena-Tilsit so stark verkleinerten Preußen von der Elbe ostwärts und dem um Tirol und die italischen Provinzen verringerten Österreich, der große, *Rheinbund* genannte, reich gegliederte Vassallenstaat Napoleons von Rostock bis Basel, während das Kaisertum Frankreich selbst Lübeck und thatsächlich noch Danzig mit umfaßte. Allmählich wurde klar, daß Deutschlands Wiedergeburt von Preußen ausgehen müsse, so vereinzelt auch anfangs die thatkräftigen Charaktere auftraten und so unscheinbar ihre Erfolge wuchsen.

---

\*) J. A. Bengel, Gnomon N. T., † 1752.



Am tiefsten vielleicht wurzelte die Abneigung gegen Frankreich und der Wunsch es offen zu bekriegen in Königin Luise. Aber ihres Gemahls Friedensliebe, so wenig er persönlich französischem Wesen hold war, kam manchen falschen Ratgebern leider zu sehr entgegen. Das eigentliche Volk blieb teilnahmslos, da schon längst nur der kleinste Teil zum Kriegsdienste wie zur Teilnahme am öffentlichen Leben herangezogen worden war. Man fühlte sich aus Scheu vor Gefahren und Opfern in faulem Frieden behaglich. Wieviel nichtsnutzigen Stoffs die gleißende Hülle der alten Zustände verdeckt hatte, zeigte der erschrockenen Welt die Jenaer Schlacht mit ihren Folgen. Eine durch Schleiermacher berühmt gewordene Berlinerin\*) erzählt als Augenzeugin: Als damals der Vortrupp französischer Sieger vor dem Kölnischen Rathause gehalten, habe die nächste Bürgergruppe gemüthlich gestritten, ob das fremde Militär Hessen seien oder Russen — so wenig kümmerte man sich in Civilkreisen dazumal um Tagesereignisse, die den Staat betrafen.

War wirklich durch die *verlorne Bataille* ein Volksteil leidenschaftlich erregt, so richtete sich solche Stimmung schadenfroh gegen die vermutlich allein unterlegene Adels- und Standespartei. Bald lernte man anders urtheilen, unter den fünf Millionen sowohl, welche Preußen blieben nach Napoleons Willen, als unter den andern fünf. Beide Teile wurden von Frankreich trotz der Friedensbedingungen beispiellos ausgesogen; Preußen brauchte nicht sich täglich wie Darius an seine Feinde erinnern zu lassen: *Herr, vergifs der Athener nicht*; an die Schmach von Tilsit mahnten täglich die Ereignisse der nächsten 6 Jahre.

Allmählich wich der frivole Sinn, der Wert ernster vaterländischer Gesinnung kam wieder zu Ehren. *Wie ist das möglich geworden?* fragte sich alles; was muß mit uns selbst geschehen, die Wurzeln des Unheils zu tilgen, das den Staat ergriffen hat? Nicht Schule, nicht Kirche, weder Staatseinrichtungen noch gesellschaftliche Verhältnisse freilich waren der Entwicklung der Staatsangehörigkeit zu sittlichem Charakter mit eignem Willen günstig gewesen — hier insbesondere galt es ein Neues zu schaffen.

Wohl schrieb das aus des großen Friedrich Schule stammende *Allgemeine Landrecht* jedem unterschiedslos die Pflicht zu, für das Gemeinwohl zu wirken, und den Schutz der Gemeinschaft für

---

\*) Henriette Herz.



seine Interessen zu fördern. Wohl waren weiter gleichmäßige Besteuerung, Ausgleichung zwischen Stadt und Land und ähnliche Reformen namentlich durch den seit 1803 im preußischen Ministerium arbeitenden Reichsritter Frh. von Stein dringend empfohlen worden. Bald durfte er als Friedrich Wilhelms III. bevollmächtigter Minister den Aufschwung der Mittelstände ernstlich in Angriff nehmen; Berufung preußischer Reichsstände als Schlussstein seiner Reform ins Auge fassen. — Derb, wuchtig im Auftreten, im Gespräche stets gedankenschwer, ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, furchtlos, aber voll Willenskraft, wie sie dem fränkischen Gegner bisher noch nicht entgegengetreten, war Stein zum Muster berufen für alle, die deutsche Männer werden wollten. Aber schien der Frankenkaiser am liebsten über Sklaven zu herrschen: Stein wollte dem eignen Volke wieder Selbstvertrauen und Opferfreudigkeit einflößen, dessen vaterländischen Sinn auf alle Weise heben — in der Hauptsache nicht ohne Erfolg.

Zu statuten kam zunächst Scharnhorsts Reform des Kriegswesens. Nur Inländer sollten das Schwert führen dürfen, jeder Aussicht erhalten auf die höchsten Stellen, des einzelnen Ehre und Mut mehr als bisher beachtet und gehoben werden. Und zweierlei stählte weiter an seinem Teile Leib und Geist des preußischen Heeres einerseits die Wiederaufnahme des deutschen Turnens durch Ludwig Jahn, den abgesagten Feind aller mit welschem Wesen buhlenden Verweichlichung, anderseits die Wehrhaftmachung des Geistes durch deutsche Wissenschaft. Jetzt verstand man, wie alles im Leben eng ineinander greift, und was bisher ideales Weltbürgertum gewesen, wurde durch den Dränger von drüben gewaltig zur That gedrängt, als (wie Arndt sagte) alles, was noch den Schein unabhängigen deutschen Daseins hatte, *in Einen großen gemeinsamen Jammer unter und über einander geworfen war*. Wie ganz anders verstanden die Philologen jetzt den Zorn des unversöhnlichen Makedonierfeindes Demosthenes und lernten von ihm, und lehrten danach ihr Volk. Ein G. Fichte verlangte und hoffte die Erneuerung des Volkes durch streng sittliche Erziehung. Ein Schleiermacher (Arndts Schwager) wies gegenüber der Rechthaberei damaliger Lutheraner wie Calvinisten einerseits und anderseits der verflachten Aufklärung mit Ernst darauf hin, daß die wahre Frömmigkeit im Innern jeder Seele entspringe, sobald sie sich hilfsbedürftig und abhängig Gott gegenüber wisse.

In wenig Jahren war der herrschende Ton der Gesellschaft



völlig verwandelt, zumal im vorwiegend protestantischen Preußen. Aber auch in Österreich entfesselte sich durch Graf Stadions Thatkraft und Feindschaft gegen Napoleon ein frischeres nationales Leben, und durch Erzherzog Karl hob sich die soldatische Widerstandsfähigkeit. Nutzte er auch die erste Niederlage des noch durch Rußlands Bund übermächtigen Franzosenkaisers bei Aspern Mai 1809 nicht aus, *an Ehren reich* ging Österreich dennoch aus dem Kampfe hervor — aber noch schien zumal in Wien das von Schiller einst gezeißelte Phäakentum wieder zur Geltung zu kommen: *Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.*

Da verblendete der Übermut Napoleon zum Kampfe gegen den russischen Bundesgenossen; wie schon in allen Ostseehäfen wollte er selbst in Petersburg seine Zollwächter aufstellen, nach Bezwingung des Slawenreiches über die Wolga durch Persien auf das englische Ostindien sich werfen. Denn dem Brittenreiche galt schon seit dem ägyptischen Feldzuge sein erster und letzter Zorn. Auch Österreich und die sämtlichen Rheinbundstaaten (unter ihnen unser Anhalt, nachdem es in Spanien gegen den Aufstand Schergendienste verrichtet) stellten ihre Truppenabteilungen zum Kampfe gegen Frankreichs Feinde — auch Preußen, wo Steins, des von Napoleon geächteten, Nachfolger den Widerstand nicht wagen mochte. Nahmen vorher Gneisenau mit 300 andern Offizieren den Abschied, um vorläufig in englische, spanische, russische Dienste zu treten: so war die stille Hoffnung auf ihre Rückkehr und gesteigerte Erfahrung bei den Vaterlandsfreunden nicht vergeblich.

Monate lang erfuhr man in Deutschland nichts von der französischen Riesenarmee, deren Durchzug schon den gewaltigsten Eindruck hinterlassen\*). Ende September kam die Kunde von Moskau als einem großen Franzosensieg; nach zwei Monaten weiteren Schweigens fing die Wahrheit an durchzubrechen, und am 14. Dezember (wufste man nun) erschien der Korse allein, ohne Feldherrnbegleitung, ohne Heer in Dresden, nach Paris weiterzueilen. Von den 300,000 Mann bester Truppen Europas trafen kaum 20,000 in elendester Verfassung an der deutschen Grenze wieder ein, und während die Gelehrten an Xerxes' Stolz und Sturz dachten, tönte durch die Gaue das Lied:

*Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der HErr  
geschlagen.*

---

\*) So auf Goethe in Dresden, vgl. *Jugenderinnerungen eines alten Mannes.*



Noch zweifelten viele, da nun Rußland fast das Gleiche gelitten zu haben schien, von welcher Seite mehr zu fürchten sei. Zuerst entschied sich der Preuße York, da er 30. Dezember seine Hülfsstruppen von den Franzosen trennte. Erdbebenartig ging der Eindruck seiner That, der in Ostpreußen sofort Land, Krieg und Geister verwandelte, über Deutschland hinaus; Napoleon erkannte den Beginn eines unabsehbaren Volksausbruchs. Nach kurzem Schwanken, worüber Kaiser Wilhelm I. kürzlich uns ein wenig aufgeklärt, erließ Friedr. Wilhelm III. am 3. Februar den Aufruf an die freiwilligen Jäger, am 17. März an das Gesamtvolk. Alle preußischen Lande (damals westwärts nur bis Belzig, Magdeburg, Wittenberg u. a. ausschl. waren alsbald ein großes Heerlager. Die 4 Universitäten lösten sich auf *infrequentia faustissima*, leer stunden die oberen Gymnasialklassen. Berlin (keine 200,000 Einwohner zur Zeit) stellte allein im nämlichen Monat 9000 Mann. In frischen Liedern fand die Begeisterung der Kämpfer Worte, war auch Schiller, der bei allem Weltbürgertum Frankreichs und der Schweizer Erhebung gegen ihre Unterdrücker so herrlich dargestellt, längst unter den Toten; konnte auch der greise Goethe Körners (Vater) und so vieler Besten seines Volkes mutvollen Aufschwung kaum verstehen. Sie schienen ihm nur an ihren Ketten zu rütteln; aber ein Schenkendorf und Arndt und Theodor Körner (wem nun nicht bekannt hier in Zerbst?) rührten nimmer müde die Leier:

*Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;*

*es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg* u. s. f.

Noch stunden fast alle deutschen Fürsten dem Korsen zu Diensten; und Preußen (bald gefördert, bald gehemmt durch Rußland) fand noch gewaltige Hindernisse im Kampfe gegen den Herrn Europas. Bald hatte er Zeit gefunden, alle Kräfte seiner Lehensträger neu zu entfalten. Erst da, 11. August, trat das vorsichtige Östreich hinzu, zu spät, wie es manchem schien. Noch heute behauptet man wohl auf der Gegenseite uns, und französische Offiziere sagten es uns vor 40 Jahren in Italien noch keck ins Gesicht: Napoleon sei 1813 nicht eigentlich besiegt worden, nur erdrückt. Jetzt steht erwiesen fest, daß er von der Elblinie bis Hamburg 450,000 Mann hatte, kaum 20,000 weniger als die Gegner zuletzt. Aber schon wurden ihm selbst Landsleute, Zöglinge des eignen Heeres untreu wie der eitle Bernadotte; der eigne Schwager Murat begann frühzeitig sich die Zukunft zu sichern wie er hoffte. Die Hauptsiege über Napoleonische Truppen,



bei Groß-Beeren und an der Katzbach, bei Nollendorf, Dennewitz, Wartenburg verdankte man nicht russischen, schwedischen, österreichischen Oberfeldherren, nur preußischen Generälen.

Um Leipzig mußten die Feinde sich zusammenziehen. Dem Reitergefecht bei Liebertwolkwitz folgten am 16. Oktober die ernsten Kämpfe bei Wachau und Möckern; 5 Stunden donnerten bei jenem Dorfe die Feuerschlünde gegen einander. Vier Angriffssäulen unter Kleist und Klenay, Eugen v. Württemberg und Gortschakoff kämpften mit stets erneuter und doch scheinbar stets vergeblicher Tapferkeit. 4 Uhr nachmittags ließ Napoleon in Leipzig Sieg läuten, 2 Stunden später war ihm der geträumte Vorteil zum Teil wieder entrissen. Waren doch die schmerzlich erwarteten Zuzüge aus dem Norden bei Möckern von Blücher festgehalten und völlig besiegt worden, neben und nächst ihm von York — es war anerkannt der blutigste Kampf im ganzen Befreiungskriege.

Als Leipzigs Turmuhren sechs schlugen, fiel der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau — westlich der Stadt, bald verstummte auch das Geknatter der Gewehrfeuer. Den Gesichtskreis umschloß nur ein weiter Ring zahlloser Wachtfeuer von weggebrochenen Häusern und Zäunen, ja eine Zahl brennender Dörfer. Napoleon erkannte die Pflicht Opfer zu bringen, um etwas zu retten; ein rasches Schreiben bot seinem Schwiegervater Kaiser Franz Räumung aller Festungen bis zum Rhein, also Aufgabe des Rheinbunds, ja der Unabhängigkeit von Illyrien, Spanien, Italien und Holland. Seiner Annahme sicher that er am 17. nichts, während die Verbündeten, zur Ablehnung entschieden, nicht müßig blieben, ja durch Blücher das Dorf Eutritzsch dazugewannen.

An unserm 18ten — es war ein heller, heitrer Oktobertag (wie der heutige hier), begann die Blutarbeit in größerer Ausdehnung von neuem, und jetzt hatten die Verbündeten ihre ganze Macht aus Böhmen, Schlesien, Norddeutschland beisammen. Sechs große Angriffssäulen brachen gegen den Feind vor — die erste unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg (dem letzten der Fürsten dieser Landgrafschaft) vom Süden her die Pleiße entlang; die 2te unter dem Russen Barklay de Tolly nebst Kleist und Wittgenstein — beide zunächst ohne wesentliches Ergebnis, da die Verbündeten ihre Reserven noch sparten, der Feind alle Kräfte schon einsetzte. Da geschah das lange gehoffte. Wie schon am 8ten Bayern zu Österreich getreten war, so fuhr bei Brunsdorf das sächsische Geschütz



im Trabe hinüber zu den österreichischen Fahnen, die Schwaben folgten, und beide erhielten ihre Stelle bei der Reserve der Verbündeten. Ehe diese Lücke, deren Eindruck den Franzosen ein furchtbarer war, ausgefüllt, rückte die vierte große Angriffssäule heran, das Nordheer, freilich erst 5 Uhr im Aufmarsch vollendet. Von Plaußig, wo die Schweden vorsichtig stehn blieben, an der Theklakirche vorbei auf Schönfeld vor allem erstreckte sich der Kampf.

Dreimal ward das reiche Dorf blutig erobert, dreimal mit Zähigkeit verlassen, endlich mit gewaltiger Anstrengung behauptet. Erst im letzten Augenblick griff ein schwedischer Oberst mit 20 Geschützen ein, einen Teil der Schlacht für die Russen entscheidend — ein dort verwundeter Offizier Celsing ruht auf unserm Frauenkirchhof, wovon das Eisenkreuz mit schwedischer Inschrift zeugt. Konnte die fünfte Heersäule unter Blücher an diesem Tage nicht solche Lorbeern pflücken wie am 16ten (in Leipzig selbst einzudringen war noch zu gefährlich, so nahe es ihm auch von Gohlis her stand): so mußte die sechste unter Gyulai nach Schwarzenbergs Befehl den Feind nur beobachten und ließ nach mehreren Gefechten ihm die Flucht nach Weißenfels offen. Ein Teil der Franzosen schlug diesen Rückzug ein, mit viel größern Verlusten, wären die Oberbefehlshaber einiger und gleich thatkräftig gewesen. Vergeblich verlangte Blücher 20,000 Reiter, dem Feinde überall zuvorzukommen und ihn in Gemeinschaft mit den Bayern unter Wrede aufzureiben; nur York wagte ohne Erlaubnis den Marsch auf Halle-Merseburg.

So galts am neunzehnten den Kampf gegen Leipzig selbst (in das Napoleon mit dem übrigen Heer sich zurückgezogen), eine damals noch mit geschlossenen Thoren, zum Teil mit Wall und Graben geschirmte Stadt, welche sich vorzustellen dem jetzigen Besucher schwer genug fällt. In der Mitte die Preußen unter Kleist, rechts die Russen mit Wittgenstein, links unter Kollaredo die Östreicher — so zog man vom Südosten über das Schlachtfeld her, behindert durch unermessliche Heerestrümmer, Tausende von Leichen und Kadavern, unbrauchbar gewordne Wagen und Geschütze, über den kugelgepflügten Boden. Noch folgte eine Reihe blutiger Kämpfe, um so erbitterter, nachdem zu frühe Sprengung der Elsterbrücke durch die Franzosen ihnen den Hauptweg zum entkommen gesperrt hatte. Aber die Stadt blieb im ganzen unzerstört. Kurz nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm durch das



äußere und innere Grimmaische Thor ein unter den letzten Schlachtendonnern; gegen Abend traf auch Kaiser Franz bei ihnen ein.

Die mehrtägige Schlacht war gewonnen, die bei den Franzosen die Riesenschlacht heißt, bei uns die Völkerschlacht. Waren doch (abgesehen von Großbritannien und den Halbinseln der Pyrenäen und des Balkans) so ziemlich alle Völkerstämme Europas bis zu den mongolischen Baschkiren hier vertreten. Aber der Verlust der Verbündeten allein betrug 1760 Offiziere und 45,780 Unteroffiziere mit Soldaten. *Wir sind frei* (jubelte Arndt), *wir können die Sonne wieder ansehen als das Licht, das aufs neue Ehre und Tugend bescheinen wird.*

Und in Liedern klang's bald: *O Leipzig, freundliche Lindenstadt, dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl!* und zu Blüchers Preise *Bei Leipzig auf dem Plane — o schöne Ehrenschlacht! — da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht.*

Wie unendliche Hoffnungen schwellten damals das Herz der Sieger! Wer mochte ahnen, daß Jahrzehnte später noch so wenige erfüllt sein sollten! Hinweggetäuscht in der Begeisterung hatte man sich über so manchen wunden Punkt im Siege über Frankreich. Wenn ein Platen später bitter fragte: *Freiheitskriege fürwahr! stand wohl Miltiades etwa Mit Baschkiren im Bund, als er die Perser bezwang?* so traf er das Eine: Rußland, das eben erst 1807 so treulos Preußen an Napoleon verraten, hatte eben den Weg gebahnt und uns seine Hülfe leihen müssen, ohne ein Herz für Deutschlands Wohlfahrt; Östreichs Führung zweitens mannigfach den vollen Erfolg aufgehalten. Bald zeigte sich immer deutlicher die Verwandlung des Volkskriegs in einen Krieg europäischer Fürsten (unter denen der preußische noch einer der geringsten war) zur Herstellung nicht des Rechtes des so beraubten Deutschlands, sondern eines mächtigen königlichen Frankreich; und ein Umland mochte schon zwei Jahre später klagen:

*Die Schlacht der Völker ward geschlagen,*

*Der Fremde wich von Deutscher Flur;*

*Doch die befreiten Lande tragen*

*Noch manches vor'gen Dranges Spur u. s. w.,*

und schärfer noch 1816 in dem gewaltigen

*Wenn heut ein Geist herniederstiege, Zugleich ein Sieger und  
Held,*

*Ein solcher, der im heil'gen Kriege Gefallen auf dem Siegesfeld etc.,*



zu derselben Zeit, wo die Furcht vor drohenden Revolutionen die edelsten Jünglinge zugleich mit andern verfolgte, wo ein preußischer Minister amtlich klagen konnte, daß Fr. L. Jahn die *höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands* aufgebracht habe; wo man einen E. M. Arndt, den treuesten Mithelfer der Besieger Napoleons, wegen nichterwiesener Äußerungen seines Amtes als Lehrer der Jugend entsetzte, bis er siebzigjährig wieder eintreten durfte. Aber voll Jubels feierte das Volk mit Freudenfeuern von Berg zu Berg alljährlich die Leipziger Schlacht, bis ihr Andenken vor stärkern Siegeserinnerungen allmählich verblasste.

In die achtzehnte Feier hinein, 3 Tage nach Begründung eines revolutionsgebornen belgischen Königsreichs 1831, dröhnten in Potsdam 101 Festschüsse, die Geburt eines Prinzen zu melden, diesmal voraussichtlich einen Thronerben. Bei der Taufe erhielt er zu den echt preußischen Namen den des großen Karl und den griechischen, nun russisch gewordenen eines Völkerbesiegers (Nikolaus). Auf den Armen hielten den Täufling als Paten Großvater Friedrich Wilhelm III, der Mitsieger in der Völkerschlacht, der geistvolle Oheim und Kronprinz, später Fr. W. IV, in dessen Friedenskirche nun seines Patenkindes als des zweiten neuen Kaisers Sterbliches ruht, und Friedrich Karls Vater Prinz Karl. Wen möcht' es wundern, wenn der Erwachsene später des Vaters strenges Pflichtgefühl und sein Feldherrntalent mit dem schlichten Bürgersinn des Großvaters einerseits, anderseits mit dem Witze des Königlichen Oheims dessen Sinn für Wissenschaft und Kunst verband. Noch lag der Glanz eines sonnigen Morgens über seiner Jugend, und (wie wenige Fürsten) fand er früh wahre Freunde, an denen er zeitlebens festgehalten. Als 16jährigen stattlichen Jüngling sah ich ihn das erste Mal am Brandenburger Thore aufblicken zur Viktoria; er ahnte schwerlich, daß er wenige Wochen später den ersten großen Schmerz empfinden würde um Vater und Vaterland, dieses in wilder Umwälzung zucken sehen, jenen zu jener Küste fliehen, die ihm einst eine teure zweite Heimat werden sollte.

Fünfzehn Jahre nach 1848 feierte er selbst seinen Geburtstag in Schottlands Hochgebirgen als Eidam des brittischen Königspaares. Dorthin sandten wir dem glücklichen Gatten und Vater — voll größerer Hoffnungen, als man sonst vielleicht auf einen Königssohn setzt, von Colberg aus unsern Drahtglückwunsch, als wir, Leipzigs 50jähriges Gedächtnis zu feiern, jeder einen der damals noch zahl-



reichen Veteranen aus jener Zeit an der Hand, zum Festmahle gingen, an welchem des Feldmarschalls Gneisenau Sohn und die Tochter des alten Nettelbeck teilnahmen.

Eines Jahrhunderts Hälfte war verflossen, seit viel Edler Blut den Boden tränkte um die Lindenstadt, und wie manches war geschehen seitdem, das nicht hätte geschehen sollen! Wohl hatte sich allmählich ein verfassungsmäßiges Leben entwickelt in fast allen deutschen Landen vom kleinen Weimar an, wo Goethe den Reigen führte. Wohl war das Bewußtsein, einer großen, einst in Europa gebietenden Nation anzugehören, allgemeiner und tiefer geworden, tiefer begründet auch auf Grund fünfzigjähriger geschichtlicher Forschungen auf allen Gebieten. Weniger als je aber schien die Stimme des zur Führung unverkennbar berufenen größten protestantischen Staates im Fürsten- und Völkerrate zu gelten, nicht einmal im Rate der deutschen Fürsten zu Frankfurt. Entgegen den Beschlüssen und Bedingungen von 1814 und 15 saß wieder ein Napoleonide auf fränkischem Imperatorenthrone, nur dem heuchlerischen Namen nach des Friedens Fördrer — neben ihm die Spanierin, innerlich die bitterste Feindin des ketzerischen Preußens; und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr entfremdete man zwischen Wolga und Rhein (der auch noch Schenkendorf und Arndt nicht als Grenze Deutschlands — nur als dessen Strom galt) edle deutsche Stämme dem alten Heimatlande. Staaten dritten Ranges sogar wie Dänemark durften die einstige Nordmark ungestraft knechten, und alle Schützen-, Sänger-, Turnfeste hatten das meerumschlungene Schleswig-Holstein nicht zu befreien vermocht, so lange die (kurze Zeit allzu schüchtern entfaltete) Deutsche Flagge wieder von der See verschwunden war, so lange ein großer Teil der Deutschen noch in den Habsburgern die berufenen Erneuer der Herrlichkeit des Reiches erblickten.

Aber nur einen Monat nach diesem 18. Oktober 1863, und der Tod Friedrichs VII. von Dänemark zeigte den nächsten Weg, eine der Lücken unsrer Ehrenkrone zu schließen. Preußische und österreichische Siege erwarben für immer die Deutsche Nordmark zurück, und wenn auch allmählich erst die Idealergerichteten (unter ihnen der vornehmlich von seinem weitschauenden Schwäher Prinz Albert politisch gebildete Kronprinz) erkannten, daß der von König Wilhelm sehr bald gewählte Ministerleiter v. Bismarck ebenfalls die Wiedergewinnung Deutscher Einheit unter Preußens Führung



zum letzten Ziele hatte: Deutschland hatte seine Führer zu neuen Ehren. Von jenen 1861 an den König gerichteten Dichterforderungen, die ich schon einmal hier erwähnte, den Skandinaven weit in sein Meer hinauszuerwerfen u. s. w., war die eine erfüllt; bald sollte Einlösung der zweiten folgen in Bezug auf den Welschen.

War *unser Fritz*, wie das Volk in Waffen später ihn so gern nannte, im Dänenkriege wegen seiner lebenswürdigen versöhnlichen Weise dem Hauptquartiere nötiger erschienen als an der Spitze eines Heeresteils: so galt es im *Deutschen Kriege* 1866 zu zeigen, welches Vertrauen er auch als Heerführer verdiene. Ich eile auch über die bei Chlum und Königgrätz gepflückten Lorbeeren hinweg — wir wollen jetzt die Trauer des letzten 18. Juni nicht erneuen — um mit wenigen Worten noch vorzuführen, wie er die neue Einheit des deutschen Kaiserreiches mit schaffen half.

Nicht um die einzelnen Schlachten zu schildern, die Thaten von Weißenburg, Wörth, Sedan (über dessen Glanz man Leipzig zu vergessen mit Recht anfang) — zunächst nur darauf hindeuten, wie neben dem ehrwürdigen König Wilhelm kein Führer so geliebt war als eben unser Kronprinz Fritz. Hat sich mit andern Feldherren und ihren Namen der Schrecken des Krieges verbunden: mit ihm (der gelegentlich von sich selbst sagte, seine Abneigung gegen die Blutarbeit sei bekannt) verbanden sich seine Poesie und Menschlichkeit. Er war am frühesten die verbindende Brücke zwischen Nord und Süd, die herrlichste Vereinigung der deutschen Stämme (so schwierig ihm anfangs diese Aufgabe erschien) lag in ihm. Und mocht' er der schönste Mann im Heere heißen, wie sein Vater der beste: so vereinigte sich in ihm der Hohenstaufe mit dem Hohenzoller — umsomehr durfte er früh in der Hoffnung der Erneuerung des Kaisertums leben.

Schon nach dem Wörther Siege war (wie wir jetzt zu wissen glauben) ihm klar, daß mit erlangtem Frieden dem einheitsdurstigen Volke etwas Ganzes, Greifbares geboten werden müsse. Nach dem Siege bei Sedan empfindet er schmerzlich, daß diplomatische Rücksichten noch nicht erlaubten, den Kaisergedanken offen zu verfolgen; aber schon beim betreten der Versailler Prunksäle (16. September) hegte er die feste Hoffnung, grade hier werde Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werden. Wenige Tage später legte er dem greisen Vater ausführlicher dar, welcher Unterschied bestehe zwischen dem französischen (stets aus der Republik wie in Rom



erwachsenen) Imperatorentum und der Würde des Deutschen Oberkönigs, für welche vor fünf und mehr Jahrhunderten der Kaisername — auch unabhängig von Rom — als der entsprechendste angenommen worden sei. Er weiß es wohl und empfindets immer neu, wie richtig sein Schwiegervater (der wegen der deutschen Herkunft von den Engländern so mißtrauisch betrachtete Prinz-Gemahl) eben über diese Deutsche Frage dachte und riet, und wie unpolitisch und undeutsch anderseits Königin Viktoria dem Deutschen Siegergreise Milde gegen die Besiegten empfehle, fast wie einst Frau v. Krüdener dem weichen Russen Kaiser Alexander. Er freut sich anf. Oktober, wie nun nicht nur Bayern zu vollem Eintritt bereit ist, sondern auch Graf Bismarck die Kaiserfrage ernstlich ins Auge faßt, der es zu bereuen scheine, daß nicht schon 1868 darauf eingegangen worden. Hätt' es doch an einem Vorgange schon 1805 nicht gefehlt, als Friedr. Wilhelms III. Staatsmänner Aufrichtung eines norddeutschen Kaisertums planten. Unzweifelhaft sind es des Kronprinzen ureigene Worte oder wenigstens Gedanken, welche er heute vor 17 Jahren am 18. Oktober 1871 nach der Einnahme von Soissons (wo einst der letzte Römerrest dem Germanenkönige erlag) in Versailles in sein Tagebuch eintrug: *Diese einzigartige Feier meines Geburtstages weist mich besonders auf den Ernst der Aufgabe, die ich einst auf deutschpolitischem Gebiete lösen muß, denn ich hoffe in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben, und daß dies mein letzter Feldzug sein möge. Unverkennbar blicken viele mit Vertrauen auf die Aufgabe, die einst (so Gott will) in meinen Händen ruhen wird; und ich empfinde für die Lösung derselben auch eine gewisse Zuversicht, wie ich weiß, daß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig erweisen werde.* — Bei Tische brachte der König seine Gesundheit aus *als dessen, der uns hieher geführt hat.*

Noch 17 Jahre (wer hätte es damals vermutet?) sollte er nur der erste am Throne sein, aber pietätsvoller Zeuge der sich steigenden Erfolge seines kaiserlichen Vaters und der nicht minder wachsenden Verehrung und Liebe zu dem ehrwürdigen Greise, Zeuge der Ausdehnung deutscher Macht und deutschen Schutzes in zwei andren Weltteilen gegen Muhammedaner und Heiden, Zeuge des stets fester um Deutschlands Kaiser und Kanzler sich schlingenden Friedensbundes — Vertreter des erhabnen Vaters bald hier, bald da, vor allem auch bei dem Lutherfeste vor fünf Jahren, da er der



nachmaligen Kaiserin Lorbeerkrantz am Reformatorengrabe niederlegte und wahrlich markigere Worte sprach, als 1802 beim Jubelfeste dort erschollen waren.

Als König Friedrich III. in Namens-Anlehnung an den *alten Fritz*, den großen Ahn, bestieg er im März den Preußenthron, der ihm zugleich das Recht gab, vor ganz Deutschland seine Herrschergrundsätze zu entwickeln als Kaiser Friedrich. Gab es von alters her einen teureren Klang in der Erinnerung an die mittelalterliche Herrlichkeit, vom Kiffhäusertraum nicht zu reden? Zu Gelnhausen auf der Kinziginsel nahe dem Thore ragen noch die Mauern der alten Kaiserpfalz, in deren Saale der Rotbart einst den widerspenstigen, ja fahnenflüchtigen Welfen der Herzogswürden entkleidete; aus der Wand winkt dem andächtigen Wanderer der Hohenstaufische Löwe entgegen und nicht fern davon ein edles Antlitz in Stein gehauen. *Zu Gelnhausen an der Mauer* (sang Schenkendorf einstmals) *Steht ein steinern altes Haupt, Einsam in dem Haus der Trauer, Das der Epheu grün umlaubt. Und das Haupt — es scheint zu grüßen, Fragend uns halb streng, halb mild. Laßt es uns in Demut küssen — Das ist Kaiser Friedrichs Bild.*

Aber Gottes Ratschluß über den neuerstandnen Kaiser Friedrich war ein anderer, wie wir mit tiefem, wachsendem Schmerz seit Jahr und Tag erkannten. Am Tage von Waterloo hat man das Sterbliche des Helden eingesenkt, der einst am Leipziger Festtage zur Freude des Fürstenhauses wie des ganzen Volkes geboren war. Jetzt vor einer Stunde ist der Grundstein zu seinem Mausoleum gelegt worden. Aber hat seine Herrscherzeit nicht einmal den 100sten Tag erlebt: nicht als Feldherr bloß und Fürstensohn, als ein gesegneter Mann stehe er in unserer Erinnerung vor uns, er, der drei Kindern am Traualtar die Hand aufs Haupt gelegt, fünf Enkel auf dem Knie gewiegt, leuchtend in Sonnenglanz, ein Liebling des Deutschen Volkes, ein Liebling Gottes auch, der ihn also zierte.

Kaiser Wilhelm I. und sein herrlicher Sohn samt ihren Ratgebern und Feldherren haben mit Gottes Hülfe es uns möglich gemacht, heute zur 75jährigen Erinnerung jener Völkerschlacht (deren Mitkämpfer in unserm Ländchen alle ausstarben bis auf einen hochbejahrten General in der Hauptstadt) in voller Freude zu begehen, ohne jene Nebengedanken mangelnder Erfüllung wie vor 25 Jahren.

Und über die Trauer, daß jene uns beide entrissen sind, auch



Kaiser Friedrich vor der Zeit, hilft uns ein Blick hinweg auf den Erben seines Thrones und seiner Tugenden, der von Woche zu Woche sich deutlicher als ebenbürtiger Nachfolger erwiesen — in festlichem Zuge von Meer zu Meer, von Land zu Lande ziehend, das Friedensband allzeit fester zu schürzen — der erste Deutsche Kaiser, der in der ewigen Roma so willkommen geheißen worden ist, der dem Haupte der römischen Christenheit gegenüber die evangelische mit voller Würde vertreten hat, der wenn nötig auch über die im fernen Welttheile gegen das Kreuz überhaupt sich erhebenden Bekenner des falschen Propheten den Sieg erringen wird, wie die staufischen Friedriche in Asien.

*Dem Friedensbund ein starker Hort,  
dem Friedensfeind voll schneid'gen Grimms —*  
also erklang sein Kaiserwort!

hör', Westen, es; du, Ost, vernimm's.  
O schütze, Gott, uns Volk und Reich;  
die Jugend mach den Ahnen gleich;  
zum Kampfe stark, im Herzen fromm,  
auf dafs auch dein Reich zu uns komm'! Amen.

---



**Gr. Wilhelm Nitzsch,  
einst Oberlehrer in Zerbst.**

Säkularrede 22. Nov. 1890.

— Wir feiern morgen das Totenfest. Die Morgenandacht des Montags wird an einen schmerzlichen Verlust erinnern, den das endende Kirchenjahr unserer Schülergemeinde gebracht. Gottlob daß trotz mancher Krankheiten unser Lehrerkollegium in den letzten Jahren verschont geblieben. Aber pietätsvoll gedenken wir bei solchem Anlaß auch älterer Verluste. 127 Lehrer sind seit 1803 an dieser Klosterschule eingetreten, 63 (also die Hälfte) ins Jenseits abgeschieden; von den noch lebenden 64 wirken 36 in andern Ämtern — meist auch an andern Orte, 5 sind in den Ruhestand getreten. Einen unter jenen uns heute zu vergegenwärtigen haben wir besondern Anlaß, da er, der zeitlebens mit Stolz als einstiges Glied unserer Lehrerreihe genannt wurde, gerade an diesem Tage vor 100 Jahren seinen Eltern geschenkt worden ist.

Gregor Wilhelm Nitzsch ward am 22. November 1790 zu Wittenberg geboren in dem altertümlichen Pfarrhause, das zu Luthers Zeit Bugenhagen inne hatte. Sein Vater war D. Karl Ludwig N., Professor der Theologie an der Universität und Generalsuperintendent des Kurkreises, der nordwärts noch Belzig u. a. mit umfasste. Zwei ältere Brüder (sp. Professoren der Zoologie bez. Theologie) waren im Hause, ebenso zwei Schwestern, denen später noch zwei folgten — alle vier dann ehrenvoll vermählt. Das Familienleben des ursprünglich adligen Geschlechts (erst der Großvater hatte als Landpfarrer zu Apollensdorf an der Grenze Anhalts den Adel aufgegeben) war ein durchaus edles und feinsinniges. Der weithin, insbesondere auch von den zahlreich da studierenden Ungarn hochverehrte Vater, Ernst



und Milde, Freundlichkeit und Würde trefflich paarend, sorgte aufs beste für den Unterricht der Kinder im eigenen Hause.

Doch durften sie auch mit wohlerzogenen Genossen anderer Familien, der Vettern Wernsdorf (denen das Cranachsche Haus gehörte) u. a. spielen und sich tummeln. Die alten Befestigungen Wittenbergs waren meist verfallen; vornehmlich von der 1760 durch die Reichstruppen erfolgten Beschießung der Stadt her lag sogar ein Teil des Nordviertels an dem alten, die Askaniergräber bergen- den Franziskanerkloster noch in Trümmern — nun ein besonders beliebter Versteck- und Kampfplatz der Knaben. Desto weiter dehnten sich rings die 1770 wieder aufgebauten Vorstädte mit manchem später wieder verschwundenen prächtigen Wäldchen.

Ein feiner und zarter Knabe bedurfte Wilhelm Nitzsch öfter des Schutzes durch den 3 Jahre ältern Bruder Karl, dem er sich in der geistigen Entwicklung mehr und mehr ebenbürtig zeigte. Der älteste Sohn, Christian Ludwig, war 15 Jahr alt dem Gymnasium illustre in Gotha übergeben worden; die beiden andern brachte der selbst einst in Meissen erzogene Vater, als sie eben jene Altersstufe erreicht hatten, nach der seit 1801 unter Ilgen neuaufblühenden Schulpforta. 1805 ging Karl Immanuel hier ab, eben als Wilhelm in die unterste Klasse Tertia eintrat, um das Jahr darauf nach Untersekunda aufzurücken.

Berühmt durch ihre Strenge, bot die Anstalt doch auch damals neben den Studien jugendliche Spiele, Turnübungen, Flußbäder, Gesang und Musik, Tanzunterricht antiken Charakters, Bergtage, d. h. fröhliche Jugendfeste auf dem benachbarten Knabenberge. Dagegen war die Studienordnung eigentümlich genug. Wohl redeten die Lehrpläne auch von Mathematik und Naturkunde, Philosophie, neuern Sprachen und Zeichnen: der Schwerpunkt ruhte durchaus auf Latein und Griechisch; die deutsche Litteratur hatte im Unterricht keine Stelle — sogar im Privatstudium galten solche Bücher als „falsche“. Höchstens 4—5 Lehrstunden den Tag, wechselnd mit Arbeitsstunden, allwöchentlich 2 halbfreie, allmonatlich 2 ganz freie Tage zu eigener Beschäftigung. Halbjährlich freie Aufgaben, die den Wetteifer außerordentlich anspornten. Privatim trieben einzelne Lehrer mit Freiwilligen manches Studium, das weit über das Ziel der Klasse hinausging. Ähnliches unternahmen die bessern Schüler (die *eximii*) unter sich in ihren Freundschaften. Man übersetzte die Dichter metrisch ins deutsche, die Prosaiker aus dem Latein



ins Griechische und umgekehrt. Besonders blühte altsprachliche Versifikation, bis 40 000 Verse aufs Jahr hat man herausgerechnet. Mochte manches der Art ohne besondern Wert sein: im ganzen gewiß wurden die Gemüter mit der idealen altklassischen Welt unendlich vertrauter, als es heute neben den gesteigerten Forderungen der sog. Realien, der Geschichte und der exakten Wissenschaften möglich ist.

Um so mehr Zeit wurde daneben den religiösen Ansprüchen eingeräumt. Die Mahlzeiten eingefafst in Gesang und Gebet, Abend- wie Morgenandachten, zweimaliger Kirchenbesuch waren Regel. — So erzogen und gebildet ist Karl Imm. Nitzsch anerkannt derjenige deutsche Theologe unseres Jahrhunderts geworden, der vor vielen andern heimisch war im klassischen Altertum — so nach ihm Gr. Wilhelm einer der Philologen, die besondern Sinn besaßen ebenso für volle Würdigung kindlich gläubigen Christentums wie für die Altertumswissenschaft nach ihrer sittlichen Seite. War jener mit Döderlein, Meineke, Thiersch in regste Freundschaft getreten: so nun der jüngere Bruder mit Köster, Dissen, Schilling, mit dem 3 Jahre jüngern H. E. Schmieder, der heute noch 96jährig mit Wehmut seiner gedenkt\*), u. a. Mit solchen Freunden las er wissensdurstig die meist ganz der Privatlesung überlassene Odyssee, sowie die von der Klasse übrig gebliebenen Rhapsodien der Ilias — nicht selten *per excessum* vor der gesetzlichen Aufstehzeit, oder wenigstens in den für Privatarbeit bestimmten Zwischenstunden etwa in einer schattigen Laube des Primanergartens — früher auch unter Leitung des sog. „Obergesellen“ (Stubenseniors), die Tragiker bei einem alle begeisternden jungen Lehrer, dem unter G. Hermann gebildeten Professor Lange.

*Aus grünen Bergen* (rief Wilhelm später einst dem ältern Bruder zu) *hebt sich dort die stille Pforte,*  
*die Dich und mich ins Sagenland zum Borde*  
*des kampfumtönten Simoeis geführt,*  
*und zum olymp'schen Plan, wo zu den Weisen,*  
*die reinen Menschensinn und heitre Schönheit preisen,*  
*der Sänger seine Leier rührt.*

Beim Abgange hielt jeder Primaner eine lateinische Valediktionsrede, welcher herkömmlich poetische Danksagungen an Gott,

---

\*) † 11. August 1893, vgl. oben S. 131 Anm.



an Fürst und Vaterland, an Lehrer und Schule sich anschlossen. Wir sind nicht unterrichtet, welche Themata Wilh. Nitzsch gewählt hatte; auch die Behandlung des Vaterlandsdanks mochte antik gehalten sein.

Denn noch ruhte deutsche Vaterlandsliebe in jener Zeit meist in fast unbegreiflicher Weise. Wie der im grauesten Teutonen- und Skaldentum schwelgende Klopstock später für die französische Revolution als Anfang aller Völkerbefreiung schwärmen konnte, weil er allerdings die traurigen heimischen Zustände als unhaltbar empfand: so mochte nach Napoleons Auftreten auch im Innern Deutschlands mancher Jüngling für die Weltmonarchie des neuen Alexander sich begeistern, von der auch ein Goethe so viel hoffte — aber die im Rheinbunde, zumal an den preußischen Grenzen bald erlebten häuslichen und staatlichen Drangsale heilten ihn nicht zu spät.

Bei Beginn der Heeresansammlungen für den russischen Feldzug 1812 war Nitzsch bereits Student in Wittenberg, um (da in Sachsen die Philologie noch nur als ein Teil der Theologie galt) Vorlesungen dieser Wissenschaft bei seinem Vater, jener ihm wichtigeren bei Lobeck und Spohn zu hören, Philosophie bei Grohmann. Letztgenannter war es, der einst am Schlusse einer Disputationsstunde das zürnende Wort an die erregten richtete: Ahnen Sie denn gar nicht, junge Freunde, daß sich der Eroberer, nachdem er mit den Deutschen fertig zu sein glaubt, am russischen Eiskolofs den Kopf zerstoßen soll?

Noch vor Vollendung seiner Studien aber wurde Nitzsch durch den Krieg in andre Bahnen gelenkt. Am 21. Febr. 1813 trennte der König von Sachsen seine Armee von der napoleonischen, eine Art Neutralität zu versuchen. Um so fester hielten die Franzosen das schon vorher in ihre Hand gegebene Wittenberg fest, das sie neu verschanzt hatten. Die Universität wurde wie früher öfter formell nach Schmiedeberg verlegt. Doch blieb mancher Professor, durch andere Ämter gehalten, zunächst in der Stadt, bis diese (nach Niederbrennung der Vorstädte und Beschießung durch die Verbündeten aufs äußerste gefährdet) sie auch zum Auszuge veranlafte. So Vater Nitzsch, nachdem er so lange als möglich bei seiner Gemeinde ausgehalten — er und Familie fand in einem Dorfe (Eutzsch) Zuflucht; die beiden Söhne hüteten die von französischen Generälen als Quartier beanspruchte Superintendentur.

Als aber nach der Leipziger Schlacht ein „Banner freiwilliger



Sachsen“ zur Unterstützung der Preußen aufgeboten wurde: da litt es den 22jährigen Studenten nicht länger; in einer nebligen Nacht überkletterte er glücklich den Stadtwall, ging durch den hier ziemlich trockenen Graben von Schildwachsüssen vergeblich verfolgt — zunächst zu seinen greisen Eltern, ihre Einwilligung zu erbitten; und als er des Vaters Frage, ob er's denn über sich gewinnen werde, einen Gegner vom Pferde zu hauen, zuversichtlich bejaht hatte, ließ dieser ihn bewegt ziehen. In einem Briefe an die Mutter von Leipzig aus heißt es dann u. a.: „Mögen Sie über diese bange Trennung Trost finden darin, daß ich mit Kampf gegen sehr liebe Neigungen, mit Aufopferung so manches schönen Wunsches den neuen Schritt unternahm. Dann, meine herzlich geliebte Mutter, haben ja die tausend Sorgen für meine Jugend ihren Lohn, wenn Ihr Sohn Kraft und Willen hat, wider des Herzens Sehnen das Schwerste zu ergreifen, weil es jetzt das Herrlichste ist.“ Und ein Freund des jungen Kriegers schrieb später über ihn: „Wer den schon in der Jugend ruhigen und besonnenen Mann gekannt hat, würde kaum geahnt haben, welche stille tiefe Glut er in sich barg — eine Glut, die zwar Funken sprühte, aber aus einem ernsten fleißigen wissenschaftlichen Leben hervorging.“

Nitzsch wollte unter General von Thielmann fechten, ließ sich aber durch einen befreundeten Major v. François bestimmen, in das von diesem begründete Landwehrbataillon einzutreten, eins der zuverlässigsten unter den sächsischen. Die Märsche desselben führten ihn bis nach Courtray und Lille gegen Marschall Maison. Am 25. Februar zum Unterlieutenant ernannt, hatte er sich bald auch im Gefechte zu bewähren. Wie ich aus seinem Munde weiß, hatte sein Vorgesetzter nur an ihm auszusetzen, daß er seine Leute zu lange im Feuer ließ — nach militärischen Grundsätzen hätte er mit ihnen den Rückzug früher antreten dürfen und sollen. Gern erzählte er auch sonst Söhnen und Neffen interessante Einzelheiten — aber stets ohne die leisesten Spuren einer hier am ehesten verzeihlichen Ruhmredigkeit.

Als er nach Wittenberg heimkehrte, war ihm am heimischen Lyceum schon eine Lehrerstelle offen gehalten; obgleich er formell keine zwei Jahre studiert hatte. Nur zwei Lateinklassen hatte dasselbe gehabt; mit nur neun Schülern hatte Ende Januar 1814 Konrektor M. Spitzner den Unterricht begonnen, mit wenig mehr am 19. April das Rektorat übernommen. Zweiter Lehrer nun wurde



Nitzsch, nachdem er (entsprechend der gemüthlichen Weise jener Zeit) nur ein kurzes lat. Colloquium bestanden bei seinem Vater als dem Scholarchen.

Freilich zog sich die immer notwendiger erscheinende Erweiterung der Schule noch hin, und so verdacht' es Nitzsch keiner, als er eine schon im folgenden Jahr sich bietende Aussicht gern benutzte. Herzog Franz von Anhalt-Dessau, welcher 1803 diese unsere nach ihm genannte Franzschule mit wärmster persönlicher Fürsorge gegründet und weiter auszubauen bedacht war, berief den jungen strebsamen Wittenberger (mit dessen Vater er schon 1812 kirchlich in Beziehung getreten) nach Zerbst als vierten Oberlehrer und Nachfolger des von Magdeburg hieher gekommenen — nun nach Halle gehenden Dr. Wachsmuth, der später als Professor der Geschichte in Kiel und Leipzig wirkte und Ruf erwarb.

Direktor war hier seit 1809 der auch aus Wittenberg stammende gelehrte Dr. Fähse, durch seine Schriften hinreichend als Kenner des Pindar und der Tragiker, Platons und Plutarchs bekannt. Nach mancherlei Unterrichtspausen in der Kriegszeit, während deren sie in Räumen des Schlosses untergebracht war, hatte auch die Zerbster Schule erst Ostern 1814 wieder ein regelmäßiges Leben begonnen: 1 Selektä, 4 weitere Sprachklassen, in deren unterster Latein und Französisch zugleich anfing; endlich 2 lateinlose, den Bürgerschulen entsprechend.

Am 10. Mai 1815 erschien der neugewählte vor dem Schulephorat zur sog. privaten Probe, tags darauf hielt er eine öffentliche Probelektion — am 13. Juni vom Konsistorium bestätigt, ward er 22. Juni feierlich eingeführt. Das Ephorat war in Prima versammelt. Direktor Fähse hielt eine deutsche, Nitzsch eine lateinische Rede, eine Arie des Schülerchors schloß die Feier; abends begrüßten die größeren Schüler mit Fackelzug unter Musikbegleitung (unter Kantor Ehrenberg?), und feierten zugleich einige ältere Lehrer.

Einen mitgebrachten Zögling (Breithaupt, später in Havelberg) gab Nitzsch hiesiger Ordnung entsprechend ans Herzogliche Pädagogium ab. Seine Hauptthätigkeit bezog sich auf Untersekunda; voll heimisch wurde er wohl hier erst, seit er 15. April 1817 sich mit Auguste Vogt, Tochter eines Wittenberger Prof. med., Schwester des später als Bugenhagenforscher u. s. f. bekannt gewordenen Theologen, verheiratet hatte. Das junge Paar wohnte hier im Kloster,



wohl wo jetzt Nr. 7 und Nachbarräume sich befinden. Bald verband ihn engere Freundschaft mit einigen Kollegen, dem Theologen Frz. Theod. Richter (später Superintendent in Dessau), seinem Vetter und Universitätsgenossen, dem allerdings ältern Mathematiker Dr. Schmager u. a., ganz besonders dann Familienverkehr mit dem weithin verehrten Direktor der höhern Töchterschule Hausmann, und Frau wie Töchtern.

Die Akten der damals erneuten Litterarischen Gesellschaft hier, welche u. a. einen Oberforstmeister v. Kalitsch, Grafen v. d. Schulenburg, Appellations-Ger. Präsident Mann, Hofrat Hennig, Apotheker Zier, Pastor West zu den ihrigen zählte, zeigen ihn mehrfach thätig. Während Hausmann gelegentlich ein eigenes Drama „Die Anhaltiner“ oder einen Aufsatz über häusliche Kindererziehung las, Dr. Schmager (von Hause aus Maler und Architekt) über die Baukunst der Alten mehrere Vorträge hielt: gab Nitzsch eigene Arbeiten über Entstehung und Bedeutung der Sprichwörter, Mittheilungen über die Geschichte der Beredsamkeit, Aufsätze über die Erziehungsgrundsätze der Alten besonders Platons, briefliche Aphorismen über Wissenschaft und Litteratur u. dgl. zum besten.

Das Reformationsjubiläum von 1817 veranlaßte ihn zur Veröffentlichung einer noch heute interessanten Erstlingsschrift. Direktor Fähse hielt 1. November auf dem großen Pensionärsaal (eine Aula gibts ja erst seit 1871) vor zahlreicher Versammlung eine deutsche Rede über Luthers Katechismus. Nitzsch war eine Vorführung der Verdienste Melanchthons besonders zweckmäßig erschienen gegenüber den Schülern einer Anstalt, die nach den Plänen dieses (1546 sogar eine Zeitlang in Zerbst wohnhaften) Reformators eingerichtet wurde. So ließ er hier bei A. Füchsel eine *Epistola familiaris* drucken *ad Franciscei discipulos, qua Phil. Melanchthone studiorum autore proposito, ad sacrorum instauratorum secularia pie recteque concelebranda amice eos hortari voluit Gr. Gu. Nitzsch Franciscei subrektor*. Deutsch etwa: „Vertrauliches Schreiben an die Schüler der Franzschule, als freundliche Mahnung an dieselben, die Reformations-Säkularfeier in rechter und dankbarer Weise zu begehen durch Befolgung der Studienratschläge Philipp Melanchthons.“

Wir haben (mein' ich) die Pflicht, bei diesem Schreiben etwas zu verweilen. N. entwickelt in Kürze Melanchthons Grundsätze für Schulgründung und Leitung, charakterisiert dessen zahlreiche Dekla-



mationes (von Schülern zu haltende Reden) und als letzte Ziele den Kirchen- und Staatsdienst für alle. Ernstlich ermahnt er an Melanchthons Hand auch die Zerbster Jugend, sich frei zu halten von der immer mehr überhand nehmenden Neigung, allerlei durcheinander zu lesen und zu naschen, statt in eins nach dem andern sich zu versenken.

Er zeigt, wie grade Magister Philippus die Geschichtsstudien alles Ernstes empfehle, und nennt ihnen Heinrich Luden als den für unsere Zeit bedeutendsten Historiker, der die rechte Weise lehre. Aber freilich sei dazu das Sprachstudium der nächste Schlüssel, die alten Sprachen vornehmlich (gegenüber den gewissermaßen ein europäisches Idiom darstellenden neuern), unter jenen wieder die griechische als Scheide des idealen Humanismus, während die lateinische mehr der Praxis diene — so zwar, daß, wer gründlich zu Werke gehn wolle, erst Latein, dann Griechisch, dann wieder Latein studieren müsse. Wohl wisse er, daß seine Zerbster Schüler an sich schon ordentlich studieren wollten; gewiß würden sie nun vor allem hören wollen, was grade Melanchthon für unsere Schulen an Gesetzen, Rechten, Belohnungen in Aussicht stelle. So gibt er denn für Bildung des Charakters wie der Humanitätsstudien zunächst eine Reihe Sätze als Auszug aus des Reformators Schriften:

1. Zu lernen sei nicht bloß durch Übung ohne Regeln; man gewöhne sich sonst an Regellosigkeit auch für wichtigeres.
2. Aber die Regeln seien von Anfang an durch Lesung des Besten einzuüben, denn eine Regel sei nichts ohne Beispiele.
3. Dichter und Geschichtschreiber vor allem verdienten Studium.
4. Aber bei jedem Autor müsse man fragen, was an ihm zu bewundern, zu loben, nachzuahmen sei.
5. Nachahmung müsse jeder selbst versuchen, Urteil und Stil zu bilden.
6. Neben dem Schriftlichen müsse die Redeübung hergehen.
7. Bloß schreiben stumpfe ebenso ab, wie das bloße Lesen und Hören. Aber es gelte vor allem, in Einem heimisch werden; sagte doch Virgil: „Lobe weit sich deh nende Felder, Aber ein kleines bebaue!“
8. Für jede Gattung gilt es, einen Musterschriftsteller auszuwählen.
9. Cicero sei ein gutes Muster für den Anfang, eine passende Autorität für spätere Zweifel.
10. Seine Officia seien wichtiger als die Rhetorica.
11. Je genauer die Übersetzung, desto deutlicher erkenne man die Vorzüge der Wortwahl, der Figuren, der Satzgliederung.
12. Wie sein Stil, so seien auch die Dichter in Versen nachzuahmen, wobei die Wortwahl



am deutlichsten erkannt werde. Freilich werde hier in Zerbst dergleichen sehr wenig betrieben; im Widerspruch mit seinen Wünschen als Erzieher würden die Knaben hierorts viel zu früh in die Umgangskreise der Erwachsenen aufgenommen — daher dann häufig frühes Erkalten der in der Schule gepflegten jugendlichen Wärme für das Ideale. So schließt er diese Consilia mit dem bekannten *Dimidium facti* u. s. f. „Wenn Du begannst, so gewannst Du halb. Klug wage zu werden“, pflegt die alten Römer, schließt die Griechen ins Herz. Melanchthon hierin folgend werdet ihr auch Luthers würdig werden, auch für deutsche Sprache und Litteratur, auch für die Religion. Wetteifert mit einander und übertragt als Männer eure hiesige Schulfreundschaft auf das Wirken in und für den Staat.

Wie Nitzsch vor 70—75 Jahren im einzelnen als Lehrer hier gewirkt, ist heute schwer aus lebendigem Munde seiner Schüler zu entnehmen. Unerwähnt will ich weder lassen, daß der Staatsminister Dr. Sintenis (der Schwiegersohn jenes Direktors Hausmann) 1867 in einem Schreiben an mich von Wilh. Nitzsch als seinem „hochverehrten unvergeßlichen Lehrer“ sprach — noch, wie man sich 1820 von diesem erst 29jährigen Manne verabschiedete, als er mit der jungen Gattin und dem hier im Kloster 22. Dezember 1818 geborenen Söhnchen (dem späteren Historiker Karl Wilhelm N.) nach Wittenberg zurückkehrte. Eine solche Trennung von sechs Meilen, aus einem Staate zum andern, galt in der voreisenbahnlichen Zeit als etwas Großes. Unsern Nitzsch geleiteten an jenem 30. September bis an die Landesgrenze am Apollensberge Lehrer und ältere Schüler in neun Wagen, der berittene Direktor (wie die Sage geht) voran. In geschlossenem Kreise sprach dort der *Primus scholae* den Dank der Schüler aus, weitere Reden wurden getauscht — ein Büchergeschenk war vorangegangen. In Zerbst trat an seine Stelle der Pommer K. W. Krüger — man nahm damals tüchtige Lehrer, wo man sie fand. Aber mit Nitzsch wurde der Zusammenhang noch lange Jahre nach Kräften festgehalten; für die Litterarische Gesellschaft hier im Löwen wurde er das erste Ehrenmitglied.

Doch ich eile — da eben nur die Rücksicht auf unsere Stadt bisher einige Ausführlichkeit gebot — über die weitere Zeit rascher hinweg. — In Wittenberg war an Spitzners Stelle (der nach Erfurt gegangen war, um 1827 wieder zu kehren) Friedemann



Leiter des bis 1825 drei, von da ab vier Klassen zählenden Gymnasiums. Nitzsch wurde Konrektor, dem Titel nach wie früher — aber über ihm stand nun der Prorektor Wunder. Jenem vor allen (so bezeugten seine Schüler, darunter ein M. Seyffert, F. W. Ritschl u. a.) hatte man Fortschritt und Freudigkeit zu danken, sowohl wegen der sichern Methode seines Unterrichts als des sittlichen Ernstes, der ihn durchdrang. Erziehung und Unterricht gingen bei ihm Hand in Hand; Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft vereinigte sich da zu einem schönen Ganzen.

Weiter und weiter drang bald sein Ruf als Gelehrter und Schriftsteller. 1822 erschien eine erklärende Ausgabe des platonischen Dialogs Ion als Vorläuferin der Homerarbeiten, zwei Jahr später ein Programm über die Homerische Frage, 1826 der erste der drei Bände seiner „Anmerkungen zur Odyssee“, welche leider nur bis zum 12. Gesange gediehen sind. Die von den bisherigen Kommentaren ziemlich abweichende Methode, welche das wissenschaftliche mit dem pädagogischen Interesse so eingreifend verband, zeigte eine neue ungewöhnlich anregende Wirkung. Im Februar 1827 stand seine Berufung als Universitätslehrer nach Kiel fest.

Mit schwerem Herzen als Mensch trennte sich Nitzsch von Wittenberg, wo er im Jahr zuvor seine Mutter begraben, den greisen Vater 76jährig zurückließ mit großer Verwandten- und Freundeszahl. Die Brüder freilich waren ihm schon in akademische Ämter vorangegangen; nach dem (nach damaligem Maßstabe) so entfernten Bonn, der ihm geistig besonders verbundene Bruder Karl, dem er 1818 von Zerbst aus zum Geburtstage u. a. zugerufen hatte:

*O Du, für den mein Herz den Brudernamen fand,  
ob Du auch fremd auf jener linken Seite  
des deutschen Stromes mir begegnet wärst —,  
des freundlich Bild in jeder guten Stunde  
belohnend vor den Geist mir tritt, und (führt der Mut  
mich einen schweren Gang) als Genius mich leitet,  
wie Kastors Bild zum Sieg den Sparter einst geführt.*

Aber als Gelehrter, als Wissenschaftsforscher sagte er sich selbst, daß sein geistiges Leben erst in Kiel recht beginnen werde. „Meinen Homer (schrieb er) werde ich nun nur von mir lassen, um für ihn reicher zu ihm zurückzukehren.“ Die neuen akademischen Genossen (unter denen er manchen alten Pförtner Freund



wieder fand) begrüßten ihn mit der Doktorwürde, die er noch nicht besaß. Gleich im folgenden Jahre hatte er namens der Akademie die Vermählung des spätern Königs Friedrich VII. durch ein lateinisches Carmen (mit beigegebener Übersetzung) zu feiern, 1829 folgte eine ähnliche Ode. Im übrigen sah die Universitätsdruckerei von ihm bald eine stattliche Reihe gediegener Abhandlungen zur Einleitung der halbjährlichen Kollegienverzeichnisse, Memorien für verstorbene Gelehrte u. dgl. Die eigentlichen Homerstudien rückten langsam vor.

Desto eindringlicher war seine Wirksamkeit als Dozent, und seit 1834 als Mitglied der schleswig-holsteinischen Regierung mit der Oberleitung sämtlicher Gymnasien der drei Herzogtümer. Hier vor allem zeigte der neue „Etatsrat“ (dies war der dänische Titel) seinen idealen, alles vom höchsten Gesichtspunkte auffassenden, nirgend bürokratisch uniformierenden, sondern den Lehrern soweit möglich Spielraum und darum Amtsfreudigkeit lassenden Sinn. Es war 1849, wo er ein tiefgegründetes pädagogisches Gutachten veröffentlichte „über die Reform der Gymnasien als allgemeine Bildungsanstalten“. Nach diesen Seiten besonders hat Friedrich Riecks Schrift „Pädagogische Briefe aus der Erinnerung an G. W. Nitzsch“ ihn gefeiert, wie wenige gefeiert worden sind.

Freilich es konnte nicht fehlen, daß des einstigen Befreiungskämpfers tief empfindendes Rechtsgefühl mit seinem neuen Heimatlande mehr und mehr litt, als die Dänen ihre Vergewaltigung der deutschen Nordmark begannen und steigerten. Schon 1847, als er zu Königs Geburtstage eine lateinische Festrede zu halten hatte, sprach er in dieser furchtlos seine Meinung aus über die neueste Willkürverfügung zu Gunsten Dänischer statt Deutscher Unterrichtssprache in Hadersleben u. a. Später ist es ja sogar vorgekommen, daß ein junger Kopenhagener Prediger, in ein schleswigisches Städtchen versetzt und zu einer Achtzigjährigen gerufen, sie zum Tode zu bereiten, da sie ihn nicht verstand, ihr zunächst eine dänische Grammatik hinterließ — er werde wiederkommen, wenn sie ihn verstehen gelernt habe.

Nitzschs Söhne stunden bald in den vordern Reihen, als der Kampf 1848 losbrach: der ältere als Geschichtsdozent in Kiel — verlobt, dann vermählt mit der deutsch gesinnten Tochter eines dänenfreundlichen Professors; der jüngere in Wittenberg geboren, Jurist, als (Fähnrich, später) Offizier des Ranzauschen Freikorps,



bald verlobt mit E. M. Arndts einziger Tochter Nanna\*). Und als im August das Kopenhagener Ministerium roh genug mehreren Holsteiner Herzögen und Prinzen (unter ihnen Großvater und Vater unserer gegenwärtigen Kaiserin) ihre dänischen Orden abforderte: da war Vater Nitzsch unter den Professoren, welche nun auch ihre Danebrogkreuze, als zum Parteizeichen gestempelt, freiwillig an die Höchste Stelle zurücksandten.

Noch hoffte er — selbst nach der Schlacht bei Idstedt Juli 1850 und weiterhin — auf den edlen Charakter des preußischen Königs, und unter sein später verbreitetes Bild setzte er in trefflicher Wahl Euripides' Doppelvers, der deutsch lauten würde:

*Vor andern ist der trefflich, der vertrauensvoll*

*stets Hoffnung hegt — verzweifeln mag ein feiger Mann.*

— Er täuschte sich zunächst. Die dänische Regierung glaubte, bei der neuen Besitzergreifung bedürften alle Beamten neuer Bestätigung — denen, welche damals ihre Orden zurückgesandt, verweigerte sie dieselbe. Nitzsch, Chalybäus, Scherck u. a., waren im August 1852 plötzlich amt- und brotlos.

Aber ein Mann wie er war im deutschen Vaterlande überall willkommen; nur 3 Monate später durfte er in Leipzig für gleiche Thätigkeit wie in Kiel eintreten, abgesehen natürlich von der Gymnasialleitung. Hier veröffentlichte er weitere Schriften von Wert; nach seinem plötzlichen Tode im 71. Lebensjahre fand man in seinem Pulte fast vollendet die dann als Nachlaß vom Sohne herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen“ — noch heute begehrt und viel studiert.

Den vollen Sieg des Deutschtums in seinen lieben Elbherzogtümern hat er nicht mehr erlebt, aber auch die Augustenburger Wirren nicht, unter denen seines jüngsten Sohnes Rechtsbewußtsein so leiden sollte. Auch ein allmählich siechendes Alter ist ihm erspart geblieben.

In der Mittagsstunde des 22. Juli 1861 bei 26° R. Hitze ging er zum Paulinum, sein gewohntes Homerkolleg zu lesen. Vor der Thür angelangt fand er, daß er ein Buch vergessen, eilte durch den Sonnenbrand in seine Wohnung am Ende der Poststraße zurück, überhastete die Rückkehr zur Universität und stürzte noch auf dem

---

\*) Beide haben, früh verwittwet, dann lange glücklich in zweiter Ehe gelebt.



Augustusplatze vom Schlage gerührt zusammen. Am 26sten vor unzähligen Leidtragenden hielt Professor Overbeck (mit Professor Fleischer vielleicht sein nächster Freund) am offenen Grabe eine ergreifende Rede. Als einzig übrig von den Geschwistern blickte auch Karl Immanuel „mit Ernst, Liebe und Thränen auf die Zeichen des Lebens, die Blumen, die den Sarg bedeckten.“ Epheubewachsen, aber der Inschrift bis auf den tröstenden Bibelspruch schon fast entkleidet, steht sein Grab auf dem Neuen Friedhof, heute von Verwandtenhand mit frischem Kranze geschmückt und wohl bald erneut\*) — es ist mir eine wehmütige Freude, auch zu seinen Neffen zu gehören. Vor allem in den deutschen Nordmarken hat bisher sein Andenken in Segen fortgelebt — auch bei uns schien es der Mühe wert, es für einige Zeit wenigstens neu zu beleben. *Have pia anima, have!*

---

\*) Seitdem geschehen. Leipzig, N. Johannisfriedhof III: 3, L. 22.



## Abiturienten-Entlassung und Nachfeier des Körnertages.

Zerbst 24. Sept. 1891.

Einer Doppelfeier sind Sie, Hochverehrte Gäste, Ihre so dankenswerte Teilnahme zu schenken, hier erschienen: der Entlassung zweier staatlich für abgangsbereit erklärten Jünglinge, und der Nachfeier des Körnertages von gestern.

Aber auch der heutige Tag ist ein Säkulargedächtnis und gerade für unsere Feier nicht ohne Beziehung. Heute vor hundert Jahren ward in einem meiningischen Dorfe Friedr. Förster geboren, der Dichter und Geschichtschreiber der Befreiungskriege, Bruder des Münchener Kunstschriftstellers Ernst Förster. Theologe anfangs wandt' er sich bald zur Kunst und Archäologie, ging im März 1813 von Dresden aus fast gleichzeitig mit Th. Körner zur Lützow'schen Freischar, bis zu dessen Tode sein vertrautester Freund. Ihm verdanken wir die Vollendung des als Entwurf in des Gefallenen Briefftasche vorgefundenen herrlichen Schwertliedes, zunächst ihm die würdige Bestattung der teuren Leiche. Fr. Förster wurde Körners Herold durch das wehmütige *Bei Wöbbelin im freien Feld auf Mecklenburger Grunde — da ruht ein jugendlicher Held an seiner Todeswunde*. Als Deutschland 1863 das 50jährige Gedächtnis dieses Sterbetages beging, da hielt der greise Förster (vor sich des Verklärten Tschako und Schwert) am Grabe die Weiherede und legte den von Wien gesandten Kranz der einstigen Braut Körners nieder, die nach vierjähriger Trauer die Gattin des hochverdienten Josef von Arneth und Mutter edler Söhne geworden war.

Siebenundsiebzig Lebensjahre sind Förster beschieden gewesen, kaum 22 seinem jugendlichen Heldenfreunde. Aber diesem vor allen gilt auch heute noch unsere Erinnerungsfeier, wie sie gestern



an unzähligen Orten begangen worden; dem hochbegabten Dichter, der schon als Knabe zu Zeiten in unserer Stadt gewelt, der die reichsten Hoffnungen weckte, aber allzufrüh nach Gottes Ratschluß der Erde genommen wurde. Soeben ist uns sein Leben in äußerem Rahmen vorgeführt worden, sodann ein Lied, zum heutigen Tage verfaßt von P. Grotowsky in Frankfurt, der vor acht Jahren noch auch unsern Primanern angehörte. Gestatten Sie mir ausnahmsweise gewissermaßen eine Nachlese zu dem jugendlichen Vorredner, um so den Weg zu gewinnen zur Erfüllung der willkommenen, dem Leiter der Anstalt heute gestellten Aufgabe.

Einem hervorragenden Hause ward (wie wir wissen) Karl Theodor Körner als Sohn geschenkt, einem Vater, den E. M. Arndt „an Kenntnissen den besten Deutschen ebenbürtig“ nennt, „an Gesinnung und Treue für das deutsche Vaterland den meisten überlegen“, — ihm also und der aus einem Nürnberger Künstlerhause stammenden Mutter (Maria Stock, in der Familie Minna genannt). Schillers Frau, manch edle Dame, eine Herzogin, wie es heißt auch zwei Grafen stunden als jenes Hauses Freunde um das Taufbecken des Kindes, das sich harmonisch entfaltete, zunächst ohne besonders frühzeitige Geistesentwicklung zu zeigen. Wohl haben die neusten Forschungen und Veröffentlichungen des gegenwärtigen Jubeljahres (R. Brockhaus, Fr. Frenzel, G. Kreyenberg u. a.) uns Reliquien aus frühen Kindheitsjahren gebracht — aber selbst von dem 15jährigen noch sagt ein Sonnett des im Hause verkehrenden Grafen Löbau mit dankenswerter Wahrheitsliebe:

*Wohl still und scheu, oft unbedeutend Wesen  
sah man auf des Verkehres Bahn ihn stehn —  
wer wird das Siegel seiner Bibel lösen?*

Und doch vielleicht einseitig. Früh zeigte Karl Körner natürliche Offenheit und Gutmütigkeit, anderseits Anlagen zu heiterer Weiterbildung, für Zeichnen und Malen und Verwandtes, später für Mathematik und Rechnen, wenig für Sprachen. Wir hörten, daß vor allem die vortreffliche Leitung der Eltern, anderseits gut gewählte Privatlehrer den Knaben bildeten. Den Religionsunterricht empfing er, sobald es Zeit schien, durch den aus den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ rühmlichst bekannten urwüchsigen Pfarrer Roller in Lausa, dem es gegeben war, auch bei leichtlebigen Naturen einen tiefreligiösen Kern zu pflanzen — gleich fern von trockner Vernünftigkeit (wie sie damals vorherrschte) wie von süßlicher Weichheit.



Mit einiger Verwunderung gewahren wir bei weiterer Betrachtung von Körners Leben den mannigfachen Wechsel hinsichtlich der Berufswahl. Anfangs erschien ihm der Bergmannsberuf vor andern poetisch, und so manches Gedicht dieser wie späterer Zeit („Bergmannsleben“, der „Kampf der Geister mit den Bergknappen“, das Berglied „Glückauf, glückauf in der ewigen Nacht, glückauf in dem furchtbaren Schlunde“, der Operntext „die Bergknappen“ u. a.) zeigen die Empfänglichkeit des Jünglings hiefür. Aber das wissenschaftliche Interesse wandte sich bald mehr der Chemie und Mineralogie zu; besonders diese pflegte er auf weitem Gebirgreisen, z. B. nach Schlesien, und übte und stählte sich auch hiedurch unbewußt für die spätere Kriegerzeit. Nach Ablauf des ersten praktischen Kursus empfing er von den Freiburger Professoren ein Zeugnis, das also schloß: „Übrigens hat er sich auch durch sittlich gutes Betragen bei seinen Lehrern empfohlen; und da alle seine Unternehmungen Genie verrieten, so darf man mit Zuversicht hoffen, er werde sich dereinst zu einem nützlichen Staatsbürger ausbilden.“

Noch nach anderer Seite waren die Freiburger Jahre wichtig für den 17/18jährigen. Ähnlich wie bei andern reifte der plötzliche Tod eines vertrauten (wenn auch älteren) Freundes auf der Eisenbahn, dem er ein tiefempfundenes Gedicht nachrief, Körners Charakter in ungeahntem Grade. Vaterländischer und religiöser Sinn traten gelegentlich mehr als früher sonst an ihm hervor — jener insbesondere angeregt durch Fouqué. Wiederum waren es mehr allgemeine Studien, die ihn anzogen: Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaft; man dachte an die in Berlin erstehende, die Frankfurter aufsaugende Universität — aber die Eröffnung derselben zog sich immer mehr dahin. Der Vater hoffte grade für diese so wichtige Entwicklungsperiode den heranreifenden Sohn bald einige Jahre im elterlichen Hause bei sich zu haben, „als Freund“, wie er schrieb. Und in der That war das Verhältniß zwischen beiden ein selten normales; schrieb doch Karl Theodor etwas später an den Vater in einem ergreifenden Briefe u. a. wie folgt: „Du, den ich nicht bloß als meinen guten Vater verehere, den ich als meinen herzlichsten Vertrauten von Jugend an zu betrachten gewohnt bin“, u. s. f.

Vorläufig wurde dem Jüngling Leipzig gestattet; lebhafter als früher regte sich in der akademischen Freiheit der dunkle Drang



des Dichters, auch die Waffe zu führen — aber mehr als früher trat auch die Pflicht an den Vater heran, mit liebevoll strafenden und mahnenden Briefen ihm den rechten Weg zu zeigen. Sie fielen auf fruchtbaren Boden. War Berlin zuerst nur das Ziel nötig scheinender Flucht über die Landesgrenze gewesen: als Herd der edelsten und eifrigsten Bestrebungen für Befreiung des Vaterlandes von der französischen Knechtschaft wäre die neue, gottlob von dem alten rohen Studententum freiere Akademie bei längerem Verweilen gewiß von großem Einfluß geworden.

Bald nach seiner Übersiedlung erschienen die *Knospen*, eine Auswahl von fast 50 aus den damals schon sehr zahlreichen Gedichten des kaum 19jährigen Dichters, der in Privatzirkeln wie im Kommilitonenkreise der Muse so eifrig gehuldigt. Sie mußten Aufsehen erregen, auch ohne Goethes, Tiedges u. a. Urteile. Neben allerlei Liebeständeleien tiefempfundene Reiseeindrücke, direkte Nachahmungen Schillerscher Gedichte wie „Brutus' Abschied“, ernstreligiöse wie „der Morgen des Glaubens“ und die 5 „geistlichen Sonnette“; ein Prolog zu dem geplanten Trauerspiel „Konradin“, das zweifellos echt vaterländische Töne angeschlagen hätte — fürchtete man doch schon für manches darin die Censur! Und alles in edler Sprache, romantische wie antike Maße mit gleichem Geschick gehandhabt! Vielfach zeigte sich der Schüler Schillers, aber zugleich überraschend frühe Selbständigkeit.

Es ist nicht völlig aufgeklärt, warum unser Körner, nachdem Fieberanfälle ihn genötigt, Berlin für einige Zeit mit Karlsbad zu vertauschen, im Herbst 1811 Wien zum Aufenthaltsorte nahm. Noch war dies allerdings die bei weitem größte Stadt der Deutschen Nation, ihre Hauptstadt in den Augen der zuversichtlich auf Reichserneuerung hoffenden Vaterlandsfreunde. Viel mochte Vater Körner vom Einflusse Friedrich v. Schlegels erwarten, der schon 1809 aus dem Hauptquartier Erzherzog Karls (des Siegers von Aspern, wo Napoleon seine erste Niederlage erlitt) durch kraftvolle Aufrufe auf den Geist des Volkes zu wirken suchte und nun vielgehörte Vorlesungen hielt über alte und neue Litteratur, besonders auch neuere Geschichte. Nicht minder bestimmte Körner den Vater wohl auch der Wunsch, den Sohn auf eine Weile den studentischen Einflüssen Norddeutschlands zu entziehen, wo so manches unklar gährte. „Mein Sohn ist kein Renommist“ (äußerte er gelegentlich), „aber geneigt sich das Burschenleben zu idealisieren und mag gern unter denen,



die den Ton angeben, eine Rolle spielen; indessen ist er durch Erfahrung schon besonnener geworden.“

Aber die Briefe des Sohnes zeigen nun immer deutlicher die Thätigkeit als Dichter im Vordergrund, mit entschiedener Hineigung zum Drama, da er auch den Konradinplan wieder aufnahm. Von seinen Arbeiten schlug, neben vielen scherzhaften kleineren Sachen, die ihm im lebenslustigen Wien rasche Anerkennung schafften, unter den ernsteren insbesondere sein Zriny durch, mit reicher Gelegenheit die Vaterlandsliebe zu preisen — zunächst vom österreichisch-ungarischen Standpunkte\*) aus. Ich erinnere nur an den herrlichen Monolog des Ungarhelden, zumal die ahnungsvolle Strophe:

*Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen  
und das Geschlecht versinken, das mich kennt —  
doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,  
wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.  
Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
der baut sich selbst ein ewig Monument  
im treuen Herzen seiner Landesbrüder —  
und dies Gebäude reißt kein Sturmwind nieder.*

Goethe insbesondere zollte dem Zriny Lob, überhaupt dem jugendlichen Dichter; für den Lützower Jäger später hat er nie ein Wort der Teilnahme gehabt — war er doch Minister eines Rheinbundstaates und im übrigen Weltbürger. Und der Vater schrieb damals: „Sein Dichterberuf ist für mich außer Zweifel, und ich habe Mut genug, ihn demselben folgen zu lassen.“ Auch die Anerkennung der kaiserlichen Theaterleitung kargte nicht, wie wir wissen, und der neuernannte „Hoftheater-Dichter“ träumte bald von Gründung eines Hausstandes, den er in ernster Selbsterkenntnis ersehnte. Am 20. Mai in dem Briefe, der des Vaters Segen zu seiner Brautwahl erbat, schrieb er offen und ehrlich: „Ich darf es ohne erröten gestehen; ohne sie wär' ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male Dir dies ungestüme Gemüt aus in diesem Garten von blühender Lust und be rauschender Freude“ u. s. f. „Aber die Liebe zu Toni als meinem

---

\*) Vergl. die einleitende Abhandlung in meinem *Ehrengedächtnis des Grafen Niklas Zriny von Sigeth*. Colberg 1866, 2. A. Pesth 1873.



Schutzengel,“ meint er, „brachte mich so weit, daß ich keck aus der Schar heraustreten darf und sagen kann: hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat.“ In der That war die Gewählte eine der edelsten ihrer Berufsgenossinnen, eine Ausnahme von vielen.

Schon fragte Körner sich in weiterer Selbstprüfung, ob wohl komisches oder tragisches Drama für die Zukunft seine eigentliche Aufgabe sei — da weckte Ende 1812 Yorks Übereinkunft von Tauroggen neue Hoffnungen der Patrioten: erwartungsvoll blickte bald alles auf Preußen, dessen Aufruf vom 3. Februar 1813 ahnen ließ, daß es den Kampf mit dem Korsen nun wieder aufnehmen wolle. Blieb auch Östreich bis in den August äußerlich demselben noch fremd, die Regierungen der drei Königreiche und übrigen Rheinbundstaaten noch bis in den Oktober — wer wahrhaft vaterländisch empfand, ging offen oder insgeheim mit Preußen. Es war die Zeit, wo auch aus unsrer Prima ein Fr. v. Thümen, Fr. Barth, Fr. Kretschmann ins Feld zogen, die beiden ersten um bei Lützen zu fallen, wohl würdig gleicher Gedenktafel, wie jene dort von 1871\*). — Theodor Körner (wie er nun sich nannte) empfand bald, daß das Deutsche Vaterland ihm am höchsten stand, daß er berufen sei, mit dem Schwerte (zu dessen Führung er sich lebenslang gestählt) und zugleich durch zündende Lieder seinem Volke zu nützen. Wie wichtig erschien ihm mit einem Male seine Arbeit für die *Spottbühne* (wie er zu sagen wagte). „Wo ist des Sängers Vaterland?“ fragte seine Muse, und er gelobte sich: „Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten, Und gölt' es auch das eigne wärmste Blut.“

An den Iden des März bereits schied K. von Wien für den Eintritt in die zu Breslau sich sammelnde Freischar; die frommkatholische Braut hängte ihm als Amulet ein ererbtes Goldstück (mit Spruch und Kruzifix darauf) um den Hals — sie haben einander nicht wiedergesehen. Major v. Lützow, der an Bürgerseite in Colberg sich die ersten Wunden geholt, begann, nur eben ins 30. Jahr getreten und vom König zum Anschluß an die preußische Armee zugelassen, sein Unternehmen unter günstigeren Aussichten

---

\*) An der Südwand der Aula für die früheren Primaner, die im Deutsch-Französischen Kriege den Tod gefunden: E. v. Schuckmann, O. Hingst, Leop. Schondorf, Fr. Müller, Gust. v. Trotha.



als einst Schill — freilich nur noch mehr geneigt zu kühnen Husarenwagnissen als zu vorsichtig militärischer Überlegung. Zweitausend Mann zu Fuß und vier Schwadronen mochten er und Petersdorff führen, dazu eine Abteilung Kosaken und einige Tiroler Scharfschützen.

Unter den Klängen des von Körner gedichteten: *Wir treten hier im Gotteshaus mit frommem Mut zusammen*, dessen Schluß lautet: *Er führ' uns, sei's auch durch den Tod, zu seiner Freiheit Morgenrot — dem Herrn allein die Ehre!* erfolgte die Weihung des Auszugs in Rogau am Zobten — wie uns bereits durch einen Redner in Erinnerung gebracht wurde. Bald folgten andere Lieder, sei es den ernsten religiösen Ton anschlagend, wie das vorhin von unserm Chor vernommene: *Hör' uns, Allmächtiger!* mit seiner Parallele: *Vater, ich rufe Dich!* oder: *Herz, laß dich nicht zerspalten* — sei es auch nach kirchlichen Melodien, wie jenes: *Wir rufen dich mit freud'gen Blicken*. Fast in keinem Liede jener Zeit fehlt dieser Ton ganz — in den Vordergrund aber tritt bei einigen die glühende Mahnung, alles dahinten zu lassen, mutig für Weib und Kind, Eltern und Braut ins Feld zu ziehen zur Bestrafung der übermütigen Franken, zur Freimachung des heimischen Bodens. So u. a.: *Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug — Frisch auf, ihr Jäger frei und flink — Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen — Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen*, u. s. f. Zuweilen mit deutlichem Hinweis auf die frühern, nun vor dem höhern Ziele ihm versinkenden Interessen; so in dem urkräftigen Liede *Männer und Buben* die Strophe:

*Wenn uns der Trompeten rauher Klang  
wie Donner Gottes zu Herzen drang,  
magst du im Theater die Nase wetzen  
und dich an Trillern und Läufern ergötzen —  
bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht* u. s. f.

Insbesondere aber malt er die Schlacht im voraus, zugleich in packender Erinnerung an erlebtes. So vom Tage bei Dannenberg das Bundeslied: *Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an*, oder das: *Schlacht, du brichst an*. — Dichtete er mehrere seiner Lieder von Haus' aus für eine volksmäßige Weise, so haben andere bald durch Bornhardt, Himmel oder K. M. v. Weber treffliche Tonsetzung gefunden — auch ungedruckt verbreiteten sie sich unglaublich rasch; und oft, wenn die Lützower einem andern



Heeresteil begegneten, klang aus diesem ihnen ein Körnersches Lied entgegen. Kurz, wie seine Mutter später an Frau v. Arneth schrieb: „Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm die Lieder zu — eigne, nicht nachgeahmte, unnachahmbare, die die Nation längst zu ihren Schätzen stellt.“

Wir verfolgen ihn nicht durch alle die auch wohl schmerzlichen Erlebnisse während der sechs Monate, da er in Lützows wilder verwegener Jagd mit Förster und Friesen einer der edelsten schwarzen Gesellen war — immer wieder trotz Waffenstillstand, Wunden und fehlgeschlagenen Hoffnungen mutvoll, aber auch immer häufiger der Ahnung frühen Todes Raum gebend in Lied und Brief. Freilich „Der zweite Mann muß verloren sein — ist der allgemeine Glaube unter uns“ — hatte er (an Frau v. Pereira nach Wien) schon Ende März geschrieben. Um den 1. Mai war er hier in Zerbst einquartiert, wo heute eine Gedenktafel angebracht wurde, wo er in den damals verbundenen Schindler- und Göldner'schen Häusern in jungen Jahren manche fröhliche Woche zugebracht, und gedachte ihrer in dem zu Markt Nr. 4 gehörigen Lusthäuschen, das noch bis in die 70er Jahre seinen ins Fenster eingeritzten Namen zeigte. „Was hat sich nicht alles da — was hat sich nicht in mir verändert! *Durch!*“ schreibt er an eben jene Freundin, mit dem letztgenannten Worte auf ein früheres, also überschriebenes Gedicht hinweisend. Bald erlebt' er einen Traum, den er den fürchterlichsten und lebhaftesten seines ganzen Lebens nennt, aber allen verschwiegen hat.

Am 18. August schrieb er aus Ratzeburg: „Soeben marschieren wir — in zwei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit.“ Es war acht Tage später, als bei Rosenberg westlich von Schwerin er die tödtliche Wunde empfing, da man den Feinden einen nach Hamburg gerichteten Proviantzug wegnahm. Er selbst sprengte andern voraus in ein jenen als Deckung dienendes Gehölz — was freilich strengmilitärische Erwägung dem Reiter sicher widerraten hätte. Sieben Husaren, ein Freiwilliger Graf Hardenberg und unser Körner erlagen den wohlgezielten Schüssen aus Dickicht und Gräben. „Ich habe wieder etwas weggekriegt — viel wirds nicht zu bedeuten haben“, sagt' er, als man ihn auf den Wagen legte — wenige Minuten später haucht' er die herrliche Seele aus, die den ruhigsten Ausdruck der Gesichtszüge zurückließ. Es war die achte Morgenstunde des 26. August.



In der folgenden mond hellen Nacht 3 Uhr brachte man die Toten in das entfernte Lager bei Wöbbelin nördlich von Ludwigs-  
lust. Einer von Körners Kameraden, der spätere Gymnasialdirektor Nizze zu Stralsund, schnitt (wie er selbst mir tiefergriffen von der Erinnerung erzählt hat) mit dem Säbel eine Locke für sich ab, ein anderer malgewandter Genosse suchte den Ausdruck des Antlitzes auf dem Papier festzuhalten. Fr. Förster besorgte die Bettung der teuren Leiche auf Eichenlaub in rasch aus Eichenholz gezimmertem Sarge. Unter einer hochwipfligen Eiche seinen früheren Wünschen entsprechend wurde er eingesenkt, während vor der danebenstehenden ein Massengrab die Husaren aufnahm.

Wohl ihm, daß er nicht wie sein Genosse Förster Jahrzehnte lang hat leiden und warten müssen, bis die Hoffnungen jener Kämpfe von 1813 volle Wahrheit geworden. Aber wenn beim Überfall von Kitzen (zwischen Lützen und Leipzig) süddeutsche Dragoner an der Spitze des Franzosentrupps auf die der Waffenruhe trauenden Lützower einhieben; wenn selbst die Todeskugel bei Rosenberg unserm Körner aus der Büchse eines beim 125. franz. Linienregiment dienenden Württembergers namens Franz (wie man erzählt) zugesandt wurde: gemeinsam mit Welschen wenigstens haben nie wieder Deutsche gegen Deutsche gekämpft — ob auch Blut und Eisen nötig war, unseres Volkes Einheit zurechtzuschmieden zum Neuen Reiche, dessen wir uns freuen.

Noch 1834 schrieb von Wien Frau v. Pereira an Maria Körner über deren Sohn: „Was wir beide von dem Weltereignisse gesehn haben, bestätigt mich nur mehr darin, daß er zur besten Zeit geendet hat.“ Aber eben jene Mutter, welche ein Vierteljahrhundert um ihn trauern sollte, eine Schmerzensheldenmutter, wie Thetis bei Homer sich nennt — durfte doch sagen: „Theodor ist eine weltgeschichtliche Person geworden, welchen Franzosen wie Carnot und so mancher Engländer übersetzen; und sein Leben liegt faltenlos und leuchtend vor unsern Augen. Er fehlte im Siegesheimzug, aber er ruht wie er wollte, und lebt in seinem Volke.“

Je mehr ihr hier, geliebte Schüler, heranwachsend euch in Körners Lieder und Leben versenken werdet (wie ich's hoffe): desto ernster mahnend wird sein Bild zu euch reden. Was er Schwaches, Irrendes gehabt und gethan — er hat's abgestreift in einem jugendlichen Alter, das manchen heutzutage noch auf der Schulbank findet, kaum einen zweiten schon in solcher Reife wie Th. Körners letztes



Jahr in Wort und That sie bewährt hat. Stets bereit, edlen Vorbildern der Familie wie der Freunde nachzueifern, hat er vom Gemeinen sich allezeit ferngehalten, an ernsten Wendepunkten die drohende Versuchung erkannt und danach entschlossen gehandelt unter Gottes Leitung, der ihn zum voraus bestimmt hatte, vereint mit einem E. M. Arndt, aber auch mit Schenkendorf, Fr. Förster und geringeren durch Wort und Lied an der sittlichen Wiedergeburt unseres Volkes zu arbeiten. Hat dieses doch solche Kampfes- und Siegeslieder vor allen namentlich romanischen Völkern voraus, ja im Grunde auch vor den Griechen, deren mit Recht vielgepriesener Tyrtäos doch nur einen Griechenstamm gegen einen nicht minder edeln anfeuerte, nicht Hellenen gegen Perser. „Theodors Erscheinung“ (urtheilte der vorurteilsfreie Vater über dem Grabe des Sohnes) „als Kämpfer — als Dichter — als Mensch ist ein Ganzes, das für die jetzige Generation wohlthätig wirken kann.“ Und es hat gewirkt und wird es auch hinfort noch. Kein Lied wohl hat auch uns ältere hier, da wir jung waren, so gefaßt, ist so begeistert gesungen worden als Arndt'sche und namentlich Körner'sche Lieder.

So wird (hoffentlich) auch Ihnen beiden, deren Lebewohl ich nun zu erwidern mich anschicke, unvergeßlich bleiben, daß Ihr Scheidetag grade an solche Jünglinge erinnerte. Möchten Sie beide nicht Körners, sondern seines Freundes, der lange als Mann wirken durfte, Fr. Försters Lebensalter und so Gott will mehr noch erreichen, ob auch vielleicht kein Ruf zum Kampfe für das Vaterland an Sie ergeht — gehn Sie von heut an ernstlich wie bisher oder wenn nötig ernstlicher mit sich zu Rate, welcher der Ihnen etwa sich bietenden zwei Wege der sittlichere ist, der das Gewissen befriedigt, der vor dem Weltenrichter dereinst sich voll rechtfertigen läßt. In solcher Hoffnung überreiche ich Ihnen die Zeugnisse u. s. f.

---



## Amos Komenius. Säkularrede (Abiturienten-Entlassung).

Zerbst 28. März 1892.

Hochverehrte Gäste! Trotz Ungunst der Umstände haben Sie in zahlreicher Versammlung mit gewohnter Nachsicht den Leistungen unsrer Sängers wie den Versuchen der jugendlichen Redner Gehör geschenkt — einer Nachsicht, die ich heute bis zu Ende erbitten muß. Es gilt die Entlassung von fünf Jünglingen, einerseits des letzten Vertreters jener Schüलगattung, die seit 1876 nach ernster Abgangsprüfung mit dem Zeugnis für Realprima\*) von unschieden, anderseits von 4 Oberprimanern, über denen diesmal besondere Geschicke walteten. Ein schmerzliches in der überraschend schweren Krankheit unseres *Primus scholae*, um so freudiger insofern es ihm von Gott doch noch gestattet wurde, in der staatlich vorgeschriebenen Weise das Reifezeugnis (und zwar ein vorzügliches) zu erwerben, mußte er gleich unter den Rednern heute noch fehlen.

Die Mehrzahl schaut im Geiste mit ihm auf ein ganz in diesem Hause zugebrachtes Schulleben zurück, alle fünf auf einen wichtigen Lebensabschnitt, und mehr als sonst gilt solches Zurückschauen diesmal auch von der Schule überhaupt, ja wohl vom ganzen Schulwesen des Vaterlandes.

Zwar noch über 10 Jahre fehlen an dem ersten Jahrhundert unsrer Haupt- und Franzschule, deren Primaschüler von 1803 bis 1836 Ihnen aus den ersten Blättern des diesmaligen Jahresberichts entgegenblicken, um den so Gott will 1903 lebenden und feiernden

---

\*) Da nach preußischem Vorgange unser Realprogymnasium wie dort alle siebenklassigen Schulen nun auch seine oberste Klasse einbüßen mußte.



dann die Rückerinnerung an ihrem Teil zu erleichtern. Aber Reformen des höhern Schullebens haben wir jetzt schon wie im großen Norddeutschen so in manchen der südlichen Mittelstaaten beginnen sehn, und werden (wie unsre geographische Lage es mit sich bringt) auch Anhaltischerseits nunmehr in Mitgenuß treten, oder soll man sagen teilweise in Mitleidenschaft gezogen werden?

Denen die (wie wir hoffen) 1903 sich hieher zur Säkularfeier sammeln dürfen — Lehrer oder Schüler von ehemals — welch verändertes Bild wird vermutlich schon dann diese Schule bieten! Da trifft es dann eigentümlich, daß grade der heutige Tag besonders lebendig zu lernen einlädt an der Betrachtung eines Mannes, der in seinem Geistesgebiete wahrhaft Großes geleistet, neue gesegnete Wege für Erziehung und Unterricht nicht wenigen Völkern gezeigt, im Blick auf das was er vorfand und durch ihn geschaffen wurde.

Die edeln Züge des Greises, den ich meine, bietet Ihnen dort ein hoffentlich treues Bild. Schildert ihn doch ein katholischer Zeitgenosse u. a.: *Komenius hatte etwas wahrhaft erzväterliches an sich; eine tiefe sittliche Würde, eine Einfachheit ohnegleichen; eine stete Dienstfertigkeit, ein gutes, das Elend der Armen mitfühlendes Herz beurkundete sich bei ihm u. s. f.*

Auch der äußere Gang seines bewegten Lebens ist Ihnen bereits in öffentlichen Blättern vorgeführt worden, des gewaltigen Geistes, der als Dörfler begann und als weitangesehener Bischof der mährischen Brüdergemeinde schloß, nachdem er in slavischen und germanischen, vom Segen der Reformation getränkten Ländern reich gewirkt, im Prediger- und Lehrerberufe wie als Schriftsteller. Sollte freilich das römische Wesen wirksam bekämpft werden, so mußte es zunächst mit sicherer Kenntnis gleicher Sprache geschehen. So begreift sich's, dass der gefeierte *Praeceptor Germaniae* Melancthon, so wie der hier ihm den Vorrang willig lassende, echtem Deutschtum entsprossene größere Mitreformer Luther vor allem die klassischen Sprachen als die Scheide gepflegt wissen wollte, in der des Geistes Schwert stecke. Nicht minder aber auch begreift sich's, daß allmählich erst unser gewohnheitsstarkes Volk die Abhängigkeit von dem weltbeherrschenden Römertum auch auf außerkirchlichem Gebiete loszuwerden anfang.

Hier in Zerbst nun bestund im Geburtsjahre des Komenius (1592) erst 10 Jahre lang unser dem ganzen Lande zu gute kommen-



des Hochfürstlichen *Gymnasium illustre* unter jenem geistvollen Gregor Bersmann, dessen Brustbild dort die Nordwandreihe unsrer Aulabilder beginnt; und die Stadt freute sich der Vereinigung der bislang getrennten beiden sogen. Trivialschulen von Bartholomäi und St. Johannis hier im Kloster unter gleichem Rektorate. Aber schon ein Menschenalter vor jener akademischen Stiftung hatte seit 1557 nach einem für trefflich gehaltenen Schulplan gelebt, der uns teilweise anheimeln teils erschrecken dürfte. Ich hebe daraus u. a. hervor:

5. *Die Lektionen werden ohne unnötige Kommentarien den Knaben expliciert und vorgelesen, damit sie sie verstehen. Die langen dunkeln Lektionen oder Wörter, die Adagia und Figuren werden ihnen mit leichtern lateinischen — auch deutschen Wörtern erklärt.*
8. *Damit die Knaben im Lateinreden sich üben, werden heimliche Coryphei (verstehe Custodes = Aufpasser) bestellt, die denjenigen, welcher deutsch redet, aufzeichnen und seine Worte dem Schulmeister angeben. Wer das erste Mal fehlt (peccat), soll 2 Regeln aus der Grammatik oder 2 Verse aus Virgil und Terenz auswendig herrecitieren, und ist das nicht, einen Streich mit der Rute auf die Hand leiden; das zweite und dritte Mal schärfer; selbst Primaner u. s. f.*
13. *Weil die ungezogene Jugend nicht besser gemäßigt wird, als wenn sie bei vornehmen Leuten wohnt und mit Komödien-, Schauspiel- oder Dialoglernen angehalten wird: so mag der Schulmeister mit den vornehmsten Knaben des Jahres einmal auf dem Rathause oder anderswo eine lateinische oder deutsche Komödie oder Tragödie agieren — damit sie das Latein besser gewohnt, geschickter und kühner werden u. s. f. —*  
 Von 1582 an gilt (wie wir erfahren) für den Anfang des Latein:  
 VII. Zu lernen deutsch die Hauptstücke des Katechismus, lateinisch täglich 2 Vokabeln,  
 VI. täglich 4 Vokabeln,  
 V. täglich 6 Vokabeln; Anf. der lat. Dekl. u. Konj. aus Donats Grammatik; leichte Sprüchlein aus Catos Distichen,  
 IV. Lernen d. lat. Katech. Luthers, Erklärung lat. Fabeln und Distichen, etym. Regeln u. Syntax, Sonntagsevangelien lateinisch,  
 III. auserles. Briefe Ciceros, e. Komödie v. Terenz, lat. Evangelien u. Anfänge d. griech. Grammatik.



In II. *Evangelia graeca* u. a., I Hesiod, Isokrates, griech. Versifikation.

Kaum begegnet etwas von Homer, noch weniger etwa von Sophokles. — Doch bleiben wir vor allem bei den unteren Klassen, dem entsetzlichen Paragraphen von den Aufpassern jenes Musterlehrplanes, der sich gelegentlich auf Magdeburg und Kloster Berge beruft. Ja in der weitberühmten Sturmschen Schule in Straßburg hieß es seit 1538 wie folgt: (§ 6) *Die deutsch reden bei ihren Mitschülern, die sollen gescholten werden; so sie das öftermals thun, sollen sie desto mehr gestraft werden.* Ja nach der lat. Fassung wird einander gleichgestellt: wer anders als lateinisch, wer unverschämt und schamlos spricht, soll je nach Vergehen gehörig gestraft werden. Kaum traut man seinen Augen und Ohren, daß in Schulen, welche aus der Reformation geboren sind, nicht nur der sittlich fehlende mit körperlicher Züchtigung bestraft wird, sondern ebenso wer mit seinen Kameraden in der Muttersprache sich unterredet — die Gespräche aller sollen lateinisch sein, auch der kleineren in den untern Klassen. *Dem öffentlichen und allgemeinen Übel* (heißt es), *das unsre Barbarei verschuldet, dem ersten und wichtigsten Fehler*, daß das Latein nicht mehr unsre Umgangssprache ist, kann nur so abgeholfen werden. Natürlich soll auch der Lehrer nicht deutsch reden, außer wo es um der Erklärung willen nötig ist.

Aber freilich auch in allen Schulgegenständen des höhern Unterrichts glaubte man nur aus den Römern wo nicht Griechen lernen zu müssen; nicht bloß nur Mathematik nach dem trefflichen Euklid — selbst Erdkunde nur aus dem unbedeutenden Pomponius aus Vespasians Zeit, Naturkunde aus seinem unkritischen Zeitgenossen Plinius — kurz nur aus sachlich ganz veralteten, zur wirklichen Gegenwart und unserm Norden nicht passenden Büchern. So das 16. Jahrhundert und darüber hinaus, und dennoch kamen sie der Gegenwirkung der Jesuitenschulen nicht zuvor.

Was Wunder, wenn denkende Männer, zumal die ein Herz hatten für die Jugend und zugleich sich freizuwerden getrauten von den Vorurteilen ihrer Zeit, auch den blendendsten — gründliche Gegenwirkung versuchten! Dreien nacheinander gelang es mehr oder weniger Einfluß zu gewinnen, dem 1561 geborenen Engländer Franz Bacon, dem 10 Jahre jüngern Holsteiner Wolfgang Ratich, und unserm Komenius. Von früh an Wissenschaftsfreund, dann



Philosoph und Staatsmann auf hoher Stelle, wies Bacon von 1605—1620 in Schrift über Schrift immer entschiedener auf die Pflicht hin, die uns umgebende Welt zu erforschen, durch Sammlung von Erfahrungen und Vergleichung mit den Überlieferungen der Bücher diese zu berichtigen und so zu wirklicher Philosophie d. h. Erkenntnis der Welt zu gelangen. Wohl zunächst selbständig, dann weiter gefördert durch Bacon, der bald europäischen Ruf erlangte, empfiehlt Ratich in Amsterdam seine *Nova didactica* als die erste eigentliche Lehrweise für Sprachunterricht, anfangs etwas geheimnisvoll, da er nur gegen hohen Preis sie voll enthüllen zu wollen verhiess. Wohl erfuhr man zunächst in Frankfurt a/M. viel gesunde, anregende, damals neue Gedanken; vom Schriftsteller im ganzen soll man ausgehen, vom einzelnen Satz — ihn in Wort, Silbe, Laut zerlegen, mit zwischenzeiliger Übersetzung und häufiger Wiederholung der nämlichen Musterstellen bis zur Nachahmung weiteres gewinnen. Aber unbefangene prüfende fanden, daß es dem Manne an Stetigkeit, Treue, Selbstlosigkeit zur Durchführung fehlte. In Darmstadt, Weimar, Cöthen nacheinander fand er fürstliche Unterstützung, aber als streitlustiger Lutheraner bald verfeindet mit den Anhaltiner Reformierten auch nach anderen Seiten, mußte er unser Land nach längerer Gefängnisstrafe verlassen, ohne anderswo größere Erfolge zu erzielen.

Auch bei Bacon, so wertvolles er gezeigt und geschaffen, wurden durch Eitelkeit und Ehrgeiz seine trefflichen Gaben und Kenntnisse in Schatten gestellt; ja er verlor seine hohe Stellung schließlich durch Verurteilung wegen eingestandener Bestechung. Um so freudiger dürfen wir den zum Teil auf Bacons Schultern stehenden Helden des heutigen Tages einen wahrhaft großen Pädagogen nennen.

Amos Komenius erntete was er gesät, denn der Aufrichtigkeit und Treue läßt Gott es gelingen. In der Schule der Leiden erzogen und bewährt, von früh an voll Liebe zu den auf ihn gewiesenen Seelen, ließ er sich wohl hie und da durch schwärmerische Hoffnungen zu weit verleiten, brachte wohl im einzelnen den Irrtümern der Zeit noch manchmal sein Opfer dar; aber so viele auch später über ihn hinausgingen — bis heute sind die fruchtbarsten Entwicklungen für alle, besonders aber für die Volksschule, auf ihn zurückzuführen. Wir haben in Zerbst vor einigen Jahrzehnten es erlebt, daß ein einfacher Schäfer voll echter Liebe zur Wissen-



schaft und zur Jugend dahin geführt wurde, ein hochgeachtetes Muster und von auswärts aufgesuchter Lehrer im engeren Kreise zu werden. Ähnlich gelangte Amos Komensky, wie Sie hörten, aus engstem Kreise an der ungarischen Grenze, im Nassauischen (Herborn) und Heidelberg mit Deutscher Bildung bekannt geworden und anderweit unterstützt, zunächst auf die Kanzel. Sein Lebtage blieb er Prediger der so bescheiden lebenden, zu seinem großen Schmerze 1648 in Münster bei der staatlichen Auseinandersetzung der alten und der neuen Kirche schmäählich vergessenen mährischen Brüder — als deren hochangesehener Bischof er 1670 starb. Aber sein Lebtage auch hat er, unterstützt von gleichgesinnten Freunden, neben theologischen Arbeiten für die Schule gewirkt in Schrift und Wort.

Klar vor allem schied er die Thätigkeit am Kinde in den sechs ersten Lebensjahren als Mutter- oder Hausschule, die vom 6.—12. als deutsche oder Gemeindeschule, vom 12.—18. als lateinische, und vom 18.—24. als akademische. Auf's liebevollste, als habe er die reichste Kindergarten-Erfahrung, geht er ein auf alles, was die Eltern dem Kinde von dem 6. Jahr an in Ernst und Scherz bieten sollen. Er verfolgt feinsinnig die einzelnen Wissensgebiete bis in ihre ersten Anfänge beim Säugling zurück und beantwortet dann die Frage, wann das Kind in die Gemeindeschule zu schicken sei, weniger polizeilich als sachlich treffend dahin: 1. Sobald es kann, was es in der Muttersprache hat lernen sollen; 2. sobald man merkt, daß es was man fragt aufmerken und etwas auch mit Vernunft beantworten kann.

Darf ich einen Augenblick hier bei einer auch heute bisweilen brennenden Frage verweilen, wann die rechte Zeit des Schuleintritts sei: so würde (wie wir sehen) Komenius nach seinen Grundsätzen in die Vorschule durchschnittlich die Knaben von 6 Jahren schicken, dagegen nach Sexta erst mit 12. (Die weiteren Stufen lassen sich weniger ohne weiteres vergleichen.) Mit Recht aber spricht er sich über die ersten Zeiten so aus: *Mancher Baum trägt schon im Frühling Obst, ein anderer im Sommer, ein anderer im Herbst; aber das sieht man, daß die frühe Blüte eher abfällt, die langsameren eher aushalten. Desgl. frühzeitig Obst dient nur zur gegenwärtigen Zeit; das langsamere Obst aber liegt lange. So ist es gut, sie lieber etwas zurückhalten, denn anzutreiben; darum, daß eine junge Rebe, welche im Anfang allzusehr wächst und viel Trauben bringt, sich*



*austrägt, dadurch die Wurzel geschwächt und nichts beständiges haben wird.*

Wie wichtig also, daß mit der Muttersprache nicht nur angefangen, sondern bis zum 12. Jahre fortgeföhren werden soll, ohne mit frühem Stümpfern in sog. klassischer Sprache die Jugendzeit zu verderben. Alle Kinder der Gemeinde sollen die nämliche Grundlage empfangen, Kenntniss der wirklichen Welt in Anleitung zur Selbstbetrachtung, damit allmählich sich herausstelle, welcher der Knaben Geschick habe zum Latein überzugehen, welcher nicht. Denn daß dieses die führende Weltsprache war und bis auf weiteres bleiben mußte, verstand sich. Vergessen wir nicht, daß seine Herrschaft weit hinein noch bis in unser Jahrhundert dauerte. Wie mancher preußische Beamte konnte sich in Nordost- und Südpreußen (das erst 1807 verloren ging) im Polenverkehr mit Latein helfen; noch 1802 rühmt die Nachbar-Hochschule Wittenberg, daß sicher jeder ihrer Studenten sich mit einiger Gewandtheit über alle Vorkommnisse des Lebens in Latein ausdrücken könne; bis 1833 sprach in Ungarn auch der Reichstag nur Latein, wie es allgemeine Amtssprache war und nicht nur das, sondern wirklich parteilose Verkehrssprache über den 13 verschiedenen im Lande geltenden. Ja fast klingt's schon als Sage, daß dies unser Zerbster Gymnasium, wo man bis 1850 Terenz noch in Sekunda las, der Umgangssprache wegen, noch in den siebziger Jahren in Prima eine besondere Lateinsprechstunde hatte.

Diejenigen, welche pädagogische Grundfragen unter Leitung neuerer Denker studiert haben, wissen, und die es thun wollen, werden es einst noch erfahren, wie streng es mancher verurteilt hat, unsre Knaben frühzeitig Latein zu lehren, eine Sprache für Männer, in einer Zeit, wo der lernende in der eignen Sprache noch als Kind lebt. Hat z. B. Schleiermacher schon den Anfang des Lesenlernens spät genug angesetzt: wie darf man sich wundern, wenn er erst da, wo das Verständnis der Muttersprache und das eigne Schaffensvermögen hierin bis zu gewisser Höhe entwickelt ist, die alten Sprachen beginnen lassen will. Nach dieser Seite wird noch viel zu ändern sein, und wenn eine fremde Sprache früh beginnen soll, wird es schwerlich die lateinische bleiben. Aber wir müssen heute hier zu Komenius zurückkehren.

Immerhin brach auch in der Methode Latein zu lernen eine neue Zeit mit Komenius an. Nach dem Hauptgrundsatz (kein



unverstandenes Wort ohne die Sache, überhaupt kein unverstandenes Gedächtniswerk dürfe gelten, sondern steter Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern) begannen die einzelnen Teile bez. Klassen der *Schola latina* (die er *Vorhof*, *Thür*, *Hauptzimmer* nennt) sachgemäß, ehe der Schüler in die *Palatia* der Klassiker selbst eintrete. Aber weil seine Grundsätze natürlich forderten, daß die Sache dem Schüler auch in unmittelbarer Anschaulichkeit vor Augen trete, so arbeitete er sein berühmtestes Buch aus, den *Orbis pictus* — die Welt in Bildern — kurzgesagt eine Einführung in die lateinische Sprache ohne eigentliche Sprachlehre, auf Grund der Anschauung beigegebener Holzschnitte. Was Himmel und Erde, Mensch und Tier, das gesamte menschliche Leben und Treiben, Glauben und Hoffen, der kindlichen Anschauung und Vorstellung darbietet, das war hier bildlich dargestellt, durch beigelegte Beschreibung und Betrachtung erläutert.

Anderthalb Jahrhunderte hat das Buch zahllose Auflagen erlebt, freilich nicht immer verbesserte, man müßte denn als veredelten *Orbis pictus* Basedows *Elementarwerk* ansehen, dessen Bilder trotz der schönen Kupfer nach Goethe's Urteil viel zu sehr zersplittern und verwirren, wo Komenius in einfachen Holzschnitten alles so sinnvoll zusammenstelle, was zusammen gehöre. Des Mähren Nachfolger trennte eben den Doppelzweck; bei dem einen fehlte nun das Latein, andern war dies das wichtigere gewesen.

Es war vielleicht die letzte den alten Namen tragende *Orbis*-Ausgabe, die mir als Knaben zur Hand kam, vom Jessener Rektor Lederer 1809 herausgegeben, mit einem Gesamtbilde vorn, im übrigen in alter Einrichtung von Gott und Himmel, Erde und Natur, der Menschen Leben in allen Gebieten und Gewerken lateinisch und deutsch behandelnd, zur Erleichterung der Spracherlernung mit Vokabelbeisetzung. Insofern auch Schuhmacher- und Schneiderwerkstatt, Buchdruckerei und -binderei mit all den in Ungarn, Böhmen, Polen üblichen Kunstwörtern gegeben waren, trat dies Buch mehr und mehr in Gegensatz gegen die wachsenden Forderungen strengklassischen Lateins.

Gleichwohl würde sich bei näherer Untersuchung (wozu heute hier die Zeit mangelt) vielleicht ergeben, daß man auch auf unsern *höhern Schulen* weniger streng auf Cicero und Atticismus sich hätte beschränken sollen, wollte man nicht bloß Philologen, sondern Theologen, Mediziner, Juristen, Mathematiker für ihre Sonder-



studien weiter greifend ausrüsten. Die von Fr. A. Wolf eng umrissene *Philologie*, deren Jünger gar oft den Schriftsteller mehr um der Sprache willen zu treiben schienen als umgekehrt, hat — so hoch sie an sich als Wissenschaft steht, innerhalb der Schule manche Schuld gesammelt, und insofern ist der jetzt betretene Umgestaltungsweg vielfach berechtigt. Ich unterlasse es ebenso, nachzuweisen, worin Basedow, der uns Anhaltiner so nahe angeht, jenen Komenius erneute, und wiefern er, der vor allem die feinere Gesellschaft zu befriedigen suchte, zurücktrat hinter den Verdiensten eines Pestalozzi, der doch in manchem seine eigenen fruchtbaren Gedanken nicht voll auszuführen verstand, aber ein Herz hatte für Volk und Jugend. Warten wir hier noch manche Klärungen der neuesten Forschung ab.

Man hat Komenius' Verdienste in vier Punkte zusammengefaßt: 1. Herstellung des Rechts der Muttersprache im Unterricht. 2. Volle Würdigung des Sachlichen gegenüber dem Sprachlichen, zumal der naturwissenschaftlichen und verwandter Gebiete. 3. Aufstellung der Forderung der Anschauung, Ersatz durch Bilder, wo das Sachliche nicht unmittelbar zu haben ist. 4. Forderung einer allgemeinen Volksschule im Gegensatz zur Standesschule, so daß in jener die gesamte Jugend gebildet werden solle.

Aber diese vier Punkte reichen nicht aus, wie wir oben sahen, und noch heute verdienen seine Winke von Lehrern sogenannter höherer wie niederer Schulen studiert und ernstlichst beachtet zu werden. Nur eins soll (mein' ich) schließlich hervorgehoben werden, seine tiefgegründete Frömmigkeit; darin sind alle seine Forderungen als Pädagoge fest gewurzelt. Es ist bekannt, wie entschieden Luther den Reformationsgrundsätzen entsprechend 1524 von allen Städtegemeinden Errichtung christlicher Schulen forderte; aber wir sahen auch, wie wenig er und Melanchthon noch das Latein in seine Schranken zu drängen bedacht waren. Klarer erkannte hundert Jahre später, obwohl im ausgesprochenen Anschluß an Luther, Komenius, was not that.

Alle vom Weibe geborenen (folgert er) sind vor Gott gleich und bringen die gleichen Ansprüche auf Erkenntnis der Gotteswelt mit in's Leben. Nicht bloß die Erfahrungen des 30jähr. Kriegs, vor allem die eignen unsteten Lebensgeschicke mußten dem sein böhmisch-mährisches Volk liebenden, aber Deutschland und Schweden, England und Holland viel verdankenden Tschechen Komensky etwas



wie Weltbürgertum aufprägen, mindestens mit Abneigung wo nicht Abscheu erfüllen wider die gegenseitige Befehdung christlicher Glaubensbekenntnisse, bis zum Versuche selbst Katholiken und Protestanten in Glaubensinnigkeit zu vereinigen. Weder *Paulisch* noch *Apollisch* noch *Kephisch* hätte Komenius als ein Korinther sich genannt, sondern *Christisch*. Nicht schlechthin ein Unionsmann, sondern im Vollsinn ein Mann des *Consensus* wäre er heut unter uns. *Große Männer gehören allen Völkern und Zeiten an* — über dies mehrfach begründete Wort hier zu reden ist die Absicht eines unserer jungen Freunde dort gewesen. Der große Schulmann des 17. Jahrhunderts gehört uns weit mehr an als der Vor-Reformator des 15ten, sein Landsmann Hus, der die Deutschen aus Prag zu weichen zwang; Komenius ist unser, da er von uns gelernt, aber in Religion und Wissenschaft uns auch gelehrt hat. Verlangte man doch damals in allen evangelischen Kreisen auch weit über Deutschland hinaus Lehrer aus der Gemeinde der böhmisch-mährischen Brüder, aus Komenius' Schule.

So möge es auch Ihnen, die Sie heute von uns gehn, zeitlebens in Erinnerung bleiben, daß dieser Scheidetag Sie an einen der trefflichsten Charaktere erinnert hat, der in Selbstzucht gelernt, wodurch er seine Nebenmenschen wahrhaft fördere für diesseit und enseit; der durch Wort und Schrift unermüdlich thätig war fast 80 Jahre lang, der alle Zeit (wie sein Vermächtnisbüchlein *Unum necessarium* — das Eine was not ist — gezeigt hat) unverrückt an dem festgehalten hat was vor Gott recht ist. Die meisten von Ihnen wollen künftig im eigentlichen Sinne zum Rechten sehen; aber keiner weiß, in welchem Gebiete grade ihm einst die Stelle von Gott zugewiesen wird, die Gelegenheit mit Treue etwas zu verwalten, Streitende zu versöhnen oder zwischen ihnen zu entscheiden. Gedenken Sie, wo es auch sei, zumal wo die Entscheidung Ihnen schwer fallen sollte, der Muster, die Ihnen hier vorgestellt wurden bis zu diesem letzten. Empfangen Sie u. s. w.



# Die Lösung der Schulfrage

den nationalen-sozialen, wirtschaftlichen und pädagogischen  
Forderungen entsprechend

von

**Dr. Otto Kuntzemüller.**

---

**Preis 1 Mark.**

„Diese soeben erschienene Schrift erörtert in klarer Weise das, worum es sich bei der Schulfrage vornehmlich handelt und darf als durchaus zeitgemäss und beachtenswert allen denen empfohlen werden, die sich für die wichtige Frage interessieren und in das Wesen derselben einen klaren Einblick gewinnen wollen. Der Herr Finanzminister Miquel, dem diese Broschüre vom Verfasser überreicht wurde, antwortete demselben mit folgendem Schreiben: „Ew. Hochwohlgeboren spreche ich für die mir mit dem gefälligen Schreiben vom 28. d. Mts. gütigst übersandte Schrift über die Lösung der Schulfragen meinen verbindlichen Dank aus. Ich habe diese Arbeit mit besonderem Interesse gelesen, da auch ich im Wesentlichen Ihre Auffassung teile und insbesondere davon überzeugt bin, dass, sofern eine Schulreform auf der erörterten Grundlage vom pädagogischen Standpunkte aus möglich ist, dadurch dem Staate, den Kommunen und den Eltern grosse Ausgaben erspart werden würden.“ — Mögen diese Zeilen des Herrn Finanzministers Miquel für die Wichtigkeit obiger Broschüre sprechen und für deren Verbreitung wirken helfen.“

„Post.“

---

## Büchereien

**mittelbarer Fürsten und Grafen Deutschlands und Oesterreichs**  
sowie ehemal. freier deutscher Reichsstädte

von

**Dr. jur. Gröpler,**

Herzogl. Bibliothekar.

 **Preis 1 Mark.** 

**Zweite Auflage.**

Bibliotheken Deutschlands und des Auslandes, sowie Gelehrte überhaupt sind sicher Käufer dieses jeder Bibliothek unentbehrlichen, mit riesiger Mühe zusammen getragenen Handbuches.



In gleichem Verlage erscheint:

# Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler.

---

Mit Illustrationen

in Photogravüre, Lichtdruck, Phototypien und Zinkographieen.

Vollständig in 10 Lieferungen.

à Mk. 2,50.

---

Lief. I./III. dieses Werkes liegen vor und haben bereits die lobendsten Besprechungen in Zeitungen, berühmten Journalen und von angesehenen Gelehrten hinter sich. Lieferung IV. befindet sich im Druck und wird Ende April 1894 die Presse verlassen.

**Professor Kirchhoff** in Halle, einer der berühmtesten Geographen Deutschlands, schreibt über „Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler“ nachfolgend:

„Soeben wurde die Anfangslieferung eines vielversprechenden Werkes durch Hermann Oesterwitz in Dessau der Oeffentlichkeit übergeben, betitelt: „Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler. Herausgegeben und bearbeitet von Professor Dr. Büttner Pfänner zu Thal.“ — Nach einer kurzen, von Th. Stenzel klar und übersichtlich entworfenen Skizze der staatlichen Entwicklung des Anhalter Landes seit frühem Mittelalter entrollt sich vor dem Blick des Lesers in Wort und Bild die staatliche Fülle geschichtlicher Denkmale von Bauteu und Kunstwerken verschiedenster Art, an denen Anhalt reicher ist, als manches weit grössere Staatsgebiet. In der vorliegenden Lieferung werden wir zunächst in den Denkmälerreichtum des Ballenstedter Kreises eingeführt. In ausgezeichnet gelungenen Lichtdrucken beschauen wir da Aeusseres und Inneres der Stiftskirche von Gernrode mit dem unserer ganzen Nation heiligen Grabmal des Markgrafen Gero, das Schloss zu Ballenstedt, die vom Waldesgrün überwucherten Reste der Stammburg Anhalt, die in edelm romanischen Stil und altertümlichen Skulpturen hohen Kunstwertes dem Ballenstedter Kirchenkleinod verschwisterte alte Klosterkirche von Frose, dazu manch interessantes bürgerliches Bauwerk, wie die alten Rathäuser von Ballenstedt und Harzgerode, ein merkwürdiges, mit Laubenaltan vor der Hausthür, zu dem eine Freitreppe führt, vorzeitig anmutendes Wohnhaus von Günthersberge, ferner Kunstwerke der Skulptur, wie den prächtigen Altar in Kleinalsleben, Reliefs von Glocken und Taufsteinen u. dergl. Der Text ist knapp gehalten, unterrichtet aber stets verlässlich an der Hand der genau angeführten Quellenlitteratur über das Geschichtliche und mit Hülfe eingedruckter Grundrisse über das Bauliche. Die technische Ausstattung des stattlichen Quartheftes von 48 Seiten ist voll ebenbürtig der Gedicgenheit des Inhalts, der Preis (2,50 Mark) für das Dargebote ne erstaunlich mässig.“

Prof. A. Kirchhoff.“



# Fürst Bismarck als Redner.

Eine rhetorische Studie

von

Professor Dr. Gerlach.

Preis 50 Pfg. — Dritte Auflage.

„Allen denjenigen, auf welche Niebuhrs Ausspruch, dass den Deutschen die Fähigkeit anzuerkennen mangle, nicht zutrifft, sei diese Studie wärmstens empfohlen. Viel ist über Bismarck als Redner gesagt; das in der Broschüre Ausgedrückte erschöpft alles, was darüber gesagt werden kann. Ein gerechter Mann, ein klarer Geist zieht hier die Summe aus Bismarcks öffentlichem Auftreten in unantastbarer Weise. Es ist wohlthuend, in jetziger Zeit derlei Erscheinungen auf dem Büchermarkt zu begegnen.“

„Berliner Börsenzeitung.“

„Es ist jetzt wahrlich an der Zeit, den welthistorischen Charakter Bismarcks unparteiisch zu beleuchten und ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die man ihm in den letzten Jahren vielfach geweigert hat. Kurz und bündig, überzeugend in der Darstellung und glücklich in den Proben, die er giebt, hat der Verfasser dieser kleinen Schrift alle diejenigen auf seiner Seite, welche die Grösse des Mannes zu würdigen wissen, der auch, wie Professor Gerlach erweist, als Redner stets ein Mann der That und der Thatsachen und nie ein Diener der Phrase war.“

(Schorers Familienblatt. Nr. 28. 1891.)

---

P. Vergili Maronis

BU COLICA.

Herausgegeben

von

Franz Hermes.

== Preis 60 Pfg. ==

Der Zweck dieser Ausgabe ist, die „Bucolica“ in chronologischer Ordnung zu veröffentlichen und von zahlreichen Zusätzen zu reinigen, die sich bereits im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit eingeschlichen haben. Die Ausgabe ist in den verschiedentlichen Fachzeitschriften eingehend und sehr lobend besprochen und begegnet ganz besonderem Interesse. —



# Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

Ein Wort zur Wehr und Lehr über Wesen, Bedeutung,  
Ursprung und Ziele der Freimaurerei.

Von einem wahrhaft deutschen Vaterlands-Freunde.

**Zweite vielfach vermehrte Ausgabe.**

**Preis: Mk. 1,50.**

„Die bereits im Jahre 1888 in etwas anderer Form erschienene Schrift liegt hier in 5. Auflage uns vor. Beweist schon die wiederholt notwendig gewordene Auflage, dass wir es hier mit einer wirklich gediegenen „Lehr- und Wehrschrift“ zu thun haben, so zeigt dies der Inhalt erst recht. Allenthalben merkt man dem Verfasser an, dass es ihm mit der Freimaurerei heiliger Ernst ist, allenthalben wirkt der warme Brustton überzeugend. Es ist wohlthuend, der Schmähschrift „Freimaurerei und Sozialdemokratie“ ein solch gediegenes Werkchen gegenüberstellen zu können, dessen Leitmotiv ist: „Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist.“ Wem dieses Wort Lessing's noch gilt, der versäume nicht, sich das Schriftchen anzuschaffen, er wird aus dessen Lektüre reiche Belehrung schöpfen. Das Buch ist hochinteressant geschrieben und unterrichtet offen und klar über Wesen und Geheimnisse der Freimaurerei.“

„Bauhütte.“

---

## Ueber die innere Ausschmückung evangelischer Kirchen

namentlich

mit Werken der Bildhauer- und Malerkunst.

Vortrag

von

**C. Bennhold,**

Professor am Herzogl. Friedrichs-Realgymnasium in Dessau.

**== Preis 30 Pfg. ==**

Diese hochinteressant geschriebene Studie wird nicht allein jedem Geistlichen von höchstem Interesse sein, sondern auch Kunstästhetiker, Maler, Bildhauer, Baumeister, sowie jeder Gebildete überhaupt wird in dieser Broschüre sehr wichtige Aufklärungen, fesselnde Details und vieles Lehrreiche finden.



# Goethe als Sozialpolitiker.

## Ein Beitrag zur Beurteilung der sozialen Frage.

Von

**Professor Dr. Gerlach.**

**Preis 50 Pfg.**

Wenn irgend jemand vermöge seiner Stellung, in der Lage war, die soziale Frage ruhig, leidenschaftslos zu erörtern und Vorschläge zu deren Lösung zu machen, so war es Goethe, der von vielen Menschen in Weimar mit einer Art von Anbetung Genannte, noch mehr als Mensch, denn als Schriftsteller Geliebte und Bewunderte. Es ist das Vorrecht des Genies, seiner Zeit vorauszuweichen. — Wir müssen es uns hier natürlich versagen, an der Hand des Verfassers die Wanderung durch den Idealstaat Goethes anzutreten, aber das dürfen wir mit vollem Recht behaupten, es ist dem Verfasser durchaus gelungen, einen an sich so trockenen Stoff, wie ihn die bekannte Darstellung in Goethes Wilhelm Meister bietet, nicht bloss zu einem geniessbaren, sondern zu einem hochinteressanten umzugestalten. Bellamy, der Professor in Boston, und Eugen Richter, der grosse Zahlenkünstler, beide entpuppen sich zur Ueberraschung der Welt als Dichter, sobald sie die soziale Frage in die Hand nehmen; und wenn der eine die Sache tragisch behandelt, scheint sich der andere, dem die für einen Tragiker erforderliche Quelle zu fehlen scheint, lieber in idyllischen Schilderungen zu ergehen. Gregorovius mit seinem „Himmel auf Erden“ bezeichnet uns mit kräftigem Pinsel in satten Farben ein krasses Bild des sozialen Zukunftsstaates. Alle Drei tragen jedoch wenig zur Lösung der sozialen Frage bei, dagegen ist Gerlach mit seiner Schrift der grosse Wurf gelungen, nicht bloss zur besseren Würdigung des Dichters beizutragen, sondern auch die Lösung der schwebenden sozialen Fragen in ruhiger und objektiver Weise angebahnt zu haben. Die vorliegende Schrift Gerlachs bietet gediegenes Material zu Vorträgen in Arbeiter- und Volksversammlungen, zu Diskussionsabenden in Vereinen, zur Orientierung und Klarlegung in der weltbewegenden Frage; zum ernstesten Studium für jeden einzelnen, der in sich die Pflicht fühlt der Wirksamkeit für Menschenwohl und Menschenglück. Wir begrüßen das Erscheinen der Gerlachschen Broschüre auf das wärmste und können sie nicht dringend genug zur Anschaffung empfehlen, sie dürfte auch zur grösseren Verteilung in Volksbildungsvereinen etc. recht geeignet sein.

Anhalter Staatsanzeiger.



# Nationalität und Humanität!

Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie

von

Professor Dr. Ritter.

== Eleg. brosch. Mk. 1.20. ==

Vor einigen Jahren hielt Professor Pfeiderer in Berlin einen Vortrag über „Nationalität und Humanität“, welcher auf einem theoretischen Gange durch die Geschichte das wechselnde Verhältniß der beiden Ideen zu einander darstellte. Ganz anderer Art ist die vorliegende Schrift; sie versucht, das ethische Leben der abendländischen Völker unter psychologischen Kategorien zu erfassen, und kommt zu dem Ergebnis, dass die deutsche Nation allein dem immanenten Triebe zur Humanität, d. h. zum Gedanken des Menschentums, bis zur Entfaltung ihres totalen Inhaltes gefolgt ist. Diese Entwicklung des menschlichen Bewusstseins vollzieht sich dem Verfasser in vier Formen, der empirisch-religiösen, ästhetischen, verständigen und vernünftigen. Von den vier Perioden, welche er unterscheidet, der vorder-asiatisch-persischen, griechischen, römischen und romanisch-germanischen, widmet er der letzteren eine eingehende Betrachtung, weil sie „Vollständigkeit der Entwicklung durch alle anthropologisch möglichen Formen nicht bloss in theoretischer Konsequenz wie die griechische, sondern mehr noch als die römische durch praktische Ausgestaltung in den Zwecken des Lebens bietet“. Demgemäss schildert er die Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen, Oesterreicher und Nordamerikaner in ihrer eigentümlichen Entwicklung und ihren besonderen Leistungen für die Humanität und wirft dann einen Blick auf die alten Kulturvölker. Die Schrift ist keine leichte Lektüre und setzt beim Leser nicht wenige historische Kenntnisse voraus. Die geschichtlichen Thatsachen erscheinen oft in einem neuen Lichte, ob immer in dem richtigen, ist eine andere Frage. Die Gefahr liegt nahe, diese oder jene Begebenheit den philosophischen Kategorien mehr oder weniger anzupassen. Jedenfalls folgt der Leser der Darstellung mit regem Interesse. Schulbibliotheken sollten nicht versäumen das Buch anzuschaffen, es wird in vielen Fragen bestens benutzt werden. —

W. St.

(Allgem. Schulzeitung 1893. Nr. 11.)



# Prinzipien der Ethik

und

## Religionsphilosophie Lotzes

von

G. Vorbrodt.

Preis 3 Mark.

Obschon ich die Furcht des Verfassers nicht teile, dass bereits ein Decennium nach Lotze's Hingang der Immortellenkranz auf seinem Grabe zu welken droht, schon einfach deshalb nicht, weil Saft und Kraft Lotze'schen Denkens in „namenloser“ Fülle das philosophische Denken der Gegenwart bereichert und durchdrungen hat, so ist doch dies Gedenkblatt zum 1. Juli 1891 mit Freuden zu begrüßen, da es wiederum bezeugt, wie Lotze imstande ist, nicht nur das Interesse des Denkers, der die Welt in das Netz seiner Begriffe einfangen möchte, zu fesseln, sondern auch das Herz dessen zu gewinnen, den es drängt, den wertvollen Sinn des Weltgetriebes zu deuten. Der Verfasser hat das Bedürfnis empfunden, die von Lotze selbst nicht vollendete Ausführung der praktischen Philosophie und der Religionsphilosophie in ihren Prinzipien zu geben, da gerade in diesen Disciplinen Lotze's Philosophie zu einer einheitsvollen Weltanschauung abgerundet wird. Das ist unzweifelhaft ein vielfach empfundenenes Bedürfnis und die Art, wie es der Verfasser zu befriedigen sucht, verdient Dank, obschon natürlich die Lösung solcher Aufgabe nicht mit einem Wurf vollendet werden kann. Jeder, der Lotze's Bedeutung zu schätzen weiss für eine Zeit, wo die „exakten“ Einzelwissenschaften die gesamte Weltanschauung in ihren dürftigen Horizont einzudämmen versuchen, wird gern dem Verfasser folgen, wenn er mit seinem elektrischen Scheinwerfer in grossen Querschnitten den einheitlichen Idealismus Lotze's als das Ferment aller Einzelerkenntnis zu beleuchten versteht.

Der Verfasser setzt freilich für das Verständnis seines Buches eine genauere Kenntnis Lotze's bereits voraus, um so mehr als er die Darstellung und Kritik Lotze'scher Gedanken häufig (z. B. S. 50. 51. 155—156) so eng mit einander verflacht, dass es zweifelhaft bleibt, ob die mit der Darstellung verbundene Kritik Lotze's oder des Verfassers Gedanken ausdrücken soll. Das Gleiche gilt da, wo der Verfasser selbständig Konsequenzen aus Lotze's Prämissen zieht, ohne zu markieren, an welcher Grenzlinie eine eigene Fortspinnung Lotze'scher Gedankenreihen beginnen. Die Darstellungsform ist meist klar und prägnant; es begegnen jedoch Abschnitte von merkwürdiger Unklarheit des Ausdrucks (S. 21 unten u. a. a. O); sie erinnern fast an den Stil von „Rembrandt als Erzieher“, den der Verfasser seltsamerweise mehrmals mit Lotze nach Seiten des erkenntnistheoretischen Untergrundes in Parallele stellt.

Dem Buche wünsche ich viele Leser; nicht sowohl solche, die sich erst in Lotze's Gedankenwelt einführen lassen wollen, als vielmehr solche, die ihre Einsicht in Lotze's Anschauung bereichern und ihre Würdigung derselben vertiefen möchten.

Salbke bei Westerhüsen a/Elbe.

(Theol. Literaturzeitung.)

Besser.



# Naturkunde

für

Mittelschulen, Höhere Mädchenschulen  
und verwandte Anstalten

von

G. Partheil und W. Probst.

Heft I. carton. *M* —.60. Heft II. geb. *M* 1.50.

Heft III. geb. *M* 2.—.

---

**Deutsche Lehrer-Zeitung.** VII. Jahrg. Nr. 1. Mittwoch, den 3. Januar 1894.

Alle drei Hefte bieten etwas Mustergiltiges. Da ist kein Wort zu wenig, kein Wort zu viel! Diese Naturkunde ist eine Arbeit, wie wir sie oft gesucht, aber bislang nicht gefunden. Wir wünschen der gediegenen Arbeit die weiteste Verbreitung im Interesse eines gedeihlichen zeitgemäßen naturkundlichen Unterrichts. Der Preis ist im Verhältnis zu dem Gebotenen äusserst niedrig.

---

R.

**Zeitschrift für weibliche Bildung.** XXI. Seite 623.

Die beiden vorliegenden Kurse behandeln Pflanzen und Tiere nach örtlichen Gruppen, nicht in systematischer Anordnung oder nach Jahreszeiten getrennt. Im Garten, auf dem Hofe, im Stalle in der Stube, Vorräte im Keller, im Garten sind die Gruppen des ersten Kursus, die des zweiten sind: am Rande des Laubwaldes, der Garten im Frühling, die Wiese, das Feld im Sommer, der Garten im Herbst, der Wald im Winter, ein Wintertag auf der Straße, die Laubbäume am Schlusse des Winters. Ein „Rückblick auf die Tiere“ endlich giebt eine kurze, systematisch geordnete Uebersicht der besprochenen Tiere. Die Verfasser schliessen sich also im wesentlichen der Kiefsling-Pfalz'schen Behandlungsweise an. Die einzelnen Abschnitte sind nicht Tier- und Pflanzenbeschreibungen in dem gewöhnlichen Sinne, sondern die Beschreibung ist nur ein Mittel zur Erklärung der Gestalt der einzelnen Organe. Denn auf den Nachweis des Zusammenhanges zwischen Gestalt und Verrichtung, mit anderen Worten auf eine Erklärung der Naturkörper, nicht auf eine blosse Beschreibung haben die Verfasser es abgesehen. Ich hatte früher wiederholt Gelegenheit, in diesen Blättern die Vorzüge einer derartigen Behandlung vor einer rein systematischen beschreibenden hervorzuheben. Dies erste Heft ist ein wohlgelungener Versuch einer Weiterbildung der naturwissenschaftlichen Unterrichtsmethode in der angegebenen Richtung.

---

P. Roloff-Crefeld.

**Haus und Schule** 1893, Nr. 32.

Der Stoff des ersten Kurses ist wie folgt gegliedert: „Im Garten“, „Auf dem Hof“, „Im Stalle“, „In der Stube“, „Vorräte im Keller“, „Im Garten“. Das Gebotene ist interessant gehalten, trockene Beschreibungen und Aufzählungen werden vermieden. Diese Naturkunde dürfte allgemein als die beste jetzt existierende anerkannt werden.

---



**Litteraturblatt für Kathol. Erzieher** XXV. Jahrg. 1894. No. 2.

Die naturkundlichen Lehrmittel gefallen uns in erster Linie aus dem Grunde, dass der Lehrstoff nach Oertlichkeiten geordnet, die Beobachtung in verschiedenen Stadien der Entwicklung und zu verschiedenen Jahreszeiten bethätiget wird. Die beigegebenen Fragen wirken anregend und führen den Schüler zur aufmerksamen Betrachtung der Natur, wodurch die Selbstthätigkeit, die Freude an den Naturkörpern mächtig gefördert werden. Den vierten Kurs beschäftigen unter Erweiterung der Naturkörperbeschreibung die chemischen Veränderungen bei der Verbrennung und Verwesung, die physikalischen Erscheinungen des Wassers und der Luft. Wir erachten das Buch als eines der dem Unterrichte best Gebotenen.

Genthin, 15. Januar 1894.

Das zweite Heft von Partheil und Probst führt im dritten Kursus den Wald, im vierten Wiese mit Wasser vor, sodass das Interesse lange Zeit bei demselben Naturbild verweilt, wodurch Kenntniss und Verständnis des letzteren vielseitiger und intensiver werden. Ueberall ist das Wichtigste aus Physik und Chemie angeschlossen; hierbei haben sich die Verfasser mit Erfolg bestrebt, bei der Eingliederung des Stoffes in den Rahmen der Naturbilder denselben doch so zu ordnen, dass die zusammengehörigen Wirkungen gleicher Kräfte auch zusammen betrachtet werden. Da die Behandlung einfach gehalten ist, wird, trotzdem das Buch für mehrklassige Schulen bestimmt ist, auch der Lehrer der einklassigen Schule dasselbe sehr gut verwerten können, wenn er es versteht, den für sein Heimatsgebiet wichtigsten Stoff auszuwählen.

Dr. Imhäuser, Königl. Seminarlehrer.

---

## Geographische Tabellen

(in 3 Teilen).

**Ein praktisches Hilfsbuch für den Unterricht in der Geographie**

von

**Dr. Wilh. Petersen,**

Rector in Tönning a. d. Eider.

**I. Teil: Deutschland. II. Teil: Europa (mit Ausnahme Deutschlands).**

**III. Teil: Sämtliche aussereuropäische Länder.**

**Preis jeden Teiles 40 Pfg. — Jeder Teil ist einzeln käuflich.**

Es ist ein feststehender Grundsatz, dass aller geographischer Unterricht nur dann fruchtbringend sein kann, wenn die in den Lehrstunden durchgenommenen Sachen auch, soweit dies möglich ist, auf der Karte aufgesucht werden, und deren Lage und Beschaffenheit auf diese Weise dem Schüler klar geworden sind. Um nun dies zu erleichtern, ist versucht, durch eine tabellarische Zusammenstellung, **welche in erster Linie alles dasjenige enthält, was auf der Karte aufgesucht werden soll**, eine Handhabe und Vorlage zu schaffen, **nach welcher der Schüler, namentlich bei der häuslichen Wiederholung, das in der Schule durchgenommene Pensum in nutzbringender Weise sich fester einprägen kann.**

Wenn dies nun zunächst der Zweck der „Geographischen Tabellen“ sein soll, so werden sie **auch manchem sonst noch, der sein geographisches Wissen befestigen will**, eine geeignete Anleitung bieten, sowie jedem Lehrer zu einem brauchbaren Handbüchlein beim Unterricht werden. — Für **Mittelschulen, höhere Töcherschulen, Seminare, Präparanden-Anstalten und verwandte Anstalten** seien die „Geographischen Tabellen“ zur Einführung bestens empfohlen.



# **Vierzig Konfirmandenstunden.**

Im Anschluss an die Verfügung des Königlichen Konsistoriums der  
Provinz Sachsen vom 29. Juni 1892

bearbeitet von

**H. Malo**, Pastor in Züllsdorf bei Fermerswalde.

**Preis: steif brosch. Mk. 1,25.**

Theologisches Literaturblatt No. 9, 3. März 1893. Rezension  
von Prof. Knocke, Göttingen.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine Arbeiten: „Zur Katechismusfrage“ und „Soll der Konfirmationstermin hinausgeschoben werden?“ in den Kreisen der Katecheten vorteilhaft bekannt gemacht. Er erweist sich auch in der vorliegenden Schrift wiederum als erfahrener und besonnener Mann der katechetischen Praxis und zwar einer Praxis, die sich auf ein geistvolles Verständnis des Katechismus gründet und sich lebensvolle Ziele für den kirchlichen Unterricht und die kirchliche Erziehung der evangelischen Katechumenen steckt. Die hier dargebotenen „Vierzig Konfirmandenstunden“ sind darum besonders jüngeren Geistlichen zum Studium und zur Beachtung zu empfehlen. Sie werden von ihnen das unmittelbar anschauliche Bild eines zielbewussten und zweckmässig durchgeführten Konfirmandenunterrichts haben und an demselben lernen können, wie man diesen Unterricht anzufassen hat, um ihn fruchtbringend zu gestalten. Dass sie sich nicht sklavisch an die hier gemachten Vorschläge halten sollen, dass sie den Sakramentsunterricht vielmehr je länger, desto bestimmter seelsorgerisch individuell gestalten müssen, versteht sich von selbst, aber gerade zur Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten bietet ihnen das Buch von Malo eine sehr empfehlenswerte Handhabe.

---

# **Geschichte der Union**

in der evangelischen Landeskirche Anhalts.

Dargestellt

von

**Eduard Siedersleben**, Pastor in Neudorf-Harz.

**Preis: brosch. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,50.**

Diese fleissige Arbeit eines kirchenhistorischen Forschers erregt die Aufmerksamkeit der Geistlichen und Docenten weit über die Grenzen des Anhaltlandes hinaus, ist dieselbe doch ein Baustein für die Geschichte der Union überhaupt.

---

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.



# Psychologie in Theologie und Kirche?

Von G. Vorbrodt.

Preis: eleg. brosch. Mk. 1,—.

Der Verfasser (Pastor in Altjessnitz bei Bitterfeld) des eben erschienenen Schriftchens hat sich schon früher in einem bei demselben Verlage herausgekommenen Buche über Lotze's Ethik als ein tiefdenkender psychologischer Kopf bekannt gemacht. In der vorliegenden Schrift verwertet er seine philosophischen Studien für das Gebiet der Theologie. Die Ausführungen sind bei dem überaus reichen, sich drängenden Gedankeninhalte keine leichte Lektüre: Idee folgt auf Idee, ähnlich wie bei „Rembrandt, dem Erzieher“, ohne ein völlig und ebenmässig ausgebautes System zu bilden, da der Verfasser, wie er in der Einleitung treffend sagt, „Pionier und nicht Paradesoldat der sauberen Systematik“ sein will. Das Schriftchen ist als Vorläufer und als Einleitung für breitere theologisch-psychologische Reformbücher bestimmt, die der Verfasser in Aussicht stellt und deren erstes, eine „Psychologie des Glaubens“, bald veröffentlicht werden wird. Die hochwissenschaftlichen Ratschläge, die schon jetzt vorliegen, werden nicht verfehlen, in den theologischen Fachkreisen berechtigtes Aufsehen zu erregen, ja vielleicht im Laufe der Zeit eine durchgreifende Aenderung im Studium der Theologie herbeiführen. — Das ceterum censeo der Schrift lautet auf jeder Seite „Mehr Psychologie allewege!“ Wie in den übrigen Universitätsdisciplinen, so sei besonders von der Theologie die Seelenlehre zum grossen Schaden sehr vernachlässigt worden. Psychologisch müssen die Vorlesungen angelegt, die theologischen Wahrheiten an Kopf wie Herz gleichmässig angepasst werden. Es wird kein neues Dogma verlangt, sondern nur eine neue, psychologisch aufgebaute Dogmatik. Die Schrift betrachtet zunächst die Psychologie in der Theologie der Vergangenheit, von den durch Aristoteles beeinflussten Schriften der Kirchenväter bis auf das bahnbrechende, aber immerhin nur vorbereitende Wirken eines Schleiermacher und Ritschl. Sodann wird für die Gegenwart verlangt, „dass alle Teile der Dogmatik auf einen psychologischen Nenner zu bringen seien“, und erörtert, welche Richtung der modernen Psychologie zu Grunde zu legen sei. Der Verfasser entscheidet sich für den „Normalphilosophen der Theologie“, für Lotze, und wendet dessen Begriffe zunächst auf das Dogma an. Als besonders entscheidend wird der Unterschied zwischen „Werturteil und Sinnesurteil“ hingestellt, als Unterschied zwischen Herz und Kopf, zwischen Glauben und Wissen. Das „Werturteil“ sei das Sicherste in aller menschlichen Erkenntnis; die grosse Bedeutung des Werturteils für die Rechtfertigungslehre, die Persönlichkeit des Heilands, Offenbarung u. a. wird überzeugend dargelegt in dem mittleren und interessantesten Teil des Schriftchens. Unter gleichen Gesichtspunkten wird sodann die Apologetik, die theologische Ethik und praktische Theologie beleuchtet und für die letztere ein scharfsinniger Grundriss nach psychologischen Prinzipien aufgezeichnet. Am Schluss wird in knappem Umriss die Bedeutung der Psychologie für die Kirche und die einzelnen Konfessionen dargelegt, dass nämlich die psychologische Betrachtungsweise so manchen Bekenntnisunterschied zu verwischen im Stande sei, da dergleichen Gegensätze oft nur auf leicht auszugleichender „psychologischer Einseitigkeit“ beruhen. Das Apostolikum ist zwar bei der Auslegung psychologisch zu vertiefen, aber unentwegt und unverändert als ein „altehrwürdiges Denkmal“ festzuhalten. Den gottgewollten Ordnungen der Kirche hat sich besonders jeder Geistliche trotz aller freien psychologischen Betrachtungsweise unbedingt zu fügen und darf an dem Bekenntnis, auf das er verpflichtet, nicht rütteln. — Mit berechtigter Spannung wird jeder, der das sehr empfehlenswerthe Schriftchen durchstudiert, den in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten des gelehrten Verfassers entgegensehen. Dr. H. Lorenz.



# Das deutsche Reich als Staat.

Eine  
geschichts - philosophisch - politische Studie

von

Professor Dr. Ritter.

I. Teil: Entstehung bis 1871/91.

**Preis 4 Mark.**

Diese vom Professor Dr. Ritter in Luckenwalde verfasste Schrift über das Deutsche Reich steht in Beziehung mit dem kürzlich erschienenen, von demselben Autor verfassten Buche „Nationalität und Humanität“, es verhält sich zu diesem Werke wie der Obersatz zum Untersatz und charakterisiert sich von vornherein als eine echte geschichts-philosophisch-politische Studie, die nur lesbar und verständlich ist für die höher gebildete Welt. Verfasser führt in diesem seinem Werke den Nachweis, dass das Reich denjenigen empirischen Staat darstelle, welcher der Idee des Menschentums am meisten teilhaftig ist, zu welchem Zweck er seinen Stoff in philosophisch-geschichtlicher Weise in sechs Hauptabteilungen (1. Einleitung und Grundlegung, 2. Dynarchie des Cäsarpoapismus, 3. der Staat der Kurfürsten, 4. Dynastismus oder Konstitution, 5. die ständische Souveränität, 6. die Vollendung) und 24 Unterabteilungen scheidet. Das fertige Gebäude muss man nicht bloss nach des Verfassers Ansicht, nach äusserlich ästhetischen Eindrücken, sondern nach der Summe der Bedingungen des empirischen Staates betrachten. Das Reich, oder der Staat überhaupt erscheint nach den bezüglichen Auseinandersetzungen geschichtlich als ein unveränderliches Ideal, das im Flusse der Ereignisse sich entwickelt. — Doch wir kommen bei näherem Eingehen auf das umfangreiche Werk über den Rahmen einer Zeitungsbesprechung hinaus und müssen wir uns eine Skizzierung der hochinteressanten Ausführungen des Verfassers für einen erweiterten Aufsatz in einer Fachzeitschrift vorbehalten. — Die Entwicklung des deutschen Reiches hat Herr Dr. Ritter in besonders anziehender, teilweise neuer Weise kritisch dargethan, namentlich hat er den Uebergang aus dem Mittelalter zur Neuzeit klar festgestellt und dann Preussens allmähliches Erwachen in der Neuzeit sehr geschickt charakterisiert. Möge dem Verfasser die verdiente Anerkennung seiner Studien in den weitesten Kreisen unseres deutschen Vaterlandes zuteil werden; er versteht es, wie selten einer, den Gebildeten mit seiner spannenden, wissenschaftlich gehaltenen Darstellung zu fesseln, und wollen wir nur wünschen, dass er späterhin einmal in eben solcher Manier das von ihm begonnene Werk fortsetzt und dabei auf unseres weiteren deutschen Vaterlandes innere Entwicklung noch mehr eingeht, namentlich hierzu mit durchführbaren Vorschlägen vor die Oeffentlichkeit treten mag. Unsere heutigen Zeilen wollen in unserem Kreise dazu beitragen, dass ein so wichtiges Werk, welches eine Unsumme von Fleiss birgt und die hohe Begabung des Verfassers in jedem Kapitel verrät, die verdiente Verbreitung finde, es wird jedem Gebildeten eine genussreiche hochinteressante Lektüre sein, die ihn, wie selten ein anderes Buch, befriedigt.

(Anhalt. Staatsanzeiger.)











Albert Boser  
Buchbinderei  
München.







Stier, Gottl.

Schulreden und Vorträge aus der Zeit seit 1862 Teils zur Erinnerung, teils  
als Proben dargeboten von Gottl. Stier

Dessau u. Leipzig 1894

Paed.th. 5630

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11870987-9